




VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Die Fahne der Wallonen

Im Verlage von Egon Fleischel & Co.
erschien von Nanny Lambrecht

Die tolle Herzogin. Roman
Die Suchenden. Roman
Die eiserne Freude. Roman

Die Fahne der Wallonen

Roman

von

Nanny Lambrecht

Dritte Auflage



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1915

Aus den Lütticher Forts brüllt's. Feuerschlünde in der schwülen Glut des Augustmorgens.

Die Landleute flüchten. Von Lüttich her rast ein Militärauto mit zwei Brigadiers. Sie winken, sie schreien den Flüchtenden zu:

„Halt! Zurück! . . . Die prussiens in der Stadt! . . . Der ganze Boulevard d'Avroy mit Ulanen besetzt —!"

Ein Pferdegespann, das zur Militärbäckerei nach Lüttich will, macht kehrt, jagt zurück. Die Geschirre rasseln. Die Räder poltern.

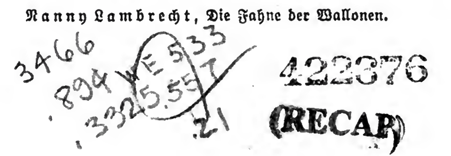
Ein entsetzlicher Donner von Chaudfontaine her. Feuert das Fort oder werfen die Deutschen die Hölle dorthin?

Da wogt nun die Menge der Flüchtigen zwischen zwei grausigen Schrecken: zwischen Kanonendonner und der von den prussiens besetzten Stadt.

Die Verzweiflung packt sie; sie werfen sich zu Boden, sie ringen die betend gekrampften Hände, sie stoßen ihre Hilfeschreie zu dem weißheißen Himmel hinauf: „Seigneur . . .!"

Ein Trupp Karabiniers mit wehenden Hahnenfedern sprengt von der Stadt her. Sie beruhigen die Leute, sie lächeln über ihre Angst. Kein deutscher Stiefel in Lüttich. Spione haben das falsche Gerücht verbreitet. Zwei von ihnen erschossen.

In der Stadt wallt noch die Aufregung fort.



In der Rue Sainte-Foy ein Gewühl von Zivilgardisten, Brigadiers, Jägern mit dem gelben Flügelhorn. Sie streben dem Hause zu, wo General Léman, der Kommandant von Lüttich, mit seinen Offizieren untergebracht ist.

Ein Zimmer hofwärts. Zigarettendampf. Man blättert in dicken Aktenstößen. An einem langen dunkelgebeizten Tische sitzen zwei Offiziere. Die Federn fliegen über den Aktenbogen. Der Adjutant Marcel de Pont-Neuve mit Leutnant Jehotté. Den jungen, schmalen Kopf des Adjutanten umspielen die Rauchringel des Zigarettendampfes. Die ringgeschmückte Hand gleitet durch das gelichtete Haar.

So — fertig! Ein paar Zeilen auf ein Kärtchen, und nun sehen, wie man's durch den Fortgürtel schmuggelt.

„Eh, Sie, Jehotté! Sie wissen ja, wo Schloß Sainte-Barbe liegt, hein?"

„Schloß Sainte-Barbe? Mal nachdenken ... Ah, das verwunschene Waldschloß mit der etwas — Pardon! — stumpfsinnigen Heiligenfigur am Türmchen? Nicht weit von unsern Drahtverhauen, auf Visé zu, wo die deutschen Knallbüchsen ein wenig Lärm machen. Haben Sie ein ‚Hühnchen' durchzuschmuggeln?"

Der Adjutant stieß den Zigarettendampf durch die Nase und schob das Kärtchen in den Umschlag. „Parbleu! Ja, so was Ähnliches. Muß ihr Nachricht zukommen lassen, solange uns die Deutschen noch ein Schlupfloch offenlassen. Stehen an der Ostfront; wie? Dann haben wir über Vivegnis noch freie Passage. Unsre Ingenieure sollen ja wohl noch durch?"

„Ja, heute nacht."

„Machen Sie mit?"

„General hat noch nichts bestimmt.“ Ein schneller Seitenblick nach der Verbindungstür begleitete die Worte.

„Wenn ja, vertraue ich Ihnen meine kleine Affäre an.“ Der Adjutant warf dem Leutnant mit zierlicher Handschwenkung das Kärtchen zu.

Jehotté überflog die Adresse: Baronesse Yvonne de Pont-Neuve-Vanuiden.

„Ah — verwandt?“

„Die flämische Linie. Wir zweigen in vier Linien ab, genannt die Pont-Neuve des quatre bras. Ich habe die Ehre, der französischen Linie anzugehören, Cousin unsers gentilen Ministers Broquille, der ja auch französischer Abstammung. Aus der wallonischen Linie nur noch ein Überbleibsel, unsre liebe, uralte d'Avinge, auch in Schloß Sainte-Barbe. Und dann — morbleu! — die deutsche Linie. Miserable Linie, geht bei Guillaume II. zu Hof.“

„Still!“

„Was da?“

„Die Leute draußen schreien.“

„Ja, man kann nicht arbeiten.“ Der Adjutant tunkte die Feder ein und spie den Stummel seiner Zigarette aus.

Jehotté trat ans offene Fenster, horchte.

„Tiens! Das funkt also von Chaudfontaine her. — Jetzt — hören Sie? — setzen auch die andern Forts ein. Chaudfontaine feuert zu schwach, kann sich gegen die deutsche Batterie nicht genügend verteidigen — Hein, Pont-Neuve! ridikül, was die Ordonnanz meldete, daß die Deutschen schon von La Brouche aus Chaudfontaine beschießen, wie?“

1*

„Tatata — Blödsinn!“

Die Türe flog auf, Hauptmann Bonnie trat ein mit Akten unterm Arm. Eine tiefe, düstere Falte über seiner Stirn.

„Unsere Forts halten sich glorios, wie?“ rief ihm Jehotté feurig entgegen.

„Ja,“ erwiderte der Hauptmann brummig, „sie werden wohl die deutsche Batterie zum Schweigen bringen, aber —“

„Ein ‚Aber‘ hat er trotzdem immer,“ spöttelte der Adjutant, klappte seine Zigarettendose auf.

Unbeirrt fuhr der Hauptmann fort:

„Ich fürchte, daß die deutsche Batterie nur den Zweck hat, irgendwo einen Durchbruch der prussiens zu verdecken.“

„Wo, bitte?“ fragten stürmisch die beiden andern.

„Vielleicht zwischen Fort Barchon und Evegnée — vielleicht.“ Zuckte die Schulter, verschwand hinter der Verbindungstür, die zum Arbeitszimmer des Generals führte.

Die Herren arbeiteten weiter. Schweigend. Bonnie ist immer ein Unglückshahn. Blödsinn!

„Marchand!“

Ein barscher Ruf aus der Verbindungstür. Die Köpfe der Herren schnellten auf. Der Adjutant gab den Ruf weiter: „Marchand!“

Die Ordonnanz erschien in der Tür. Ein Wink nach der Verbindungstür hinüber: „Der General ruft.“

„Marchand! Die Leute draußen zur Ruhe bringen, man kann nicht arbeiten!“

Und der Adjutant: „Marchand! Den Leuten draußen das Maul stopfen, man kann nicht arbeiten.“

Wieder warf er die Feder weg. „Man kann wahrhaftig nicht arbeiten. — Jehotté, also heute nacht?"

„Ja, heute nacht."

„Daß man in Vivegnis durchkommt, glaube ich ja, aber auf dem Schloß?"

„— werden wir eine Signalstation einrichten. Der Alte hat's befohlen."

„Die Rote-Kreuz-Flagge weht auf dem Schloß."

„Desto besser."

„Ist gegen das Völkerrecht Jehotté."

„C'est la guerre."

„Mir schon recht, aber der Baron?"

„Wird und muß wie ein guter Patriot handeln."

Die Verbindungstür flog auf, der kleine schmächtige General mit den nervös blitzenden Augen und der gefurchten Stirn erschien.

„Major Laroche?"

Die Herren sprangen auf; der Adjutant schoß sofort hinaus. Hastig trat der General Léman in sein Arbeitszimmer zurück. Man sah seinen Mitarbeiter, Hauptmann Bonnie, am Fernsprecher. Er rief den Großen Generalstab an.

„Major Laroche nicht da? Major Laroche soll sofort zum General kommen!"

Durch die Gänge schwirrte der Ruf. Die Türen standen offen. Man rannte aneinander vorbei. Eine Unruhe, eine Hast — was war los?

Der Major am Ende des Ganges stürmte die Treppe herauf. Da knallte es auch schon, eine Salve, eine ganze Petarde. Ein rasender Tumult. Plötzlich. Dicht vor der Kommandantur. Am Gangfenster flatterte es vorüber — Sacrebleu! Was ist das? —,

schwebte, wehte — schwarzweißrot — eine preußische Fahne! — Hölle und Teufel! — Schüsse — Zwei preußische Offiziere, sechs Mann — dicht vor der Kommandantur . . . Ein Schuß in die Haustür. Marchand stürzt in den Gang: „Die Deutschen sind da!“ Er bricht zusammen — Blut rinnt ihm aus dem Halse. Hurra draußen. Hurra! Hurra! Ist die Welt aus den Fugen? Ist man verrückt? Die Deutschen in der Stadt? Wie vom Himmel gefallen . . . Gendarmen stürmen heran.

Die Haustür kracht zusammen. Hurra im Hause der Kommandantur. Sacredieu! Der General — den General retten!

Der Major rannte durch die Türen. Der Entsetzensruf drang dumpf durchs Haus: „Die Deutschen! Die Deutschen!“

Der General erschien in der Tür seines Arbeitszimmers. „Major, einen Revolver her!“

Der drängte ihn zurück. „Mein General, Sie werden niedergemacht!“

„Ich hoffe ein gleiches zu tun, solange ich noch Atem habe.“

„Sie dürfen Ihr Leben nicht aufs Spiel setzen!“ Der Major, der ihn um Kopflänge überragt, schob ihn durch die Zimmer, die Hoftreppe hinunter.

Hauptmann Bonnie, noch am Fernsprecher, ruft hinein: „Diable! Die Preußen sind da —“ Er sprang einen fliehenden Soldaten an, entriß ihm den Revolver und stellte sich dem andringenden Tumult entgegen. Da sah er, daß die preußischen Offiziere ihrer Mannschaft voran dem fliehenden General nacheilten, die Treppe hinunter in den Hof.

Er schoß hinter ihnen her. Halt! — im Lärm des Ganges die fürchterlichen Bärenmützen — zwei belgische Gendarmen, mit ihnen der Adjutant und Jehotté. Schüsse, Geschrei. Und wieder Schüsse von der Treppe her. Fensterklirren, Scherben — flüchtendes Volk in den Straßen.

Der Adjutant riß ein Fenster nach dem Hofe auf, sah den Major mit dem fliehenden General, pfiff, rief sie an und wies nach einer niederen Mauer, die in das Nebengelände einer Waffenfabrik führte. Der Major packte den schmächtigen General, drängte ihn über die Mauer, kletterte nach — verschwunden war er.

In den Hof hinein krachten die Schüsse, auch aus den Fenstern ringsum. Die Preußen tauchten auf der Mauer, auf den Dächern auf. Einer stürzte herab, schlug hart auf das Pflaster des Hofes. Eine Bärenmütze aus dem Fenster, Gewehr an der Backe, zielte auf den preußischen Offizier, der die Mauer erkletterte. Paff! sauste ihm die Kugel in den Kopf, schlaff hing der Oberkörper übers Fensterbrett. Die Preußen auf der Mauer! Holt die Preußen von der Mauer herunter! Schuß auf Schuß . . . Ist da noch einer? Da — dort — ein Offizier entkommen — der andre? Ha, vive! — er schleppt sich verwundet nach dem Schuppen — ihm nach!

Auf dem Pflaster des Hofes zucken die Leichen. Blutlachen. Rauchende Revolver. Die kühnen Preußen! Aufgerieben bis zum letzten Mann. Neben ihnen die toten Gendarmen. Ein verwegenes Soldatenstück.

Der tolle Handstreich auf Lüttich.

* * *

Jenseit der Mauer steht ein Arbeiterhäuschen. Eine Hand lüftet vorsichtig den Vorhang. Der flüchtende General fand hier Zuflucht.

In der Kommandantur rasselt unterbrochen das Telephon. Der Große Generalstab läutet an, der Große Generalstab ist konsterniert. ‚Die Deutschen sind da!‘ schrie es dem Generalstab aus dem Hörrohr entgegen, und dann weiter nichts mehr als Schüsse, Schüsse. Und der Generalstab, der fünfundsiebzig Kilometer entfernt von dieser Tragödie sitzt, weiß nicht, was plötzlich in Lüttich vorgeht.

Trrrinkinkinkinkink . . . Der Adjutant am Apparat. „Hier Kommandantur Liège! Habe die Ehre, zu melden, daß ein heftiger Angriff der Deutschen auf die Festung mit Bravour von uns zurückgewiesen wurde.“

„Ah, bravo! Bravo! Werde es sofort dem König melden.“

In den Gängen tönen laute Stimmen, scharrende Schritte. Das schnelle, erregte Sprechen des Generals. Seine Getreuen glückwünschend um ihn. Sein Adjutant kommt ihm entgegen, führt ihn an das offene Fenster. Im Hofe drunten die Gefallenen, die tapferen Feldgrauen; ihre Körper zucken nicht mehr, die Blicke sind verglast, die Helme liegen zerstreut umher.

Des Generals unruhig jagende Blicke haften auf ihnen. „Die ersten Deutschen, die wir sehen, sind — Leichen. Eine gute Vorbedeutung, meine Herren.“ Er ging ihnen in kurzen, schnellen Schritten voran und nahm sie mit in sein Arbeitszimmer, auch Jehotté winkte er mit sich. In seinem ledergepolsterten

Schreibtischsessel nahm er Platz, kreuzte die Beine und suchte in den Taschen nach Zigaretten, bon — und hiermit war seiner Umgebung ein Beweis seiner völligen Ruhe und Kaltblütigkeit gegeben. Aber seine Zigarettenschachtel lag vor ihm auf dem Schreibtisch, und er bemerkte es nicht. Und keiner der Herren machte ihn darauf aufmerksam. Der General war sehr, sehr aufgeregt, aber wenn der General es nicht bemerkt haben wollte, konnte man ihm den Gefallen tun.

Der Adjutant schob ihm seine eigene Zigarettenschachtel zu. Der General nahm hastig, der Major hielt ihm das brennende Zündholz hin. Und da er es nach dem Gebrauch wegwerfen wollte, erbat es sich der Adjutant und legte es in seine Brieftasche. „Auch dieses winzige Ding da wird sein Zeugnis ablegen, wenn einmal die Geschichte dieser Stunde niedergeschrieben wird.“

Der General legte sich in den Sessel zurück. „Sprechen wir es als das aus, was es ist: diese Tat der Preußen steht einzig da in der Kriegsgeschichte.“ Sein Blick ging scharf in die Runde. „Wir haben einen tapferen Feind vor uns, meine Herren. Es ist nicht die Karikatur, an die wir uns gewöhnt haben: der Speck- und Sauerkrautfresser, der durch den Revolver seiner Offiziere in den Kampf getrieben wird. Tant mieux! So wird es der belgischen Armee nur zur größeren Ehre gereichen, diesen Feind ein paar Wochen vor unsern Forts aufgehalten zu haben, bis der Entsatz nachrückt. Aber Dinge wie soeben dürfen nicht mehr vorkommen. Unser Aufklärungsdienst ist schlecht. Wir fühlen uns zu sicher. Das ist nicht gut, das ist absolut nicht gut. Man weiß in diesem Augenblick

nicht, ob nicht unsre ganze Exkursion diese Nacht in Frage gestellt ist."

Das Telephon rasselte. Hauptmann Bonnie sprang an den Apparat.

Jehotté sagte, zum General gewandt: „Mein Kolonel hat sofort Befehl gegeben, von der Zitadelle aus nach Vivegnis hin Patrouille auszusenden, außerdem eine Abteilung vom zwölften Infanterieregiment und bewaffnete Bürgerwehr zur verschärften Brückenwache."

Hauptmann Bonnie kam vom Apparat zurück mit der Meldung, daß in Vivegnis alles ruhig sei, kein Feind im Gelände.

Der General warf die Zigarette weg. „Dann darf nicht mehr länger gezögert werden. Nicht zur Nacht — sofort müssen die Herren bis zum Schloß durchzukommen versuchen. Vom Schloß aus müssen wir über die Absichten des Feindes benachrichtigt werden. Der Umstand, daß dort ein Lazarett ist, kommt uns zugute. Man wird manches über feindliche Aktionen oder auch durch herumgesprochene Gerüchte erfahren, was uns die Flieger nicht zubringen können. Sind die Ingenieure zur Stelle?"

„Augenblicklich sitzen sie auf der Zitadelle."

„Interniert?"

„Zur Vorsicht. Ein unüberlegtes Wort könnte die ganze Sache in Frage stellen."

„Haben Sie über die nähere Ausführung nachgedacht, Kolonel?"

„Wie mein General sagte: in Verkleidung deutscher Offiziere."

„Eh bien?"

„In einem Rote-Kreuz-Auto wird ein ‚deutscher‘ Offizier einen verwundeten Kameraden nach dem Schloßlazarett bringen.“

„Und die Ingenieure?“

„Als bewaffnete Begleitmannschaft neben dem Chauffeur.“

„Sind die Uniformen beschafft?“

„Die Monturkammer verfügt ja über ein ganzes Regal feindlicher Uniformen.“

„Welches Regiment?“

„Aus der Aachener Garnison. 1. Rheinisches Infanterieregiment Nr. 25, genannt: die Lützower.“

„Non, non, das ist zu gefährlich. Aachener Offiziere sind doch Kasinokameraden, kennen sich —“

„Husaren?“

„Oui, oui, nehmen Sie Husaren! Major, Sie müssen mit, Sie haben deutsche Statur. Sprechen ja auch deutsch?“

„Geläufig; ebenfalls Jehotté.“

„Pont-Neuve muß auch mit — wegen des Barons. Hat aber absolut keinen deutschen Akzent.“

„Er sei der Verwundete.“

„Sehr verwundet, todstumm.“

Der General erhob sich. „Morgen früh erwarte ich die Herren wieder zurück.“ Er winkte ihnen mit der Hand zu und ging.

Die Herren standen mit langen Gesichtern beisammen. Der Major sagte: „Soll heißen: Haut euch heute durch und seid morgen früh mit prompter Meldung und heiler Haut zur Stelle!“

„Und der General braucht nur einmal dazwischen zu schlafen,“ näselte der Adjutant durch die Zähne.

Der Hauptmann sah ihn von der Seite an. „Ei, parbleu! Glauben Sie, daß der General schlafen wird?“

„Wenn ich General wär, würde ich es. Vielleicht ist die Auszeichnung vom König für ihn schon unterwegs.“

Der Major neigte sich ihm zu. „Mein lieber Pont-Neuve, in acht Tagen versprachen die Franzosen in Lüttich zu sein — in vier Tagen sind die Deutschen nun hier.“

„Eh bien?“

„Monsieur, ich meine, die Auszeichnung käme zu früh.“

„Par exemple! So denkt kein guter Patriot.“

Der Major reckte sich auf: „Es gibt heute in Belgien keinen einzigen schlechten Patrioten, Monsieur.“ Er grüßte und ging eilig davon . Kaum daß ihm der Hauptmann noch nachrufen konnte: „Um fünf Uhr in der Zitadelle!“

Die andern Herren eilten in ihre Arbeitszimmer, stülpten die Käppis auf und gürteten den Degen um. Die Fenster waren durch die Schüsse zertrümmert. Ein weiter Blick öffnete sich auf die Gelände der Waffenfabrik. Man sah Militär, Arbeiter, Frauen, die Bündel von Gewehren schleppten. Und weiterhin den Hügel hinauf Vivegnis, im Hintergrunde die ragende Zitadelle.

Jehotté schloß seinen Schrank zu und sprach zu Pont-Neuve hinüber: „Sie haben also angenehme Okkasion, Ihr ‚Hühnchen‘ selber zu überbringen.“

„Falls ich nicht als Leichnam anlange, s'il vous plait.“

„Als Verwundeter stehen Sie ja unter der Genfer Konvention,“ scherzte Jehotté.

Sie traten auf die Straße hinaus. Ängstliche Gesichter überall. Man umringte die beiden Offiziere, man wollte wissen, ob Gefahr vorhanden sei. Ein Trupp eilte fluchtähnlich nach dem Maaskai zu.

Aus den Häusern stürzten andere, kopflos, atemlos, vor Schrecken weinend. Bürgerwehr trieb sie zurück. „Hinein in die Häuser! Verschließt die Häuser! Fensterläden runter!“

Da rasselte es, da knarrte es in den Straßen, an den Häusern. Fenster zu, Läden zu. Die Leute flüchteten in die Keller. Ausgestorben, leer das ganze Stadtviertel über der Maas.

Ha! Man wird sie schon herausflöten. Regimentsmusik. Das Blech dröhnt. Los — nach dem Lambertusplatz! Militärkonzert, ha! Lustig, immer lustig! Trrromtomtom, Zimtäterim . . .

Ein Wachtposten am Justizpalast lacht und nickt den scheu Vorübergehenden zu. Da bleibt man stehen, da drängt man sich zu Gruppen zusammen, da atmet man auf, und da lacht man. Ha! Lustig, immer lustig! Lüttich, die fröhliche Wallonenstadt, die sorglose, tändelnde. Die kleinen Mädchen stelzen wieder rund um den Platz und lehnen an dem Zeitungskiosk, die kleinen Mädchen mit den frisierten Köpfen.

Zeitungsverkäufer mit gellenden Stimmen. „Le Soir! — L'Étoile belge! — Le petit bleu! — Revolution in Berlin! — Aachen verwüstet! — Köln überschwemmt! — Guillaume II. verübt Selbstmord!“ . . . Trrromtom . . . Zimtäterim . . . Bum! Krach! Feuer und Tosen an den Außenforts . . . Surrrrrr . . . ein

Flieger in den dunstweißen Lüften. Die Gesichter schnellen auf, die bleichen Gesichter. Ein deutscher Flieger —? Um der Liebe Gottes willen!

Man hält sich den Kopf, man drängt an die Mauern. Die Männer stürmen aus den Häusern. Revolver zur Hand. Arm hoch — Paff! Frauen neben ihnen — schießen in die Luft. Knaben in kurzen Hosen nesteln unter der Weste ihre Revolver zu drei Frank fünfzig heraus ... Paff! ... Halt! Ein französischer Flieger! „Ah salut! Stolzer Pilot, nach Berlin!" Revolver in die Tasche, es ist kein deutscher Flieger, wie könnte auch ein deutscher Flieger es wagen? Lüttich ist die Waffenkammer, Lüttich ist die Hölle. Ah, sie werden sich an unsern Forts die Kartoffelnasen einrennen, die Barbaren, die Uhrendiebe! ... Musik! Hepp allez!

Marcel de Pont-Neuve hatte seine dienstliche Stube in einem Weißwarengeschäft der Straße Sainte-Foy, seine eigentliche Wohnung in der Nähe des verkehrsreichen Lambertusplatzes, der Rue de Salamandre.

Er überschritt den weiten Platz. Die Musik lockte noch. Dann eine blechdröhnende Marschweise: die Nationalhymne, die Brabançonne. Alles sang mit. Mit Schwung und Armschwenken sangen sie.

Die kleinen Mädchen riefen den vorübergehenden Offizier an: „Zieh deinen Degen und halte eine Ansprache, petit Napoléon!"

Er warf ihnen aus halb zugekniffenen Augen Blicke zu. „Es geht nicht, Midinettes, es geht wirklich nicht, ich muß erst fünfzig deutsche Köpfe abhauen."

„O Kolonel, schicke sie uns, wir machen dir einen delikaten Fleischsalat daraus! Also schicke sie uns!“

„Ah, non! Midinette muß sie holen kommen.“

„Ah, tiens! Wo wohnst du, Napoleon?“

„In Salamandre —“

Ah, tiens! Wo die russischen Studenten wohnen.“

Ein Auflauf nebenan an der Place verte. Die Midinettes eilen dorthin. Ein Spion! Wo? Sturm auf das Hotel du Phare. Wo? Ein deutscher Kellner — Die Frauen kreischen, ballen die Hände — Flüche — Alarm — Alarm — Kinder wimmern am Boden. Pferdegetrappel. Gendarmen.

Der Adjutant stieg das Gäßchen hinauf, von dem die Rue de Salamandre abzweigt. Eine stille, saubere Straße, die Häuser fest verschlossen. Und dort das modern gebaute Haus der Studentenwitwe. Am Hochparterre sind die Vorhänge herabgelassen.

Der Adjutant schellte. Es gellte durchs stille Haus, aber niemand ließ sich sehen. Er klopfte an das Drahtfenster der Küche. Niemand. Er stieß seinen Degengriff gegen die Haustür und horchte. Hinter dem Draht am Küchenfenster ein Rispeln, und das runde, gentile Gesicht der Witwe mit dem gewellten, grau-melierten Scheitel ward sichtbar. „Sind Sie es, Monsieur de Pont-Neuve?“ zwitscherte es hinter dem Drahtfenster. „Ach, bitte, gehen Sie wieder fort; ich kann Sie nicht hereinlassen.“ Er trat dicht heran. Und da flüsterte sie: „Die russischen Studenten wollen es nicht —“ Er wollte losfluchen. Da winkte ihre rundliche Hand hinter dem Draht: „Still, still! Sie lauern droben hinter den Fenstern auf die Deutschen; sie sind bewaffnet.“

Jetzt fluchte Monsieur de Pont-Neuve wirklich, drohte, er würde die ganze Bande füsilieren lassen, wenn sie nun nicht sogleich den Riegel zurückschiebe. Da ächzte sie mühsam auf Filzsohlen aus der Küche herauf und öffnete.

Pfeifend trat der Adjutant in sein Zimmer. Zum Pfeifen war die Sache ja nun freilich nicht. Ein Abenteuer, das mit einem Schuß vor den Kopf enden konnte. Bien, wenn es sein muß, hat man auch Courage. Und schließlich kam man nun mal aus dem schlaffen Leben heraus. So ein Krieg regt doch etwas auf. Ganz nett regt er auf. Man glaubt fast, man hat — ja wahrhaftig, man hat Herzklopfen. Sehr hübsches Gefühl. Seit er auf Kriegsschule ging, hatte er schon kein Herzklopfen mehr. Das kommt davon, das kommt davon ... Er pfeift es, er summt es. Und sucht und ordnet da manches in den Schubladen. Briefe, Bilder — man kann nicht wissen. Man will schließlich nicht seinen Nekrolog mit schlechter Wäsche in der Hinterlassenschaft verunreinigen. Er steckt die Bilder in die Ofenröhre. Kommt er wieder, dann holt er die lächelnden Fratzen aus dem Kienruß heraus. Kommt er nicht wieder, dann haben sie hier ein anständiges Krematorium. Er griff nochmals in die Ofenröhre und nahm eins der Bilder wieder heraus. Nein, dieses nicht. Eine Baronesse legt man nicht zu Midinetten. Also in die Brusttasche, mitten aufs Herz. Komisch! Er hat gar nicht die Empfindung, als ob Baronesse dort behaglich liege. Ist ja sonst wie geschaffen zu ihm. Feines durchgeistigtes Gesicht, wie Alabaster, mit Adelslinien. Ein liebenswürdiger Mund, warme, dunkle Augen, reine, strahlende Augen,

noch keine Leidenschaft darin. Das braune Haar fast zu schwer auf dem zarten Kopfe. Und überschlank auch die Gestalt, wie ein Strich. Pariser Schönheit. Sie könnte umbrechen wie ein Strohhalm, wenn man laut niest, dachte Marcel de Pont-Neuve und steckte das Bild ein.

Wieviel Uhr? Um fünf sollte er in der Zitadelle sein. Auf denn zur Monturkammer!

Diese Nacht liegt man entweder hinter der deutschen Front und starrt mit der toten Nase in den Mond, oder man wird Yvonne um einen Kuß bitten . . . Ein nie geküßter Mund, nichts auf dem Erdenrund so wonnig, so süß wie dies —

Droben im Toreingang zur Zitadelle wartete schon das Auto mit der Fahne des Roten Kreuzes. Soldaten wälzten Sandsäcke zur Bastion hin. Aus Kasematte drei und vier scholl Pfeifen und Sang. Jehotté als Chauffeur in eiliger, verschwiegener Geschäftigkeit.

„Hä la! Der Motor muß saufen.“

Ein Soldat kam mit der Benzinkanne. Es tropfte zu Boden.

Jehotté tupfte dem Manne auf die Schulter. „Vorsicht, mon ami, dieser Krieg wird mit Benzin geführt.“ Er lief unruhig in den Kasernenhof zurück, ein schlankes, dürres Kerlchen, fast zappelig, aber brennend vor Begierde zum Kampf. „Ist Major Laroche noch beim Garnisonchef?“

Der Soldat wußte nichts; sie wußten alle nicht, was nun vorging.

Da lief Jehotté die Treppen hinauf, nahm gleich zwei Stufen jedesmal. Beim Chef traf er den Major und den Adjutanten. „Fünf Uhr passée.“

„Wir sind fertig."

Die Herren nahmen die Papiere zu sich, Legitimationen mit dem Stempel einer deutschen Kommandantur, auch nachgedruckte Einberufungsscheine.

„Halt, noch die Passierscheine aus der Festung heraus!" rief der Major.

Sie lagen beiseite, beinahe vergessen.

Der Chef sagte, daß außerdem noch in Vivegnis und an die Wachmannschaft bis zum äußersten Fort Bescheid gegeben sei.

„Nun noch die Parole."

Der Chef trat abseits und schrieb in die Handfläche; ein Wort schrieb er: Liberté. Er trat zu jedem, hielt ihm die Hand vor. Und jeder nickte, stumm, schweigend. Dann rieb der Chef die Handflächen gegeneinander: verschwunden das Wort, das inhaltschwere Wort, das fiebernd erdachte Wort, um das Belgien kämpfen will. Es hinterließ keine Spur, nicht einen Fetzen Papier für einen lauernden Verräter.

„Messieurs, die Stunde ist da. Sie verlangt von Ihnen vielleicht das Opfer Ihres Lebens. Und sie verlangt es schon im Anfang dieses unseligen Krieges, wo Sie noch von größeren Heldentaten träumen. Es hängt viel von dem Erfolge Ihrer Mission ab, vielleicht alles. Die Herren Ingenieure bleiben auf dem Schloß zurück. Sie, meine Herren Offiziere, sehe ich morgen früh wieder — oder nie mehr. Es lebe das unabhängige Belgien!"

„Es lebe das unabhängige Belgien!" schwoll das Murmeln durch den Raum.

Der Chef reichte allen die Hand und sah ihnen nach.

Drunten ein Flüstern: „Apparate zur Stelle?"

„Alles verpackt unter den Sitzen."

Keine Menschenseele in den weiten Höfen. Die Soldaten, sogar die Wache, in den Mannschaftszimmern. Die Torwache hielt bis zur Abfertigung des Autos ein Offizier.

Es war ein offener Wagen mit Halbverdeck. Unter diesem ward der Adjutant als Schwerverwundeter gebettet, eingehüllt in den Mantel, sein bleiches Gesicht in einem sachgemäßen Kopfverband.

„Was habe ich zu tun?" fragte er.

„Schlafen, schlafen, mon cher."

Los surrte der Motor. Siebzig Kilometer Geschwindigkeit bis Vivegnis. Dann Vorsicht. Die Landstraße war teilweise aufgebrochen, die Bäume umgehauen und über die Straße gelegt. Sie mußten Feldwege nehmen. Der Major hatte die Generalstabskarte auf den Knieen. Sie mußten auf die holländische Grenze zu, dort in einem Bogen nach der Ostfront der Festung und auf Visé zu, wo der Sturm der Deutschen auf die Forts einsetzte. Hier nördlich ins Land hinein war der Boden noch vom Feinde unberührt, keine Geschosse, wenig Drahtverhau.

„Halt!" Eine Kavalleriepatrouille tauchte aus dem Gebüsch auf. Mitten im Weg hielten drei Reiter.

Der Major wies die Passierscheine vor.

„Parole?"

„Liberté."

„Passez!"

Los! Deutsches Fähnchen aufstecken. Kurbel andrehen. Raucht der Motor? Geschwindigkeitshebel. Neunzig Kilometer — hundert. Die Hügel fliegen,

die Wälder kreisen. Vorn am Wagen, hinten am Wagen die flatternde weiße Fahne mit dem roten Kreuz. Ein Zug Reservisten von Brüssel her. Eine Munitionskolonne lagert auf der Landstraße, richtet die Abwehrkanone. Spähende Blicke in die Luft. Ein Flieger kreist hoch in den Wolken. Bauerngespanne, einsame Gehöfte, die ragenden Eisengerüste der Telephonstationen. Was kommt denn dort heran?

Ein Wälzen und Schieben und Lärmen. Ein Trupp Menschen, ganz wirr, ganz trostlos. Sie schleppen Körbe, Kleiderbündel, schreiende Kinder auf dem Arm, halb nackt, die Frauen nur den Rock auf dem Hemd. Ein Wagen mit altem Hausrat, ein Greis, der das schnaufende Pferd lenkt. Und noch über die Felder läuft's, rennt's heran, aus den Höfen, aus den Dörfern, einer ruft's schreckensbleich dem andern zu: „Die Deutschen! Die Deutschen!"

Über Zäune und Gräben steigen sie. Ein Mann mit einem quiekenden Schweinchen unterm Arm. Eine Frau mit Bettzeug und dem Kanarienvogel. Zwei Frauen, mit einem Waschkorb Küchengeschirr, schleppen sich müde, weinen, fluchen, drohen und stürmen gegen das Auto an, der ganze Trupp, die wirre Schar. Sie halten die Offiziere mit der grauen Uniform für Engländer. „Hilfe, Freunde! Die Deutschen in Visé! Sie schießen das Dorf zusammen. Ah, guter Gott! Lieber Gras fressen und in einer Höhle verhungern, als den Deutschen in die Hände fallen!"

Der Major winkt die Männer an den Wagen heran. Sie sollen berichten, was vorgefallen ist, wie weit die Deutschen vorgerückt sind. Aber sie sind wirr wie die Frauen. Visé wird beschossen, die Einwohner

flüchten. Viele nach Holland hinüber, aber sie wollen gleich nach Brüssel hinauf, wo der König ist, denn wo der König ist, kann ihnen doch nichts mehr passieren. Ah, man hat's ihnen heimgezahlt, den Allemands, man hat vom Dach runter, von den Bäumen, aus den Kellern geschossen wie bei der Treibjagd des Grafen von Flandern. Er, der's erzählt, hat selbst einen Offizier erschossen, grad als er die Leute von Visé um sich versammelte und ihnen in sauschlechtem Französisch auseinandersetzte, daß sie sich ruhig verhalten sollten. Hä, jawohl. Knax — Bum! platzte ihm eins in den Rücken, und er fällt um — er fällt um, sacridiu! Ja, und da hat man ihn, den Mann von Visé, den tapferen Wallonen, der sein Vaterland verteidigte, vom Dach herunterholen und an die Wand stellen wollen — hä, jawohl, er sprang über den Schuppen und fort ins Feld.

„Brav!" lobte der Major. „Ihr habt ihnen also in Visé die Betten nicht zu weich gemacht."

„In Visé wird kein Allemand schlafen. Sie haben ihr Zeltlager vor Visé."

„Ihr Zeltlager vor Visé," wiederholte der Major. „Wo treffen wir die ersten Deutschen, mein Lieber?"

„Nicht weit mehr, sie schießen jetzt schon auf die Waffenfabrik."

„Von Herstal?"

„Ja, ja."

„Merci bien!"

„Keine Ursach."

Die sonnheiße Landstraße hinauf lärmt der Zug weiter mit Karren, Kindern und Körben. Da hatte man schon die ersten Vorboten der anrückenden Deutschen. Vertriebene, Flüchtlinge, hinter ihnen bren-

nende Häuser, Donner der Geschütze, Gewehrsalven, brüllendes Vieh in verlassenen Höfen.

Hupp, Stoß. Die Straße ist aufgerissen. Ob von einer Granate? Nein, quer herüber aufgegraben. Verteufeltes Hindernisrennen. Noch solch ein Stoß, und der Reifen platzt. Aber Feldwege sind unmöglich. Alles ringsum ist verbarrikadiert, von Granaten aufgewühlt. Und jetzt — da — dort drüben in der Wiese die ersten Deutschen in Sicht. Fernglas ans Gesicht. Ein paar Soldaten jagen den Hühnern nach. Und weiter drüben — fast scheint es eine Feldküche zu sein — ja, ganz deutlich die Zelte des Lagers. Parbleu! Jetzt in Positur. Auf Tod und Leben. Das Abenteuer beginnt.

Der Wagen schwankt, schlingert, steht. Diable! Jetzt hat man die Chose. „Schnell nachsehen! Bitte, die Herren Ingenieure."

Ob man da nicht Deckung nehmen kann? Ein Hof drüben im Heckenweg. „Allez, Jehotté, den Bauer mit Gespann herholen!"

Jehotté läuft querfeldein.

Hinter einer hochwuchernden Hecke versteckt sich das Bauernhaus. Niemand ist in Sicht. Das Weidevieh steht unruhig in den Wiesen, jämmerlich brüllend, die Euter geschwollen. Still, todstill liegt das Haus hinter der Hecke. Da sieht er, daß am Giebel das Dach eingestürzt ist. Er steht vor einem Bretterzaun, schwingt sich hinüber, springt ab — springt auf etwas — etwas Weiches — Dieu! Was ist das? Ein Mensch — ein Toter — der Bauer — starr offen die verglasten Augen — entsetzlicher Anblick. Die Pistole in der festgekrampften Hand. Eine sonderbare Waffe,

unfertig, wie die Waffenfabriken sie in Heimarbeit geben, ohne Schaft, noch nicht brüniert, ein langer Lauf mit selbsttätiger Hülsenwalze. Fünf Schüsse, einer stak noch.

Jehotté ging um das Haus. Die Außenmauern standen noch. Innen die Wände zusammengebrochen, das Haus wie ein leerer Kasten, nur mit Geröll angefüllt.

Langsam schritt Jehotté davon, den Kopf gebeugt, aber in den blanken Blicken den Haß, den erbitterten Haß. So sah es aus, das Gesicht des Krieges, die furchtbare, mörderische Fratze. Ah! Wann kommt der Augenblick, da sein Degen tropfen wird von warmem Feindesblut? Wann?

Die Antwort donnert ihm von den Forts zu, und überall in der Flur, wo es jetzt auffunkt, deutsche Artillerie. Ein Sausen und Brausen durch die Luft. Ein Knattern und Blitzen in der Sonne. Trompetensignale hier, dort, Rossegewieher, Lastautos. Der Major winkt ihm zu. Der Wagen ist repariert. Los! Und kühn hinein mitten ins feindliche Lager. Jehotté hat eine alte Mutter daheim. Die alte Mutter gab ihm als Talisman einen Rosenkranz mit. Diesen Rosenkranz mit den Perlen aus dem Holze der Olivenbäume von Jerusalem preßt er jetzt zwischen den Fingern und denkt an die alte Mutter und betet.

Halt! Weit drüben im Dunst auf der Fahrstraße aufwirbelnde Staubwolken, eine Reihe Kraftwagen. Hinter ihnen her Schüsse. Ob Meldeautos, die sich zuweit vorwagten? Aber die Gelegenheit ist günstig, sich jetzt dort einzuschieben. Ein offener Steinbruch liegt da — schnell in die Furte einlenken, dann den Weg durchs Gehölz, der auf die Fahrstraße zuläuft.

In kurzen Zwischenräumen sausen etwa zwölf Autos vorüber. Jetzt — Anlauf — und in die Reihe hinein. Gott sei Dank! Unbehelligt weiter. Das Donnern und Krachen wird nun fürchterlich. Der Boden dröhnt. Die weiße Luft zischt von glühendem Eisen. — Ah, mon dieu! Was ist das? — Scht! — Wie ein Wasserstrahl über sie hinweg ein Luftstoß, der das Auto fast umwirft — mit schurfenden Rädern rutscht's gegen den Baum, der Chauffeursitz beult ein — was war's?

Dicht im Gestrüpp neben der Landstraße war ein Geschütz eingegraben, nahezu unsichtbar. Und in diesem Augenblick zischte das Geschoß heraus.

Die Bedienungsmannschaften krabbeln aus ihrer Versenkung, lachende, pulvergeschwärzte Gesichter. Hurra! Und wieder in die Versenkung hinunter. Hurra! schallt's noch heraus.

Die Blicke der Offiziere treffen sich in stummem, tödlichem Haß. Ihre Mienen sind ehern, starr wie Totengesichter. Und weiter geht die Todesfahrt. Zwei Mann einer Radfahrabteilung, Gewehr über dem Rücken, sausen vorüber in der Richtung auf Herstal zu.

Und dann mit einem Male rechts und links vom Wege die aufspringenden Feldgrauen. Es wimmelt plötzlich von ihnen auf der Landstraße. Ein Kommando schallt aus dem Wald nebenan: „Die Fichtenhöhe besetzen, nach links entwickeln! Anschluß an die 5. Kompagnie hinter dem Bahndamm. Marsch! Marsch!“

Die schweren Stiefel klatschen auf den Boden nieder, eiserne Schritte, deutsche Wehr. Ein Offizier auf wieherndem Roß sprengt über die Straße und ist schon im Walde verschwunden.

Dröhnen, Holpern, Rasen aus dem Tal herauf.

Staubwirbel auf der Landstraße. Pferdeköpfe stoßen daraus hervor, wallende Mähnen, dampfende Nüstern. Ein Munitionswagen, ein zweiter, ein dritter. Sie peitschen die Pferde. Die Räder springen. Galopp, Galopp! Der Artillerie fehlt's an Munition. Straße frei! Auto halt!

Wie aus dem Erdboden steigt eine Abteilung 25er auf, etwa zwölf Mann. Ihr Führer hält, Halt gebietend, den Degen quer, grüßt und tritt an den Wagen. Er schlägt die Hacken zusammen und steht stramm. Ein junger Hüne, blondköpfig, helläugig, als jauchze der Heldenmut darin. Die Nase leicht gebogen, Schalk und Übermut im Mundwinkel. So steht er da, die schmucke Uniform prall um den Gladiatorenkörper.

Ein Fluch zwischen den Zähnen des Majors. Diable, ein Lützower!

Der Hüne meldet: „Franz Borgers, Offiziersstellvertreter, Erstes Rheinisches Infanterieregiment, Aachen. — Gestatte mir, darauf aufmerksam zu machen, daß die Straße hier unter Feuer genommen wird. Das ganze Tal ist gesperrt, unpassierbar."

Er mußte beiseitespringen. Ein Hagel von Erdklumpen, Splittern, Steinen trommelte auf ihn nieder. Im Straßengraben platzte eine Granate, wühlte sich feuerzischend in die Erde ein und fraß ein klaffendes Loch in den Boden, breit wie das Bassin eines Springbrunnens. Mit einem Ruck kurbelte auch das Auto rückwärts und hielt vor einer Schneise.

„In der Falle," raunte der Major.

Jehotté zischelte über die Schulter zurück ihm zu: „Ich bin dafür, daß wir durch das Feuer sausen. Hier sind wir sowieso verloren."

Da kam auch der germanische Hüne wieder heran. „Der Verbandplatz ist hinterm Walde, wenn wir uns eilen, können wir Ihren Verwundeten noch vor dem Feuer durch den Wald bringen. Der Wagen muß freilich hier stehenbleiben."

Forsch und kurz erwiderte der Major: „Geht nicht. Wie Sie sehen, ist der erste Verband bereits angelegt. Der Leutnant muß ins Lazarett. Wir bringen ihn nach Schloß Sainte-Barbe, koste es, was es wolle."

„Nach Schloß Sainte-Barbe?" In den Augen des Hünen blitzte es auf, ein blankes, freudiges Licht. „Dahin wollen Sie? Ich kam heute morgen von dort. Es ist fast kein Platz mehr, die Verwundeten liegen bis in den Park hinein."

Der ‚Verwundete' schlug die Augen auf, ein mißtrauischer Blick flitzte nach dem Germanen hinüber.

Der Major brach kurz ab: „Wir wollen versuchen, hier durch die Waldschneise mit dem Auto zu kommen. Es wird schon gehen. Vorwärts, Chauff—!"

Aber Franz Borgers machte einen langen Schritt und streckte wieder seinen Degen vor. „In die Waldschneise fährt jetzt Artillerie an. Ich darf niemand durchlassen."

„Auch dann nicht, wenn der Rittmeister es Ihnen befiehlt?"

„Ich hab den Befehl meines Hauptmanns."

„Vorwärts, Chauff—!"

„Dann zwingt man mich zur Gewalt."

„Tun Sie, was Sie wollen!"

„Marschiert auf! Zum Schuß!"

„Schießen Sie los! En avant!"

Fort surrte das Auto durch die Waldschneise.

Verblüfft stand Franz Borgers da. Was war das? Wie war ihm denn? Klang das nicht — Na ja, ein Deutscher sagt auch mal schon was mit einem französischen Schnabel — Donnerwetter, wie das Vehikel dort Sprünge macht! In rasender Fahrt auf dem holprigen Waldweg. So 'nem Verwundeten müssen ja alle Adern platzen. Herrgott, sollte —? Was tun? Die Leute stehen noch Gewehr zum Schuß. Zum Teufel! Er kann nicht mir nichts dir nichts auf deutsche Offiziere schießen lassen. Aber die Sache ist mies, sehr mies. Also los: dem Hauptmann Meldung machen. Eigentlich ein merkwürdiger Verwundeter — mit einem Blick sah der ihn an, als er sagte, daß er vom Schloß herkäme — Teufel! Jetzt wallt ihm das Blut in den Kopf. Ein Esel ist er, ein Quadratesel — läßt ein verdächtiges Auto durch.

„Leute, dem Kasten nach! Schießt!"

Da sah man das Auto schon aus der Schneise heraus und in den Lichtstreif der jenseitigen Straße einbiegen.

„Sauvé!" ächzte der Major in einem langen Atemzug.

Der Adjutant fluchte los: „Wenn die jetzt noch glauben, daß wir mit einem Blessierten so herumhopsen, dann sind die noch blödsinniger, als ich sie mir vorgestellt habe."

„Still! Jetzt kommen wir erst recht in den Tumult. Kaum durchzukommen in dem Gedränge von Wagen und Reitern."

„Die haben jetzt mit dem Aufmarsch genug zu tun."

Ein ganzes Regiment marschierte an. Eins, zwei — eins, zwei — Gewehr geschultert, Tornister bepackt,

Mantel gerollt, Brotbeutel mit Liebesgaben gefüllt. Die munteren Stimmen hallten und schallten. Da und dort löste einer mit ungeschickten Fingern das Silberpapier von der Schokolade. Und einer lief ihnen aus der Wiese heraus mit milchgefülltem Helm nach: er hatte schnell eine Weidekuh abgemolken, die Hände mit den Bechern streckten sich ihm entgegen.

Donnerledder, wie sie loslachten! Derbe Scherze und gutmütige Neckerei. „Französische Würste, französischer Sekt und deutsche Hiebe — hei, wie das schmeckt!“

„Und belgisches Pulver, das ihr leckt!“ knurrte Jehotté.

Sein Fluch wurde von einem tosenden Geräusch eingeschluckt. Ein Riesenschornstein der Cockerillwerke, himmelhochragend wie ein Turm, stürzte unter der Erderschütterung der Geschütze zusammen.

„Herr Kamerad,“ rief ein vorüberreitender Offizier den Major im Auto an, „Augen auf, falls Ihnen ein Mercedeswagen mit einem Herrn und zwei Damen begegnen sollte. Man fahndet auf den Direktor der Cockerillwerke. Ein richtiggehender Deutschenfresser. Soll mit einem Signalapparat unterwegs sein. In dem zusammengerappelten Schornstein haben wir schon eine ganze Station entdeckt. Guten Abend, meine Herren!“

„Stellen Sie höchste Geschwindigkeit ein!“ raunte der Major Jehotté zu. „Die Sache scheint mir verdächtig.“

Einer der Ingenieure nickte. „Es liegt wohl eine Verwechslung mit u n s vor.“

„Scheint so.“

„Sagt Jehotté, daß er sich rechts den Waldrand entlang hält," dirigierte der ‚Verwundete'. „Die erste Kreuzung führt nach dem Schloßpark zu."

„Mais oui, aber um den Wegweiser lagert wieder ein veritables Biwak."

„Auch die Straße herauf marschiert ein Regiment."

„Wo diese Allemands ihre Soldaten aufbringen! Am Samstag erst Mobilmachung."

Jehotté fluchte, der Major fluchte und der Verwundete fluchte. Ihre Flüche erstickten in einem rauhen, starken, immer mehr, immer wuchtiger anschwellenden Schall. Deutscher Kriegsgesang. Germanische Stimmen. Marsch, Marsch, in gleichem Schritt und Tritt. ‚Es braust ein Ruf wie Donnerhall!' Die Stiefel klatschen in dumpfen Schlägen. Feste, markige Gestalten. Entschlossen, in zuversichtlicher, eiserner Ruhe. ‚Lieb Vaterland, magst ruhig sein.' Treuherzige Augen, stahlharte Gesichter, kühne Freude. ‚Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein.'

Jetzt die Kreuzung. Rechtsab fahren. Hinterm Wegweiser hervor tritt ein Wachtmeister und hebt den Arm.

Die Ruhe des Majors ist hin. Jetzt anschnauzen, gründlich anschnauzen. — Hilft nicht. Der Wachtmeister hat Befehl. Ein deutscher Wachtmeister wird sich eher den Säbel in den Leib bohren lassen, als von einem Befehl abgehen.

In nervöser Hast nestelt der Major die Brieftasche hervor und stößt dem Wachtmeister wütend die Legitimationen in die Fäuste. Der sieht sich in gelassener

Ruhe den Packen an, beginnt bedächtig, ein Blatt ums andre gründlich zu studieren.

Starr sitzen die Ingenieure, Jehotté lugt unauffällig über die Schulter zurück. Der Verwundete wird um eine Schattierung blasser.

Und der Major? Plötzlich erdfahl. Er kämpft gegen jähe Bewußtlosigkeit. In der Aufregung hat er in dem Bündel Papiere die belgischen Passierscheine gelassen. Die sind jetzt in der deutschen Bärentatze und nicht mehr herauszukriegen. Das Herz steht ihm still. Jetzt ein rettender Gedanke! Aber das Hirn wie hohl — keine Idee, kein Ausweg. Einfach aus der Hand reißen, losfahren! Unsinn, nein, nein.

Der Major greift mit spitzen Fingern das verhängnisvolle Papier auf, um es den derben, festklemmenden Fingern zu entnehmen. „Das gehört nicht dazu."

Der Wachtmeister ist überrascht, verdutzt — eine blitzhafte Sekunde der Unentschiedenheit. Dann siegt die Überlegenheit des Offiziers über den Untergebenen. Und dahin surrt schon das Auto. Die Fähnchen flattern zwischen den Hecken . . .

„Das Schloß in Sicht," sagte Pont-Neuve, sich halb aufrichtend, „hier beginnt schon der Park."

Ein Aufatmen. Jetzt noch ungehindert ins Schloß, und ist man erst einmal drin, kann man sich schon vorsehen.

„Daß mich nur kein Arzt zwischen die Finger nimmt!" murmelte der Adjutant und legte sich zurecht.

Der Major tupfte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Diese letzte Aufregung griff an seine Nerven. „Ich bin der Ansicht, daß wir die Fahne abhissen und

glatt einfahren. Auch Pont-Neuve soll den ‚Verwundeten‘ ablegen.“

„Sie fürchten —“

„Nicht nur, daß ein Arzt Sie in die Hände kriegt.“

„Ah — man könnte uns verfolgen?“

„Dieser Lützower!“

Der Adjutant schnellte auf und riß den Verband ab. Er nahm den Spiegel aus der Manteltasche und bürstete sich das Haar.

„Bon — dann mit grandioser Frechheit durch und sagen, daß wir deutsche Signalstation einzurichten haben. Setzen wir alles auf eine Karte.“

Das prächtige schmiedeeiserne Tor des Parkes stand weit offen. Ein breiter gelber Kiesweg führte bis zum Schloß. Die Empfangshalle im Erdgeschoß war offen, Betten standen aufgereiht, Palmbütten dazwischen. Die Ärzte waren bei der Arbeit. Verwundete lagen auf den Rasenplätzen und auf der Treppe. Dienerschaft ging ab und zu mit Schüsseln voll Wasser und blutgetränkten Tüchern. Man eilte hin und her. Die Wirtschafterin in weißer Schürze füllte aus einer Kanne Wasser mit Rotwein in die Becher.

„Kaffee!“ riefen die Grauen. „Kaffee!“

Der Oberarzt sah flüchtig auf. Wieder ein Auto? Verwundete? Nein. Und er kümmerte sich weiter nicht darum. Sein langer, blonder Unterarzt eilte einem Trupp entgegen, der hinter dem einfahrenden Auto hertrabte. Zwei Soldaten, die auf einer Tragbahre von Baumästen und Laub einen Schwerverwundeten einbrachten, einen, dem die Kinnbacke weggerissen war. Er gab noch Lebenszeichen von sich.

Die fremden Offiziere sprangen aus dem Auto und

schritten schnell durch die Halle. Jehotté fuhr auf einen Wink des Adjutanten ums Haus auf die Remise zu.

Die Verwundeten reckten die Köpfe auf und führten unwillkürlich die Hand zum Gruß an die Schläfe. Pont-Neuve schritt voran, dankte mit Händewinken, eine graziöse, fast damenhafte Bewegung. Der Major teilte im eiligen Vorübergehen Zigaretten aus. Ein flüchtiges Wort, mehr nicht. Seine Pulse schlugen. Die entscheidenden Augenblicke nahten. Seine fiebernden Gedanken kreisten. Auf seine Schultern war die Verantwortung dieser Mission gelegt.

Der Adjutant stand schon an der Treppe, die aus der Halle hinaufführte.

In diesem Augenblick kamen von droben herunter flüchtige Schritte, trippelnd auf dem Marmor. Schattenhaft zeigte sich eine Gestalt im glänzendschwarzen Seidenkleid, das weich die Formen umschmiegte. Aus dem weiten Halsausschnitt leuchtete die matte Haut des feinen Halses und Nackens. Darauf saß ein schmaler Kopf mit einem durchgeistigten Gesicht.

Die Baronesse wich einen Schritt zurück.

Pont-Neuve aber war schon mit einem Sprung zu ihr hinauf und raunte ihr zu: „Kein Wort, Yvonne, wenn Ihnen mein Leben lieb ist!“

Da trat sie kühl und fremd beiseite und ließ ihn vorübergehen.

Der Major murmelte nur seinen Namen und ging gleichfalls vorüber.

Langsam, sicher und beherrscht stieg die Baronesse die Stufen nun vollends hinunter und schritt auf den langen Blonden zu. „Docteur, kann ich helfen?“

Er lächelte fast schüchtern, der Lange, der sich bei Frauen so unbeholfen fühlte. „Wenn Sie meinen Leuten ein paar Karten in die Heimat schreiben wollten?"

„Ah ça! Also zu allem andern untauglich."

„Das nicht — aber meine Leute genieren sich."

„Vor mir?"

„Ich glaube fast."

Ein köstliches Lächeln glitt über ihr Gesicht. „Wissen Sie, daß das sehr, sehr schön ist, wenn ein rauher deutscher Krieger sich vor einer Dame geniert."

„Ein deutscher Barbar, nicht wahr?"

„Pst! Keine Politik zwischen uns. Das haben wir doch ausgemacht, pas?"

„Bitte, das haben Sie mit dem Lützower ausgemacht."

„Oh, mit ihm ist nichts auszumachen. Ich fürchte, er ersticht mich noch."

„Das würde ich ihm aber sehr übelnehmen."

Sie lächelte ihm zu und glitt weiter. Es fiel ihm auf, wie unruhig sie war. Da hörte sie droben durch das offene Fenster die Stimme ihres Vaters, überrascht, froh. Und heftig klirrte das Fenster zu. Vom Kapellentürmchen tinkte es licht und hell in den sinkenden Abend.

* * *

Marcel de Pont-Neuve fiel dem Baron als tödliche Überraschung ins Zimmer. Dann faßte dieser sich und umarmte den jungen Mann. Er begriff im Augenblick. Marcel in deutscher Uniform, also eine wichtige Mission. Groß, vornehm, elegant stand der

Baron da, nur an den Schläfen ergraut, die Fältchen liebenswürdig kulanten Lächelns um die Augen. Er faßte den jungen Offizier an beiden Schultern und drängte ihn zum Niedersitzen.

Der versank in dem Polster des Sessels. Vorerst eine Zigarette und dann losschießen. „Papa George,“ begann er, denn er war schließlich doch schon der Sohn hier im Hause, „Papa George, du hast diesen Deutschen doch wohl noch nicht deine letzte Veuve Cliquot geopfert? Denn auf französischen Sekt und Pendülen haben die Allemands es ja abgesehen.“

„Du hast dich vermutlich nicht hierhergewagt, um mich das zu fragen, mon ami?“

„Eh bien, ich will dich ja auch nur hinhalten, Papa George.“

„Hinhalten?“

„Bis Jehotté drunten ausgepackt hat.“

„Jehotté packt aus?“

„Ja, eine tragbare drahtlose Station und einen Signalapparat.“

„Und der soll hier —?“

„Soll hier im Turm angebracht werden, Papa George.“

Der alte Herr sprang auf, machte zwei Schritt ins Zimmer hinein und stand wieder dicht vor dem Adjutanten. Seine Brauen zuckten. „Mon ami, dann laß nur wieder einpacken. Die Deutschen haben hier schon eine Station eingerichtet.“

Marcel fuhr aus dem Polster heraus. Aber dann wieder schlaff und überlegen: „Eh bien, du hast ja doch mehrere Türme. Sitzen die Deutschen d a, so können wir ebensogut d o r t sitzen. Wir brauchen nichts von-

einander zu wissen, bis vielleicht zur Nacht einer von uns einschleicht, den stationierten Beamten hinlegt, den Apparat zerstört und dafür vielleicht selbst sein Leben opfert.“

Der Baron versenkte beide Hände in die Taschen. Aus seinem Gesicht war das weltmännische Lächeln weggewischt. „Du riskierst deinen Kopf. Sehr ritterlich. Aber du bist so freundlich, auch meinen und die meiner Familie zu riskieren nebst meinem Anwesen, das du der Vernichtung preisgibst. Bien, auch davon abgesehen. Aber es stehen andre im Schutze meines Hauses, über die du nicht verfügen kannst.“

„Die Verwundeten — wie? Haben die Deutschen darauf Rücksicht genommen, als sie ihre Apparate dir in den Turm stellten?“

Ein tiefer Atemzug des Barons. „Sie sind nun einmal hier als Sieger — vielleicht nur vorübergehend, aber sie sind's. Mein Schloß als Lazarett steht unter dem Schutz der deutschen Waffen. Dieses ganze Gelände ist in deutschem Besitz. Es ist nicht anzunehmen, daß ein belgisches Geschoß sich noch hierher verirrt. Eine belgische Gefahr besteht für das Schloß nicht mehr. Demnach konnten sie sich mit ihren Apparaten hier einrichten, ohne damit die Verwundeten in die Gefahr feindlicher Beschießung zu bringen. Ich bitte, halte das auseinander. Du aber willst hier ein tödliches, abenteuerliches Wagnis beginnen auf Kosten von soundsovielen Hilf- und Schuldlosen. Und dem widersetze ich mich.“

Jetzt verließ auch Marcel die Ruhe. In bebender Nervosität sprang er auf. „Du wirst nicht annehmen, Papa George, daß wir diese gefährliche Fahrt bis hier-

her unternommen haben, um wie heimgeschickte Schuljungen zurückzukehren."

„Die Verantwortung trifft euch nicht. Sie trifft auch mich nicht. Wir stehen alle unter einem furchtbaren, zwingenden Geschick."

„Papa George!" Marcels ganzer Körper bebte in zitternder Aufregung. „Du hast dir dein wallonisches Herz zerdrücken lassen."

Da griff der Baron seine Hand, preßte sie und hauchte tonlos: „Ja, Marcel, zerdrückt — aber es blutet. Mehr kann es nicht und darf es nicht."

Ihre Hände wurden warm ineinander. Jetzt verstand der Junge den Alten. Was mußte es leiden, das zuckende wallonische Herz, wenn es den eisernen deutschen Schritt durchs Schloß klirren hörte!

Es klopfte leise, und schon tat sich die Tür auf. Der Major trat heftig ein. „Nun?"

Der Adjutant ging schnell zu ihm. „Eine Unmöglichkeit."

„Es gibt keine Unmöglichkeit in diesem Falle."

„Eine deutsche Signalstation ist bereits —"

„Weiß ich. Und trotzdem!"

„Nun denn — der Baron weigert sich."

„Dann wird der Herr Baron die Güte haben, dieses Zimmer nicht mehr zu verlassen. — Herr Baron, Sie sind mein Gefangener, Sie werden mit mir dieses Zimmer bei Tag und Nacht teilen. Nehmen Sie Platz. Es darf Sie nicht belästigen, wenn ich den Revolver hier vor mich hinlege. Es steht ja bei Ihnen, ob ich ihn gegen Sie richten muß oder nicht."

„Das geschieht mir in meinem Hause und von Offizieren meiner Nation?"

„Ich habe die Ehre, Sie daran zu erinnern, daß die Nation Ihr Opfer fordert.“

Drunten erscholl Hufgeklapper und rasender Galopp über den Kiesweg. Der Adjutant flog ans Fenster. Ein Reiter auf schweißdampfendem Pferd ritt in den Hof, Schaum flockte vom Gebiß des Pferdes, der Kies spritzte unter den Hufen auf.

Ein Ruf ins Zimmer zurück: „Der Lützower!“

Ein Wort wie ein Donnerschlag.

Und noch durchs Parktor — Marsch, Trab — zwei Reihen Feldgrauer, geführt durch den Wachtmeister vom Wegweiser.

Der Major nahm den Revolver in die Faust und knirschte zwischen den Zähnen hervor: „Drei Deutsche auf meine Leiche — billiger kommen sie nicht weg.“

Der Baron faßte ihn beim Arm, um ihn mit sich fortzuziehen. „Kein Blutvergießen in meinem Hause!“

Er rief nach Marcel. Doch dieser war verschwunden.

Drunten in der Halle tönten Stimmen. Ein Kommando. Die schweren Schritte des Lützower Franz Borgers kamen die Treppe herauf. Seine laute Stimme drang durch den Korridor. Er rief nach dem Baron.

Da ging am Ende des Ganges, neben der Nische, wo die blanke Ritterrüstung stand, eine Tür auf. Ein Lichtstreif fiel aus dem Zimmer heraus. Und in diesem Lichtstreif stand wie ein hineingemaltes Schattenbild Baronesse Yvonne.

Ihre Stimme klang hell und zart: „Oh lala! Sie schreien wie ein Schutzmann, Monsieur.“

Seine wuchtigen Schritte stampften zu ihr hin.

über sein gebräuntes Gesicht ging ein Leuchten. „Darf ich da hinein?"

„In mein Zimmer?"

„In Ihr Zimmer."

„Möchte erst wissen, warum?"

„Sie glauben nicht, wie es einem Kriegsmann wohltut, nach dem Lärm da draußen in einem Damenzimmerchen zu sitzen."

„Sie riefen doch nach dem Baron."

„Er ist vermutlich bei Ihnen."

„Wieso?"

„Ich rieche seine Zigarette."

Er schnupperte die Luft auf. Es schien ihm, als lache die Baronesse sehr gezwungen. Er schob sich aber schon in das Zimmer.

Das Zwielicht zitterte durch den Raum. Durch die herabgelassenen gelbseidenen Vorhänge drang der Laternenschein aus dem Park herüber. In der Fensterecke hing eine geschnitzte japanische Laterne mit Perlenbehang. Baronesse knipste das Licht an, und rotglühend floß es aus dem Schnitzwerk. Unter der Laterne stand ein Onyxtisch mit zwei Savonarolastühlchen. Mit eleganter Handbewegung wies sie ihm Platz an, mechanisch, wie abwesend. Er griff an die Lehne des zierlichen Stühlchens. „Hält das stand?"

Sie schnellte auf und wehrte mit beiden Händen ab: „Ah non, mon dieu!" und wies zum Ecksofa hinüber.

Er sah sich um. Sagen wollte er: ‚Schön wie im Märchen,' aber der Augenblick war verdammt wenig danach angetan. „Also der Baron ist wirklich nicht hier?" fragte er etwas starrköpfig.

„Sehr komisch, Monsieur, Sie setzen sich zu mir und fragen nach dem Baron. Wollen wir ihn suchen, ja?"

„Nein, bleiben Sie!"

Sie folgte seinem Blick. Dieser Blick haftete plötzlich auf einem Stehbild auf der Platte des Zierspindes. Das Blut kochte ihm zu Kopf. Das Gesicht — Herrgott, das hatte er doch gesehen, das kannte er doch! Oder —? Ach was, so täuscht man sich nicht. Das Gesicht war ihm gleich aufgefallen, es schwebte ihm noch vor den Augen, als das Auto mit der Roten-Kreuz-Fahne schon längst außer Sicht war. Und dieser Kerl stand nun am Ehrenplatz in ihrem Zimmer! Na ja, sagten die Auto-Herren nicht, daß sie nach Schloß Sainte-Barbe wollten?

Er stand auf, heftig stand er auf, die Blicke noch auf dem Bild, jetzt in feindseligem Zorn. Dieser Kerl da, der in dem Märchenreich ihres Zimmers thronte... Ein heißer Blutstrom nach dem andern wallte in ihm auf. In diesem Schlosse Verrat —? Er will's nicht glauben, er will's nicht. Aber der Kerl, auf den er fahnden muß, thront da — in dem Heiligtum ihres Zimmers.

Die barsche Frage galoppierte ihm nur so heraus: „Wie kommt dieses Bild hierher?"

„Oh!" Ihre Augen flammten. „Monsieur, es ist mein Verlobter, Marcel de Pont-Neuve-la-Bassé."

Dicht an das Bild heran trat er. „Der Herr trägt die Uniform des belgischen Jägerregiments."

Sie antwortete nicht. Da sah Borgers zu ihr zurück. Sie stand hoch und schlank aufgerichtet, das Gesicht stolz und abweisend.

„Baronesse wird die Güte haben, mir zu antworten."

„Hat Monsieur Borgé“ — ‚Borgé‘ französierte sie — „die Absicht, mich zu verhören?“

„Ungefähr, ja. Dieser Herr ist hier im Schloß.“

„Eine ungeschickte Frage. Wenn es so wäre, würde ich ja keinesfalls darauf antworten.“ Es zuckte ironisch um ihren Mund.

„Dann müßte ich mir eben das Recht nehmen, nach ihm zu suchen.“

Er sah sie mit blanken, harten Augen an. „Ja.“

„Oh — suchen Sie!“

Ihre ruhige, gewandte Überlegenheit machte ihn irre. Sollte er sich täuschen? Nun denn: ritterlich sein, Hand hinstrecken, um Entschuldigung bitten. — Ei, Donnerwetter! Was ist denn das? Auf dem Teppich Zigarrenasche, und einen Schritt weiter wieder — und so bis zur Zwischentür an der japanischen Ecke, als hätte Asche an der Schuhsohle geklebt. Die Tür angelehnt — die Tür zu ihrem Schlafzimmer. Zu dieser Tür hin war ein Mensch geschritten, dem die Zigarrenasche — halt! Der Stummel einer Zigarette vor der Tür, fast in der Spalte —

Die Blicke des Hünen starrten düster auf diese Spur. Seine breite Brust arbeitete, ein Ruck ging durch seinen Körper wie ein Erstarren, eisig und unerbittlich.

Sie sah nicht hin, sie fühlte, daß nun sein Blick auf dieser Spur war, sie fühlte es an dem heißen Jagen ihrer Pulse. O Gott, was wird jetzt geschehen? Der nächste Augenblick entschied. Noch ein Atemzug, dann ... Wird er? Wird er nicht? O Seigneur, hilf du über diesen furchtbaren Augenblick hinweg!

Ein kurzer, tobender, nervenzerreißender Kampf in ihm: Pflicht, Zorn, Mitleid — Herrgott, er kann's.

nicht, er kann einfach nicht! In ihr Schlafzimmer eindringen, den Mann an die Wand stellen und niederknallen, der ihr gehört — nie, nie! Und wenn er nun als elender, feiger Kerl hingehen muß — nie!

Grüßend wirft er die Hand an die Schläfe, macht eine kurze, frostige Verbeugung und geht.

Sie steht noch regungslos, ihre Blicke schimmern ihm nach. Dieser Germane, hartköpfig, unbezwinglich — sie hat ihn bezwungen! Heiß strömt die strahlende Freude über sie hin. Sie muß ans Herz greifen, so überwältigt es sie.

Die Tür ließ er offen. Die dumpfen Schritte hallen noch fern, immer ferner über den Läufer hin den Gang entlang.

Sie gleitet an das Ecktischchen zurück unter das Glühlicht der Laterne. Den Kopf aufgestützt, die bebenden Hände an die Schläfen gepreßt, das Gesicht zuckend in schmerzender Angst.

Und so über das Buch gebeugt, als lese sie, flüstert sie es vor sich hin, hörbar dem Lauschenden im Nebenzimmer: „Er ist fort — schnell durchs Fenster auf den Balkon des nächsten Saales hinüber — durch die Bibliothek, über die Dienertreppe und zu Madame d'Avinge hinauf!"

Drinnen klirrte leise das Fenster auf. —

Am Ende des langen Ganges stand wartend ein brüchiger alter Mann mit grauen langsträhnigen Bartkoteletten, der Kammerdiener des Barons. Er öffnete die dunkelgebeizte Flügeltür zum Herrenzimmer: „Der Herr Baron läßt bitten."

Franz Borgers fand sich in einem mit Kerzen erleuchteten Raume. Bronzene Armleuchter, die auf

dem Kamin standen, erhellten mit gedämpften Lichtstreifen das Zimmer bis zu den Klubsesseln hin. Aus einem der Sessel erhob sich der Baron und begrüßte den Deutschen. In seiner zurückhaltenden Freundlichkeit lag trotzdem eine gewisse Wärme.

Borgers stellte, ohne Platz zu nehmen, kurz und ablehnend seine Frage: „Hat der Herr Baron mir eine Mitteilung zu machen?"

„Keine Mitteilung, aber wenn Sie fragen wollen — ich antworte."

„In Ihrem Schlosse halten sich feindliche Offiziere versteckt."

„Mein Schloß hat drei Eingänge und einige freiliegende Terrassen. Man kann nicht verlangen, daß ich in dieser unruhigen Zeit weiß, wer unberechtigterweise in mein Schloß kommt."

„Das ist keine offene und ehrliche Antwort, Herr Baron."

In dem Weltmannsgesicht zuckten befremdet die Brauen auf. „Mit dem ersten Schritt, den deutsche Truppen auf mein Gebiet machten, hatte ich die feste Absicht, korrekt zu handeln. Ich habe sie heute noch. Meine Antwort sagt Ihnen das, was Sie wissen wollen — mehr kann ich nicht."

„Gut, so muß ich die Maßnahmen ergreifen, die mir Ihre Antwort auferlegt, Herr Baron."

„Ich werde Sie nicht daran hindern."

Borgers könnte jetzt gehen, aber eine Regung von Menschlichkeit kommt über ihn. „Sie wissen, wenn mein Verdacht sich bestätigt, wenn in diesem Hause Deutschfeindliches geschieht, dann hat das Schloß aufgehört zu existieren."

Der Baron trat dicht vor ihn hin, seine schmale Hand legte sich auf den Arm des Lützowers, und seine Worte kamen langsam und betont: „In meinem Hause werde ich nichts zulassen, nichts gewähren, nichts begünstigen, was dem Zeichen des Roten Kreuzes, das mein Schloß schützt, widerstrebt. Mein Kavalierwort darauf! Genügt das?“

„Genügt.“ Borgers wandte sich und ging.

Der brüchige Alte stand noch immer vor der Tür im Gang. Als Borgers heraustrat, knipste er das Licht an, daß es in blendender Helle durch den hallenartigen Gang und in die Nischen flutete, wo nach Jahrhunderten geordnet die Ritterrüstungen auf Eisengestellen standen, steif, klobig wie umschmiedete Skelette.

Das welkgelbe Gesicht des Dieners saß steif zwischen den Schultern, ein versteckter, verbissener Blick schlich hinter dem Feldgrauen her. Sein Mund verkaute ein paar Worte, lautlose Worte, eine giftige Bemerkung auf englisch. Dann horchte er jäh auf. Auf der halben Treppe kam dem Grauen der Wachtmeister entgegen. Der Diener schlich ans Geländer und lauschte. Er konnte jedoch nichts verstehen, zog sich zurück und geisterte durch den Gang weiter.

Borgers schritt hastig mit dem Wachtmeister durch die Halle und in den Park hinaus. „Das Auto in der Remise, sagen Sie? Wissen Sie bestimmt, daß es dasselbe ist, das den Wegweiser passierte?“

„Auf Eid! Kommen Sie nur, ich will Ihnen was zeigen.“

„Vorsicht! Man soll uns nicht in die Remise gehen sehen.“

„Nee, soll man auch nicht. Wir gehen durch den Pferdestall.“

Im Pferdestall stiegen sie durch das Futterloch in die Remise. Das Auto war in den Stand eingereiht, wo sonst das des Barons stand.

Der Wachtmeister schmunzelte. „Fein ausgedacht — nicht wahr? Im Stand des Barons untergebracht, also kann's das vom Baron sein. Aber nu sehen Sie bloß mal hierher!“

In einer Schraube des Motors saß eingeklemmt ein Stück weißes Zeug. Der Wachtmeister glättete es sorgsam auf der Hand. „En Hemdzipfel ist es doch wohl nich, was meinen Se? Die Kerle hatten doch 'ne Rote-Kreuz-Fahne an der Maschine, nu, und das ist en Fetzelche davon. Ins Schloß sind se also o h n e Fähnche eingefahren.“

„Sehr logisch.“

„Haben Se eine Ahnung, was die Schubjacke hier wollen?“

„Spione natürlich.“

Da holte der Wachtmeister unter dem Klappdeckel am Chauffeursitz ein dort baumelndes Stück Leitungsdraht heraus. „So was hängt doch wohl mit Elektrizität zusammen — nich?“

„Donnerwetter, ein Telephon!“

„Nu ja, so was Drahtloses mit 'n bißchen Draht. Wissen Sie vielleicht, von wieviel Mann so was bedient wird?“

„Zwei, drei.“

„Und im Automoppel saßen fünfe — was? Drei werden also im Schloß bleiben, und zwei fahren wieder ab.“

„Na, Sie Sherlock Holmes!“

„Und nu mal berechnen, wann die zwei wieder abfahren.“

„Diese Nacht natürlich.“

„Dann müssen wir auf Posten sein und zuschnappen.“

„Ich habe Wachen ums Schloß stellen lassen.“

„Ich werde mich in der Remise versteckt halten.“

„Kaum glaublich, daß sie noch das Auto benutzen. Sie schleichen los, verschaffen sich irgendwo Pferde oder schlüpfen in Bauernhäusern unter.“

Der Wachtmeister schmunzelte noch, sehr überlegen schmunzelte er: „Nee, sie fahren d o ch per Auto — mit d e m Auto dort. Achtung!“ Er ritzte ein Streichholz an und leuchtete in den Stand hinein. „Sehen Sie an der Decke was? Das ist doch 'n Hebekran — was? Und hier am Haken die Ketten. Summa Summarum: das Auto hier kann man mit Hebekran dort hinaufbefördern. Der Baron hatte hier zirka drei Autos einstehen, und das in dem Stand hier war eine Rennmaschine für Bergfahrt, Zuverlässigkeitsfahrt oder so was. Nu, und hinaufgeklettert bin ich auch schon. Sollen wir's noch mal machen?“ Er wartete die Antwort nicht ab, sondern schwang sich schon an dem Haken hinauf. Borgers folgte. Der Wachtmeister drückte die Falltür hoch, Borgers half. Zugluft drang herein. Sie standen draußen auf einem Höhenrücken. Im schwärzlichen Dämmer des anbrechenden Abends sahen sie eine kurvenreiche Bergstraße, zu ihren Seiten Pfähle mit Schildern: ‚Rennbahn des internationalen Autoklubs‘, Haltzeichen und Kilometersteine.

Zweifellos: auf diese Weise war die Flucht verab-

redet. Mit oder ohne Vorwissen des Barons? Einerlei — jetzt hieß es handeln. Die Nacht brach an. Die Spione waren noch im Schloß und warteten auf den günstigen Augenblick zur Flucht. Man mußte sie herankommen lassen, man würde dann sehen, wer ihre Helfer sind. Dann in dem Augenblick abfangen, wenn sie die Remise betreten. Ein paar Soldaten zur Stelle — aber wo unterbringen, ohne Verdacht zu erregen?

Wenn man nun die Soldaten an der Bergstraße aufstellte, das Auto ungehindert herauforgeln ließ, sie umzingelte, wenn sie eingestiegen sind — man braucht sie dann nicht einzeln abzufassen, hat sie hübsch beisammen. — Gut, so wird's gemacht.

„Aber vorsichtshalber den Magneten und den Vergaser aus der Maschine herausschrauben, Benzintank anbohren!"

Der Park lag in dunklem Grauen. Das Gewölk war zerrissen, aber die blanke Mondscheibe glitt hinter den klumpigen Wolkenschatten durch und blitzte hie und da auf. Der Kanonendonner war verstummt. Nur noch das rasende Tempo der Maschinengewehre drang von irgendwo durch die Nacht, dazwischen vereinzelt der trockene Schlag von Gewehrschüssen.

Der Wachtmeister sagte: „Wenn die Nacht mondhell wird, funkt unsre Artillerie los."

Borgers hatte sein Glas an die Augen genommen und machte ihn aufmerksam auf die roten Laternen tief in der Nacht, die zur Zielrichtung aufgestellt waren. „Es geht schon los."

„Wissen Sie, was unser Emmich gesagt hat? Wir gehen nicht mehr schlafen, es sei denn in Lüttich."

„Stimmt, er wird nicht einmal unsre schweren Belagerungsgeschütze abwarten."

„Ich mein' schon, ich hör's: Sturmblasen!"

Sie standen an dem Neptunbassin vor der Schloßterrasse. „Wann treffen wir uns diese Nacht?" flüsterte der Wachtmeister.

„Um elf Uhr jeder auf Posten. Sie in der Remise, ich mit sechs Mann an der Bergstraße. Die übrigen Mannschaften bleiben als Wache ums Schloß. Gute Nacht!"

Unter der Terrasse hervor trat ein Feldgrauer mit vorgehaltenem Gewehr, erkannte den jungen Offizier, stand stramm. Der winkte ihm schweigend, zurückzutreten.

Im Schloß empfing ihn der Kammerdiener. Der Herr Baron lasse zu Tisch bitten. Der Baron war mehr als korrekt, er zog die Barbaren zur Familientafel.

An dieser Tafel hatte Borgers schon neben der Baronesse gesessen und auf ein paar Stunden Krieg und Haß vergessen. Diese zierliche, schlagfertige Baronesse kam wie aus einem Märchen. Der wallonische Zauber war um sie, die schimmernde Oberflächlichkeit, die eine vorüberhuschende Erholung aus dem blutigen Ernst der Zeit war, das Unergründliche, Schlängelnde ihres Wesens — na, kurz und gut, amüsant war's, verteufelt amüsant. Weiter nichts. Abgemacht. Er wird sich doch nicht den Kopf verwirren lassen. Verrückt! Morgen konnte man mit einer Kugel im Kopf daliegen. Man zieht doch nicht in den Krieg, um solche ‚Eroberungen' zu machen. Diese verdammte wallonische Art! Man hält sie für was Besonderes, weil sie so ganz

und gar keine deutsche Art ist. Ach, der gottverdammte Deutsche! Immer in Erwartung des Romantischen, auch in der Kriegsmontur. Freund Willi, dieser Hurrakanaille, ist's doch auch so ergangen. Verknaxt sich in die zigeunerhafte Honorine des Notars da in dem Franktireurdorf. Und kam nun in die sehr pfefferige Lage, kurzerhand ihr Haus zusammenzuschießen und den Notar festzunehmen. Na also: Finger davon! Diese Nacht fängt er ihr den Verlobten weg — basta! —

„Franz, nimm mich mit!" Der lange Doktor ruft es, auch ein ‚Öcher Jong'.

„Hör mal, du, einen Frack hab ich leider nicht umgeschnallt, ich muß also wohl mit Miststiebeln an die adlige Futterkrippe ran."

„Baronesse wird nicht kommen."

„Du sagst das so geradeheraus," schnarrte Borgers unwirsch. „Ob sie nun kommt oder nicht — ganz egal für meinen Hungermuskel. Glaubst du, daß es Forellen gibt?"

Der Doktor hielt seinen Gedanken fest. „Ich fand sie sehr angegriffen, da hab ich sie zu Bett geschickt."

„Ach nee, du schickst nur so?"

„Hast du etwas gegen sie?"

„Durchaus nicht! Ich meine bloß — sie hat sich gern schicken lassen."

„Verstehe ich nicht."

„Morgen früh weißt du es."

Die Tür zum Speisezimmer flog auf. Ein Raum wie die Sakristei einer Kirche, mit alten Riesenschränken auf Kugelbeinen, geschmückt mit biblischen Intarsien auf den Türfeldern. Auf dem Tische das

schwere Silber des Hauses und Kristallgläser mit Weinen von Sainte-Barbe war bis Paris hinunter bekannt. Man sagte, dieses Weinkellers wegen sei der Baron im Schloß geblieben und habe seine Gemahlin allein nach der Riviera reisen lassen.

Die Diener huschten hinter die Stühle, hinter jeden Stuhl einer, den aufmerksamen Blick auf die Bewegungen des Gastes gerichtet. Neben Borgers blieb ein Stuhl frei. Zwei Rosen lagen beim Besteck, eine rote, eine gelbe, mit schwarzem Band zusammengeknüpft. Schwarzrotgelb — die Landesfarben. Der übliche Strauß für Baronesse. Also wird sie trotzdem kommen? In schwarzem Gewand, wie eine grande dame ihr Vaterland betrauert.

Der Oberarzt kam noch. Der Baron gab der Dienerschaft einen Wink, und das Mahl begann. Man möge Baronesse einstweilen entschuldigen.

„Sie überanstrengt sich," sagte der Oberarzt, der bedächtig von der Vorspeise nahm, „sie tut uns gute Dienste bei den Verwundeten, wirklich. Bin sonst nicht für die Hilfe von jungen Damen, sie verlangen zu viel Rücksicht. Aber Baronesse — Hochachtung!"

Ein Schlag klirrte draußen nieder. Die Wände erbebten.

„Der Kanonendonner beginnt wieder," sagte der Baron.

Der lange Doktor warf einen Blick durchs Fenster. „Der Mond geht auf. Eine wunderbare Nacht zum Gefecht."

„Da werden wir Ärzte wieder Arbeit bekommen," nickte ernst der Oberarzt.

Der Baron legte das Besteck nieder, der Arm des

Dieners schnellte über seine Schulter weg, der Teller verschwand. „Werden wir diese furchtbare Schießerei noch lange hören? Sie bringt die Nerven herunter.“

„So lange noch eine Knallbüchse aus den Forts funkt,“ sagte Borgers.

„Sans pardon?“

„Man gibt Pardon nicht ungefragt, Herr Baron.“

Der lange Doktor stieß ihn an den Arm.

„Sei keine Hurrakanaille, Franz, der Starke vergibt sich nichts, wenn er dem Stolpernden die Hand reicht.“

„Dann frage erst den Herrn Baron, ob Belgien sich dazu bekennt, ‚gestolpert‘ zu sein,“ erwiderte Borgers schärfer, als er beabsichtigte.

Der Baron machte eine lächelnd abwehrende Handbewegung, erhob sein Glas:

„Meine Weine sind gut, aber meine Politik ist schlecht, meine Herren.“

So höflich diese Worte waren, so fremd und kühl und — warnend schlugen sie in die freimütige Rede der Herren.

Mund zu! Hier ist Feindesland. Es war ihm plötzlich, als stierten aus allen Ecken dieses Hauses die Verräteraugen.

Der Lange legte sein Besteck hin, obwohl er noch nicht fertig war. Das war eine Nachricht! Lüttich sturmreif! — Husch, nahm der Diener den Teller weg. Na, so was! Halunke! Den nächsten Teller wird er mit dem Daumen festhalten. Unheimliche Geschwindigkeit!

Die Herren erhoben sich. Baronesse kam unhörbar über den Teppich. Der Oberarzt küßte ihr die Hand.

Lautlos, wie sie gekommen, glitt sie neben Borgers auf den Stuhl. Ein feiner, sich schnell verflüchtigender Duft umschwebte sie. Ihre schmale Hand lag fast neben seiner auf dem Tische. Sie steckte ihm eine Rose zwischen die Finger, die dunkelrote. Dem Doktor die gelbe, dem Oberarzt das schwarze Band ans Knopfloch, dem Papa eine Kußhand. Dabei schienen ihre Augen leer, fast gelangweilt. Oder zuckte doch ein unruhiger Schein darin?

„Monsieur Borgé, Sie stecken meine Rose nicht an?"

„So was Unvorschriftmäßiges an einer preußischen Uniform? Wissen Sie, was ich tun müßte, wenn ein Vorgesetzter reinkäm? Runterreißen müßt ich sie. Also melde gehorsamst: anstecken kann ich sie nicht."

„Etwas Ähnliches haben Sie mir schon einmal gesagt, als ich Ihren Soldaten Blumen pflückte. Wie sagten Sie doch?"

„Unpraktisches Gemüse."

„Fi donc!"

„Baronesse, wenn man von Aachen her ohne Aufenthalt bis vor Lüttich marschiert ist, die Feldflasche, der Brotbeutel leer, und bekommt dann nur Blumen serviert —"

„Hör auf, Franz! Du wirkst brutal," sagte der Lange.

„Nicht vom Brot allein lebt der Mensch," sagte der Oberarzt, sehr vertieft in einen Hühnerschenkel.

Baronesse klopfte Borgers auf den Arm. „Er will den Barbaren herauskehren, damit wir uns ärgern. N'est-ce pas?"

Borgers lehnte sich unauffällig vor, um nach der Standuhr zu sehen. Zehn Uhr vorüber. Die Unruhe

schoß ihm plötzlich heiß zu Kopf. Das Essen zog sich merkwürdig lang hin. Oder meinte er das bloß? Der Baron nötigte zum Trinken. Er lehnte ab — nein, doch! Keinen Verdacht erregen, keine Hast zeigen. Die Leute in Sicherheit wiegen.

Der Baron? Wer konnte in diesen Zeiten noch für die Ehrenhaftigkeit eines Menschen bürgen? Sie waren eben die verhaßten Preußen, die Eindringlinge ins Land, ins Schloß. Jedes Mittel war erlaubt, sie schleunigst wieder hinauszuschaffen.

Im Herrenzimmer standen die Schnäpse bereit. Rauchzeug und bequeme Sessel. Borgers entschuldigte sich. Er sei marode, er könnte im Stehen schlafen.

„O parbleu! Sie kommen mir nicht ohne ein paar Liköre weg."

Wie loskommen? Halb elf ... Verdammt, wenn hier Absicht vorlag. Langsam folgte Borgers ins Herrenzimmer. Seine Gedanken waren fieberhaft am Arbeiten. Ein Ausweg, unauffällig, ohne Verdacht zu erregen — es hing viel davon ab, es hing alles davon ab. Spione im Haus, die man entwischen läßt, belgisches Militär. Herrgott, über halb elf!

Der alte Diener trat zu dem Baron hin und flüsterte ihm etwas zu. Der Baron sprang auf. „Die Herren wollen mich exküsieren. Soeben trifft Einquartierung ein." Er warf einen Blick auf die Kärtchen, die der Diener ihm gereicht hatte — Ein Prinz, ein Generalmajor. Er grüßte und ging.

„Hohe Tiere," flüsterte der Doktor. „Drücken wir uns."

„Sie wollen davonlaufen?" neckte die Baronesse.

Borgers stieß seine Zigarre in den Aschbecher.

„Allerdings, das ist nämlich der Augenblick, wo ich die Rose aus dem Knopfloch reißen muß!“ Er nahm die Hacken zusammen, machte eine kurze Verbeugung und ging. Was stand in ihrem Blick? War das wirklich so, als ob sie ihn noch halten — Na, zum Teufel! Sie machte ihn irr und wirr. Er verlor schier das Gleichgewicht. Also nur baldmöglichst aus dem Schloß raus. Kampf, Kugelpfeifen. — Donnerwetter, schon ein Viertel vor elf! — Nanu, die Herren auf der Treppe? Der Prinz dunkelbärtig, mit sinnenden, nachdenklichen Augen, fast trauervoll; der andre ein echter Bülow, Feuerauge, ein Gesicht, das immer hellhörig zu wachen schien.

Die Herren verschwanden in einer der Türen des langen Ganges. Die Dienerschaft flog. Der Tisch wurde frisch gedeckt.

Der Alte kam herzu, wollte dem Hünen voraufgehen, um ihm sein Zimmer anzuweisen. Auch das noch.

„Muß erst noch die Wache revidieren,“ fuhr Borgers ihn an.

Eine schnelle Frage an die Wache auf Posten. Nichts Verdächtiges? — „Nichts. Der Herr Wachtmeister läßt sagen, daß alles bereit sei.“

Schön. Alles bereit, aber wenn der alte Schleicher jetzt merkt, daß der Preuß nicht auf sein Zimmer hinaufsteigt, dann sind die Kerle im letzten Augenblick noch gewarnt. Also um jeden Preis des Scheines halber aufs Zimmer hinauf. Und dann sehen, wie man unsichtbar wieder hinunterkommt.

Er rief den Soldaten an, der solle auf alle Fälle eine Leiter bereitstellen und die Fenster des Schlosses

im Auge behalten. „Wo ein Schein aufblitzt, so . . .“ — er ließ sein Taschenfeuerzeug aufblinken —, „da stellst du die Leiter an, mein Sohn. Dafür bekommst du vier Zigarren und ein paar Socken von mir. Also Ohrklappen spannen und Augen auf!“

Droben wartete der Alte noch auf ihn, um ihm die Treppe hinaufzuleuchten. Jetzt lotst mich das Luder wahrhaftig bis zum Dach hinauf! Endlich machten sie vor einer Tür im zweiten Stockwerk halt. Ein hohes, luftiges Fremdenzimmer mit Alkovenbett tat sich auf. „Gute Nacht!“ Tür zu. Abschließen. Gott sei Dank. Jetzt ans Werk. Lichtsignal. Drunten regt sich nichts. Wo ist der Wachmann? Er öffnet das Fenster — wieder Lichtzeichen. Nichts. Die Nacht lärmt. Und da rasselt's vom Schloßturm. Elf harte Schläge. Herrgott, jetzt kein Zögern mehr. Ein Blick in die Tiefe. Unmöglich, dort hinabzukommen.

Unterm Fenster ein Galeriesims, der bis zum Erker hinläuft. Dicht an den Erker stoßen die riesigen Kastanienbäume. Einen Ast fassen und auf den Baum. Schön. Aber erst den Erker erreichen. Der Sims ist schmal und hat nur eine fußbreite Ornamentik. Macht nichts, es sei gewagt.

Borgers schwang sich zum Fenster hinaus, nachdem er den Revolver zu sich gesteckt hatte. Er klammerte sich an das Fensterbrett und setzte vorsichtig einen Fuß vor den andern. Eins, zwei drei — schwupp, ans andere Fenster — und weiter, und an das Hirschgeweih neben dem Erker — und jetzt auf das Erkerdach, spitz wie ein Zuckerhut — sacht an der Zinkverkleidung hinab — so, und jetzt fassen die Füße auf dem Fensterbrett Stand. Er langt nach einem Ast aus. Ob er

ihn trägt? Na, er braucht ja nicht bis Neujahr drauf sitzenzubleiben — eins, zwei, drei . . . Das Laub raschelt, die Zweige knacken — schrupp, am Stamm hinunter! Heil und sicher auf der Erde.

Eine unverschämt helle Nacht. Er drückt sich ins Parkdunkel bis zur Remise. Alles still dort. Oder ruft da einer? — Revolver zur Hand —

„Deutschland über alles . . .“ flüstert's aus dem Dunkel.

„Herr Wachtmeister?“

„Alles bereit. Die Leute warten droben auf der Bergstraße.“

„Gut, ich schwing mich 'nauf.“

Er pochte gegen die Falltür. Die Leute öffneten. Flutender Mondschein. Zurück in die Verstecke. Warten, atemlos warten.

Fürchterlich begann die Nacht zu toben. Feuer lohte zum Himmel hinauf. Brennende Dörfer in der Runde schickten ihre Qualmsäulen empor. Das entsetzliche Zischen durch die Luft, Geheul der Granaten, Tinken und Pfeifen und Platzen — singendes Eisen.

Halb zwölf. Nichts regt sich in der Remise. Ein Käuzchen sitzt auf der Tornase, pfeift schrill und wild. Das Stampfen der Pferde im Stall. Die vom Prinzen und vom Generalmajor. Mitternacht. Noch immer nichts. Auch die Wache meldet nichts. Man ist todmüde, könnte einschlafen. — Knarrt das Tor? Nein, wieder nichts. Wenn die Kerle doch noch schlauer gewesen wären!

Ein Uhr. Atemloses Warten. Niemand kommt, alles ruhig. Zum Schlafen still. Dem Wachtmeister fallen die Augen zu.

Als er sie wieder öffnet, steht ein heller Schein im Tor der Remise. Lautlos ging das Tor auf. Im hereinflutenden Mondschein wurden vier Männer sichtbar.

Ha, endlich! Atem halten, nicht mucksen. Tor zu. Sie schleichen zum Stand. Leise klirren die Ketten. Flüstern. Ein Ruf — eine Antwort: „Liberté!"

Das Knirschen der Schraube. Die Falltür knarrt — hebt sich — hebt sich höher — Mondschein von oben — die Walze rollt, schnurrt.

Droben steht das Auto. Der Major darin, Jehotté am Steuerrad. Der Ingenieur, der beiseitetritt, damit die Maschine vom Hebebrett abfahren kann. Jehotté kurbelt an — Diable! Was klappt da nicht?

Der Ingenieur ruft etwas in die Tiefe hinunter. Als er sich wieder umdreht, stehen sechs Männer um das Auto.

„Im Namen des Kaisers!"

Der Ingenieur springt zur Seite.

Fort über den Hügel — Halt! Stehen!

Die Kugeln pfeifen. Er schlägt die Arme in die Luft, sinkt hintenüber.

Der Major will noch das Letzte retten, spielt den Empörten, den deutschen Offizier und greift nach seinen Papieren. Doch hat Jehotté sich schon durch eine Flut von französischen Verwünschungen verraten.

„Ihre Degen, meine Herren!"

Der Major schnallte ihn stumm und ergeben ab. Jehotté warf ihn hin.

„Herr Wachtmeister, sind Sie unten?"

„Jawoll, zur Stelle.“

„Dann steigen Sie nur wieder ein, meine Herren, wir orgeln wieder hinunter.“

Die Soldaten brachten den schwerverwundeten Ingenieur. Borgers Blick ruhte spähend auf ihm. Nein, ein fremdes Gesicht; Marcel de Pont=Neuve war es nicht. Wo war er? Wenn der Wachtmeister ihn nicht abgefaßt hatte —

Der Wachtmeister hatte ihn nicht abgefaßt. Es war wohl ein Mann drunten geblieben, um den Kran in Bewegung zu setzen, aber der entfloh, als er das erste Geräusch hörte.

Wo war Marcel de Pont=Neuve? . . .

Der Donner der Nacht schlug dröhnend in die Erde. Die Hölle spie aus den Forts von Lüttich. Mit tosendem Geräusch rasselte eine Munitionskolonne über die Landstraße. Rufe, Flüche, Schreie gellten durch die Nacht. Ein Lazarett wurde von Heckenschützen beschossen.

Eine Ordonnanz sprengte an. Offiziersstellvertreter Borgers hatte mit zwölf Mann als Schloßwache zum Schutze der Verwundeten zu bleiben bis auf weiteres.

Neue Verwundete trafen ein. Man klopfte ans Schloßtor.

Soeben war einer an Wundstarre gestorben. Man schaffte ihn in den Park hinaus. Aufgebahrt lag er dort unter freiem Himmel, die strahlenden Kerzen über ihm.

Weit im Feld ertönte der Sang anrückender Truppen:

Die Vöglein im Walde, sie sangen so wunderschön,
In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn . . .

* * *

Das Zimmer der Madame d'Avinge lag im Mitternachtflügel des Schlosses. Man wußte nicht, warum er so hieß. Man wußte sich vieles nicht zu erklären in der Umgebung der Madame d'Avinge. Aber daß keiner von der Dienerschaft — außer der alten Moblette — sich nach Dunkelwerden im Mitternachtflügel blicken ließ, das wußte man.

Es war am Vorabend jener aufregenden Nacht. Das Licht brannte noch nicht. Erst wenn die Betstunde abgehalten und Licht angezündet worden war, kam der Aumonier des Schlosses, der Beichtvater der Madame d'Avinge, um bis Mitternacht Whist mit ihr zu spielen.

Das war seit fünfundvierzig Jahren so. Seit Monsieur d'Avinge zum letzten Male die Zigarrenasche in den bronzenen Löwenkopf auf dem Kaminsims abstreifte, die rote Hose anzog und im Deutsch-Französischen Kriege für das ‚joyeux' Kaiserreich der schönen Eugenie kämpfte.

Fünfundvierzig Jahre blieb die Zigarrenasche unversehrt. Fünfundvierzig Jahre wurde kein Stuhl in diesem Zimmer gerückt. Die kostbaren Gobelins von Beauvais schlotterten an den Wänden, sobald ein Luftzug von der Tür kam. Nur am Spinett ging zeitweilig eine Veränderung vor sich. Das geschah, wenn ‚Mimette' Konzert machen mußte. Dann klappte man den Deckel hoch, Mimette mit den weißen Seidenhaaren

schritt mit den Katzenpfötchen über die Saiten, und es wurde ein seltsames Getöne. Ein Zirpen und Rinseln und Tinken in den Saiten hob an, wie wenn der Wind über die Harfe streicht.

Aber nun war's inbrünstig still in dem weiten Gemach. Der Mond stierte durch die hochgelegenen Fenster und schleifte seinen Leichenmantel durch die breite Fensternische, wo Madame auf dem hohen Tritt in dem steiflehnigen, wuchtig geschnitzten Sessel saß. Wie ein ägyptisches Götterbild saß sie kerzengerade, den schlohweißen Kopf hintenübergelegt, die dürren Hände mit dem Rosenkranz im Schoß, einem dickperligen braunen Rosenkranz, den ihr der Aumonier von seiner Palästinareise mitgebracht hatte.

Zu ihren Füßen auf dem Tritt saß die Moblette und betete vor: „Seigneur, der du unsre Feinde fernhalten wollest!"

„Betet doch: ‚Seigneur, der du unsre Feinde v e r n i c h t e n wollest!'" sagte aus dem Nebenzimmer heraus halblaut eine Männerstimme.

„Au nom du père et du fils et du Saint-Esprit!" sprach feierlich Madame und schlug groß das Kreuz über sich. „Marcel, jetzt kannst du herüberkommen."

„Macht ihr noch immer kein Licht?" fragte Marcel de Pont-Neuve und erschien in der Zwischentür. „Man könnte sich einen Finger ins Auge stecken."

Die Moblette war schon auf dem Tritt, zündete die Stehlampe auf dem Tischchen vor Madame an und ließ die Vorhänge herunter.

Marcel spazierte in dem seidenen türkischen Schlafrock des verewigten Monsieur d'Avinge durchs Gemach, hielt eine Zigarette zwischen den Lippen, aber

rauchte nicht. Seit Monsieur d'Avinge vor fünfundvierzig Jahren zum letzten Mal die Zigarrenasche in den bronzenen Löwenkopf abgestreift hatte, durfte niemand mehr in Madames Gegenwart rauchen.

„Moblette, ist die Tür verschlossen?"

„Keine Sorge, ma tante," sagte Marcel schlaftrunken zwischen den Zähnen. „John ist zur Stelle. John wird klopfen, wenn sich etwas in diese Eulenkammer — Pardon! — verirrt. Nähert sich Gefahr, so klopft er einen veritabeln Trochäus, hart wie auf einen Sarg: Fuyez! — So: eins, zwei." Er klopfte gegen die Wandverkleidung. „Und kommt ein Individuum, dem wir öffnen können, so wird's ein klarer Daktylus: Bon ami! — Ah, es klopft! Bon ami, eins, zwei, drei. Aber ein stürmischer Schritt, parbleu!"

Als er öffnete, schlüpfte die Baronesse herein. Sie war offenbar sehr erregt, denn fast vergaß sie, Madame die Hand zu küssen.

Madame strich ihr mit den blassen Fingern übers Gesicht. „Lege etwas Puder auf, mon ange! Du bist erhitzt."

Aber Baronesse glitt schon dicht vor Marcel hin. Ihre Nasenflügel zitterten, ihre Brust atmete kurz und heftig. „Mon dieu, du spazierst hier im Schlafrock, weißt nicht, wie nahe die Gefahr ist. Ein deutscher Prinz und ein Generalmajor sind soeben angekommen. Der Lützower ließ sich nicht mehr zurückhalten, er revidiert die Wache —"

Marcel nahm ihre beiden Hände und küßte ihre Fingerspitzen. „Tiens, das ist vieles auf einmal. Wollen wir das nicht nacheinander durchgehen?"

„Moblette, geh hinaus!“ sagte Madame d'Avinge.

Marcel henkelte sich in den Arm der Baronesse und zwang sie so, mit ihm durchs Zimmer zu schreiten. „Erstens: ein Prinz und ein Generalmajor angekommen. Glaubst du, daß die Deutschen nichts andres zu tun haben, als ihren Generalstab hinter uns herzuschicken?“

Die heimlich gejagte Unruhe zuckte durch ihren Körper. „Ich fühle aber, daß eine Gefahr nahe ist.“

Tiens, tiens, wie sie mich liebt! dachte er, streichelte mit der wohlgepflegten Hand über die ihre, drängte sich an sie, drückte ihren Arm und suchte ihren Blick. „Ma tante, erlauben Sie, daß ich von Yvonne einen Kuß erbitte?“

Der schlohweiße Kopf neigte sich, über die blutleere welke Haut ging ein Lächeln, das Grinsen des Alters.

Marcels gespitzter Mund war schon an Yvonnes Wange, da erhob sich ein plötzliches Wehren in ihr: er soll nicht zärteln, wo die Gefahr vor der Tür steht; nicht weichlich sein, wo die Stunde der Flucht für seine Freunde naht, wo diese dem Vaterland ihr Leben hinwerfen.

Aber er drängte sich an sie, daß sie die Wärme seines Körpers spürte; er verlangte nach ihren Lippen — da reichte sie ihm die Wange und befreite sich aus seiner Umarmung.

Er legte seinen Kopf an ihre Brust. „Ich höre dein Herz klopfen. Wunderbar süß, zu denken, daß es um mich klopft.“

„Mais, still doch! Hörst du —?“

„John wird klopfen.“

„Er klopft.“

„Eins, zwei, drei — bon ami. Ah ça, es sind ja nur Freunde, Freunde um mich.“

„Es wird der Aumonier sein,“ sagte Madame und schob die Karten zu sich her.

Lautlos ging die Tür auf. Ein kahler, spitzer Kopf mit dem Sammetkäppchen, der Calotte, wurde sichtbar. Im Nacken hing das weiße Gelock, an der schwarzen Soutane war die lange Schleppe gerafft und hochgeknöpft. Bei feierlichen Messen, die am schimmernden Altar zelebriert werden, wallte die Schleppe lang hin unter dem Ornat.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der Aumonier, winkte dem Paar lächelnd mit der Hand zu und ging ebenso leise wie leichtfüßig zu Madame hin. Das Urbild des diskreten französischen Abbés. Seine Stimme klang dünn und im zwitschernden Pariser Französisch: „Es geht etwas vor diese Nacht, es geht etwas Seltsames vor, mes chers. Es fallen Ahnungen auf mich, ich kann mich ihrer nicht erwehren.“

Ein dumpfer Schlag ging durchs Haus. Die Schlünde der Kanonen spien die Glut gegen den Nachthimmel.

„Zweitens: der Lützower,“ sagte Marcel unverschämt ruhig, indem er wieder allein durchs Gemach spazierte. „Was beunruhigt meine Süße an dem Lützower? Hat er seine Cheruskeraugen rollen lassen? Hat er nach Sauerkraut und Speck verlangt — oder sonst was Historisches?“

„Ist Coco nicht bewundernswert in seinem Gleichmut?“ warf Madame ein.

„Oh, ma tante, non, non! Coco fürchtet den Lützo-

wer, darum versucht er ihn lächerlich zu machen,“ sagte die Baronesse.

Marcel sah sie aus halbgeschlossenen Augen an. „Meine Süße scheint ihn allerdings — zu fürchten.“

„Pardon cher, ich nehme ihn bloß ernst.“

„Ich nehme ihn ebenso ernst wie den Bluff der Deutschen in Belgien.“

„Den Feind unterschätzen, heißt sich selber Mut machen, Marcel.“

„Es scheint, daß du ihn sehr schätzest, ma chère.“

„Wir wollen auch dem Feinde gerecht sein, wir Pont-Neuves.“

„Dem Feinde gerecht sein, heißt: ihm schon halb entgegenkommen.“

Ihre Stimme zitterte weich: „Ich liebe mein Vaterland wie du.“

„Aber du hassest seine Feinde nicht, wie ich?!“

Sie wandte sich achselzuckend ab. „Wir wollen uns doch nicht zanken.“

„Antworte, ma chère!“

Da schnellte ihr Gesicht über die Schulter zurück. Die Brauen zuckten hoch, der Mund schürzte sich abweisend. Aber auch jetzt noch klang ihre Stimme liebenswürdig: „Eine Antwort läßt man sich nicht kommandieren, Coco.“

„Du willst nicht antworten?“

„Nein, cher.“

„Du kannst nicht!“

Da lachte sie hell und spöttisch auf und schlug ihm leicht auf die Wange. „Dummer Bube!“

„Silence!“ Der kahle Priesterkopf fuhr auf. „Hört man schießen?“

Madame d'Avinge klopfte ihm mit dem Lorgnon auf die Hand. „Man hört jetzt schon zwei Tage schießen. — Zur Sache!“

Der Aumonier senkte wieder den Kopf. „Ich dachte, daß man im Park schieße.“

„Beeilen wir uns. Sie sind heute spät gekommen, mein lieber Aumonier.“

„Ja, es ging auf elf zu. Ich sage Ihnen ja: im Schloß geht Seltsames vor.“

Ein Schlag auf die Tür, hart und drohend — und ein zweiter, leiser: Fuyez!

Alle standen eine Sekunde lang erstarrt. Dann raste Marcel ins Nebenzimmer und tastete nach der Tapetentür. Madame d'Avinge stieß sich im Sessel hoch. Ihr stierer, gebietender Blick ging nach der Tür: Wer wagt es?!

Der alte John, der Backenbärtige, steckte den Kopf herein und winkte beruhigend. Vorüber die Gefahr. Gott, war das ein Schreck! Eine Gestalt war in den Korridor eingeschlichen, hatte das Licht abgeschraubt, und da John sie anrief, erkannte er Jehotté.

„Jehotté —“ wiederholten sie alle leise, schreckhaft.

„Jehotté?“ wisperte auch Marcel, der wieder in der Zwischentür erschien.

Der Alte schlüpfte vollends herein, den Kopf zwischen den Schultern eingeduckt. Wie gehaucht kamen die Worte aus ihm heraus: „Er läßt sagen, die Stunde sei da.“

Damit war er auch schon verschwunden.

Die Stunde sei da. Das Grauen fröstelte durch sie alle. Jetzt also wagten sie die Flucht, die Mutigen!

In Madames Schoß klirrten die Rosenkranzperlen.

„Aumonier, wir wollen beten. Was wollen wir beten?“

„Auf daß Gottes Wille geschehe.“

„Nein, daß Gott das Vaterland schütze.“

„Betet doch, daß Gott unsre Feinde vernichte!“ knirschte Marcel mit todblassen Lippen.

„Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes —“

„Der du das teure Vaterland schützen mögest —“

„Warum bist du nicht bei den Freunden?“ raunte Yvonne Marcel zu, und ein aufpeitschender Blick begleitete ihre Worte.

„Weiß ich, ob die Flucht gelingt?“

„Und wenn sie nicht gelingt?“

„Morbleu! Dann sind sie verloren.“

„Und du —?“

„Und ich —? Und ich —? Fragst du noch? Freust du dich nicht, mich gerettet zu wissen?“

„Mon dieu, mon dieu! Du kannst dich doch nicht ewig hier versteckt halten und im Schlafrock umherlaufen, wo das Vaterland leidet.“

„Solange Yvonne de Pont-Neuve will, hält sie mich.“

„Das ist erbärmlich.“

Sein brennender Mund lag auf ihrem Nacken. „Yvonne, du bist scharmant genug, um ein Vaterland warten zu lassen —“

Ihre Hand stemmte sich gegen seine Brust, von ihren Lippen rang sich ein ersticktes Flüstern: „Ich verachte dich!“

„Gegrüßt seist du, Maria, der Herr ist mit —“

„Oh lala! Verachtest du mich? Das wagt Yvonne?!“

„— der du das teure Vaterland schützen mögest —“ Und sie hing in weinendem Flüstern an ihm: „Der du das Vaterland schützen mögest“ — sie küßte ihn in wilder, schluchzender Erregung — „der du das teure Vaterland schützen mögest! Schütze es! Schütze es!“ Noch einmal küßte sie ihn in leisem, heftigem Schütteln. Sie möchte ihn peitschen, ihn zu heiliger Entflammung anfeuern. Die namenlose Vaterlandstrauer bricht sich stürmisch Bahn. Sie kann nicht mehr lächeln, sie kann diese Eroberer nicht mehr um sich sehen, sie kann nicht mehr diese Siegeszuversicht hören. Sie hat keine Seele von Holz, sie hat keine Nerven von Eisen.

Ach Gott, er ist ihr widerwärtig da vor ihr im Schlafrock. Es drängt sich ein andrer dazwischen. Einer im grauen Waffenrock und in wuchtigen Stiefeln. Ein Hüne mit starker, zuversichtlicher Siegfriedsheiterkeit: Wir nehmen Lüttich! Wir haben's schon — hurra!

„Yvonne!“ rief er bewundernd.

„Was willst du jetzt tun?“

„Mit den andern gehen.“

„Geh!“

„— und gebenedeit die Frucht deines Leibes. — Yvonne, was geschieht hier?“

„Marcel geht mit den andern.“

„Nie, niemals! Mädchen, du opferst das Blut der Pont-Neuve!“

Yvonne preßte ihre Hände an die Schläfen. „Mon dieu! Ich weiß nicht, was ich tue. Aber ich kann ihn hier nicht mehr im Schlafrock sehen.“

„Halt ihn zurück, Yvonne! Halte ihn zurück!“

„Oh, ma tante, haben Sie Monsieur d'Avinge zurückgehalten, als er nach Frankreich ging?“

Da sank die Alte, die Uralte, in den Sessel zurück. Nur ein dumpfes Stöhnen kam aus ihrem Munde: „Er soll gehen.

Schüsse in der Nacht —? Nein — ja doch — hinterm Schloß. Nein, nein. Aber jetzt deutlich. Es war doch so — es war bestimmt so . . .

Yvonne flog an die Tür. „John, John, sieh nach, was das ist!“

Aber John war weg. Der Gang lag dunkel in lauernder Finsternis. Sie blieb an der Tür stehen, an den Pfosten gelehnt, geschüttelt von Aufregung. Wenn jetzt etwas durch den Gang heraufkam mit wuchtigen Schritten, der Germane mit seiner aufreizenden Zuversichtlichkeit — sie würde da stehenbleiben, sie würde wiederum ihre Macht über ihn siegen lassen. Nicht über die Schwelle, Germane! Und er wird's nicht, nein, er wird's nicht . . . Ah ciel, er wird sie doch nicht beim Arm nehmen und beiseitewerfen!

Die Gewißheit, daß er das nicht tun wird, fließt in einem warmen, wonnigen Bewußtsein über sie. Niemals!

Aber nun doch ein Schritt — den Gang herauf — durch die heimtückische Finsternis — ein schleichender Schritt. Die Angst schnürt ihr die Kehle zu. „Wer da?“ preßt sie heraus. „Wer da?“

„St! — St! — Bon ami, bon ami!“

Aus dem Dunkel heraus geisterte der Backenbärtige und winkte mit beiden Händen: „Zurück! Zurück! Die Flucht vereitelt — alles verloren — —

gefangen — alle — ein Ingenieur entkommen, in den Keller geflüchtet —“

Drunten Stimmen, Rufe, Türöffnen. „Im Namen des Kaisers!“

Yvonne flog durch den Gang, von jähem Entschluß gepeitscht, und verschwand im Dunkel. Sie stürmte die Dienertreppe hinunter und durch eine Glastür in den Oberstock nach ihrem Zimmer. Man darf ihr Zimmer nicht leer finden. Er wird wiederkommen, vielleicht die Durchsuchung ihres Zimmers verlangen — nein, sie wird's fordern — nein, so töricht wird sie nicht sein — ach Gott, was wird sie tun?!

Mochte bei Madame droben geschehen, was wollte. Sie sinkt ja hin, sie kann nicht mehr. Mochten sie Marcel auf irgend eine Art fortschaffen. Sie hatten Zeit zu handeln; denn bevor man in den Mitternachtflügel einbrach — Oh, und wenn doch?! Dann mußte Marcel de Pont-Neuve sich besinnen, daß er belgischer Offizier war, daß wallonische Tapferkeit auf den Blättern der Weltgeschichte eingegraben stand.

Und zwei Worte blitzten ihr auf, die das Volk in heimatlicher Begeisterung sprach: Todi wallon! Immerdar wallonisch! Klang's nicht ebenso tapfer wie das deutsche Hurra? Nun denn: Todi wallon! Todi wallon! Die Gedanken fiebern ihr. Sie sagt sich nicht mehr, daß sie Marcel de Pont-Neuve retten muß. Das Vaterland muß sie retten, ein Stück Vaterland, indem sie *ihn* rettet.

So flüchtet sie in ihr Zimmer hinein, wirft über ihr Kleid den orangefarbenen Morgenrock, hüllt sich fröstelnd ein und horcht.

Stärker und lauter wird draußen das Gemurmel

von Stimmen. Barsche Rede und Gegenrede ertönt. Atemlos steht sie, horcht, horcht. Jetzt — jetzt auf der Treppe — nein. Plötzlich Stille. Kein Gemurmel, keine Schritte mehr — wie von der Finsternis eingeschluckt. Sie tastet sich nach dem Sessel hin, ihre Kniee schwanken.

Da — jäh wie ein Sturm brechen wieder die Stimmen los. Schritte scharren — näher, näher. Türen klappen auf und zu. Die verhaltene Stimme des Barons wird laut. Und eine andre — näher — Säbelklirren —

Man klopft an ihrer Tür. Also doch! Wie ein Riß geht's durch ihren Körper — dann ist sie ruhig, ganz ruhig.

Sie knipst das Licht an und öffnet: vor ihr steht einer, den sie nicht kennt, der Wachtmeister. Hinter ihm der Baron. Sonst niemand — sonst niemand — Ah, Germane, wie feig du bist! Er kommt nicht, er schickt ihr — den Wachtmeister. Ein Jubeln des Triumphes schwillt in ihr auf. Er kommt nicht! Er schickt ihr den Wachtmeister!

„Erlaubst du, daß wir einen Blick in dein Zimmer werfen, chérie?“ fragte der Baron. Seine Stimme klang fremd und verstört.

Sie hob den Kopf. „Fordert man das?“

„Nein, mein Kind, ich wünschte es.“

„Bien — man trete ein.“

Der fremde Schritt klirrte über den Teppich hin und ohne Besinnen ins Schlafzimmer hinein. Kurz und bündig und ohne Umstände tat er seine Pflicht, der Wachtmeister. Und auch s e i n e Pflicht hieß: Vaterland, nur: Vaterland!

Als er das Bett aufgedeckt und einen Blick in sämtliche Schränke getan hatte, grüßte er militärisch stumm und marschierte hinaus.

Der Baron ging mit ihm. Er drehte sich nicht um, er sah seine Tochter nicht an, nicht einen Blick gönnte er ihr, der wie ein Einverständnis hätte gedeutet werden können. Korrekt bleiben und aushalten, das hat er geschworen, das wird er bis zum äußersten halten.

Der klirrende Schritt hallte weiter durch den Gang. Türen flogen auf, Stühle wurden gerückt, Schränke beiseitegeschoben. Dann die Treppe hinauf, und nun fern und dumpf die klirrenden Schritte.

Yvonne stand noch immer in der Tür, horchend hinausgelehnt. Da sah sie am unteren Ende des Ganges eine Gestalt, unbeweglich wie die Ritter in den Nischen. Ein Feldgrauer auf Wache. Seine funkelnden Blicke ruhten auf ihr.

Da schloß sie die Tür, huschte nach dem Fenster hin und blieb zwischen den Vorhängen stehen, die Stirn an der Scheibe, stundenlang harrend. Was würde geschehen?

Eine fahle Helle begann über dem Park zu schimmern, von den Bäumen tropfte der blinkende Tau, und sie stand noch immer und harrte. Die Füße schmerzten ihr. Hinter den Wolken durch brannte ein schimmernder Fleck. Es schwoll warm und wonnig in die Morgenluft. Und plötzlich öffnete sich in den Wolken ein klaffender Spalt, ein blendendweißer Strahl zuckte hervor und rief die Erde wach.

Vom Kapellentürmchen tinkte das Ave-Läuten. Um diese Stunde und beim ersten Antimpen des Glök-

chens erhob sich gewöhnlich Madame d'Avinge und machte sich zur Messe bereit.

Ob auch heute? Was war droben im Mitternachtflügel geschehen? Keine Nachricht war von dort herübergekommen, als läge er jenseit eines fremden, unwirtlichen Landes, und man müsse warten, bis sich ein ausgesandter Bote zu ihr, die da mit starrenden Augen zwischen den Vorhängen stand, hindurchschlage.

Unter ihrem Fenster klang der Schritt der Wache — die deutsche W a ch t. Und durch die Morgenluft heulten, krachten, platzten, zischten die Feuerschlünde — die deutsche M a ch t. Deutschland überall. Gab es noch ein Entrinnen? —

Beim letzten verklingenden Schlage des Ave-Läutens wurde das Portal am Mitternachtflügel geöffnet, ein Meßner im weißen Röckle schritt heraus, die alte Kirchenlaterne mit gußeisernem Beschlag in der Hand, in der andern die Schelle, die er leise antinken ließ, als hinter ihm mit dem Sanktissimum in den erhobenen Händen der Aumonier erschien. Ein Versehgang zu einem Sterbenden.

Die Wache trat unter der Terrasse hervor, ein Aachener, der von der Mutter das Skapulier, den Talisman gegen Kriegsgefahr, unterm Soldatenhemd trug. Sowie er das Sanktissimum vorübertragen sah, fuhr er in Haltung. Präsentiert das Gewehr! Ehre dem Allerheiligsten! . . . Tinktink . . . Weiter glitt der blitzende Laternenschein durch den noch dämmerigen Park. Zwei Feldgraue, die da auf dem Rasen schliefen, sprangen auf, beugten die Kniee und senkten die Köpfe. Andacht, Stoßseufzer und Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten. Tinktink . . . Der Zug verschwand

im Parkdüster. Noch ab und zu zwischen den Bäumen das Aufblitzen der Laterne, dann nichts mehr — nur einmal noch fern und weit das Tinken. Die Bäume rauschten, als schüttelten sie den Tau ab.

Ein Trompetensignal erscholl. Die 25er traten zum Stiefelappell an, so ruhig, als wär's nicht vor den Toren Lüttichs, als heulten nicht die Granaten. Schnurgrade und stramm wie auf dem Kasernenhof standen sie. Ein Donnerwetter klang durch die Morgenluft. Griffe wurden geklopft. Und: Sprung auf! Hinlegen! Sprung auf! Hinlegen! Himmeldonnerwetter! Den Kerls die Knochen gelenkig machen, die Mannschaft in die Hand bekommen! Parieren! Deutsche Zucht und Ordnung! Richt euch! Langsamer Schritt: eins, zwei . . . —

Autohupen schnarrten die Landstraße herauf, eine endlose Reihe von Planwagen, mit ihnen eine Herde herrenloses, brüllendes Vieh. Und wieder neue Truppen, die Rast im Park machten. Feldlager, Rufe, Lärm, Pferdegewieher.

Tief im Feld die blitzende Laterne . . . tinktinktink . . . Auf ein einsames Bauerngehöft geht der Zug zu. Weiße Wände blitzen hinter einer blühenden Rosenhecke auf. Ein Mann, der an der Pumpe vor dem Hause hantiert, stellt bestürzt den Eimer nieder, reißt die Mütze vom Kopf, als er das Sanktissimum auf sein Gehöft zu näherkommen sieht. Sapristi! Hier liegt keiner krank, geschweige denn am Sterben. Was? Der Aumonier vom Schloß? Der Mann hatte auf dem Schloß als Kutscher gedient bis zu seiner Verheiratung. Dann mußte er vom Schloß weg, denn man wollte keinen verheirateten Kutscher. Aber vom

Schloß kam immer schon mal der oder jener und spendete was. Doch der Aumonier — der war nie gekommen, der mochte nur dableiben; denn wenn der Aumonier kam, ging's zu Ende.

„Monsieur l'Aumonier, es ist hier keiner an seiner letzten Stund, sacre . . .!" Halt — wer wird denn ins Angesicht des Herrgotts hinein fluchen!

„In deiner Ziege Namen!" fluchte ihn da der Meßner im breitesten Wallonisch an. „Halt's Maul und komm ins Haus herein!"

Was war denn das für einer? Wenn er das kohlschwarze Schnurrbärtchen hätte — Sapristi, das ist er wahrhaftig, der junge Herr! — den Schnurrbart abrasiert — Hä, wenn der so in das Angesicht des Herrn fluchen kann . . . oder ist da etwa keine geweihte Hostie —?

Der Aumonier stellte den goldenen Kelch auf den Tisch und sank auf den Stuhl hin. „Der gute Gott verzeih mir diese Sünde!" Er schnappte nach Atem und wischte sich den kalten Schweiß aus dem Gesicht.

Der ‚Meßner' hatte indessen schon das Röckle abgeworfen. Im Gurt steckte ihm die Pistole und das Dolchmesser mit dem langen Dorn. Lässig warf er dem Fermier ein paar Worte hin: „Auf der Flucht, Josef. Wir haben den Grauen eine famose Komödie vorgespielt. Grotesk wie bei Molière. — Eh bien, Aumonier? Gott hat Ihnen schon die Sünde verziehen. Oder glauben Sie, daß Gott mich diesen Heiden und Barbaren überliefern will, diesen Marodeuren, die uns die Kirchen zusammenschießen? Gott ist mit *uns*, Aumonier. Es gibt keinen deutschen Gott."

Der Fermier biß die Lippen aufeinander. „Ja, ja, die Kirchen haben sie zusammengeschossen. Sie müßten das sehen, da auf der Route Battice—Herve. Kein Haus steht mehr, kein Haus. Die Leute sind von Haus und Hof vertrieben, das Vieh ist geschlachtet. Und die Männer — wissen Sie, die Männer niedergeschossen wie Hunde. Hä, wir haben's ihnen auch gegeben. Draufgepafft — die Offiziere von den Gäulen runtergeschossen. Die Frauen wie wir Männer — unsre famosen Frauen. — Hä, Suzanne!" rief er durchs Haus. „Wissen Sie, die Suzanne, meine Schwägerin, ihr Mann ist auch in Herve an die Wand gestellt worden von den maudits Prussiens."

Marcel winkte ihm ab und trieb den Aumonier vom Stuhle auf. Er solle ihm fix die Soutane geben. Jetzt wird sich Monsieur de Pont-Neuve als harmloser Aumonier durchschlagen, vielleicht über Namur nach Brüssel zurück. „Schnell, mein lieber Alter!"

Über seine alte Soutane hatte der Aumonier die neue, die er sonst nur zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten anlegte, angezogen. Die streifte er nun ab und half dem jungen Herrn in den geistlichen Rock.

Da erschien Suzanne in der Tür, die nassen Hände an der Küchenschürze abwischend. Ah, guter Gott, sie kann erzählen! In der Montagnacht kam das plötzlich ins Land herein: hoppla, hoppla, trab, trab — eine ganze Sintflut von Deutschen. Sie alle aus ihren Betten raus: Gewehr her! Revolver! Der Feind im Land! Guter Gott, man hatte noch keinen Krieg mitgemacht, man wußte nicht, was zu tun sei — und da schoß man eben, blindlings schoß man. Man denkt, daß man sich im Krieg wehren muß, schießen, immer-

zu schießen. Oh, guter Gott! Und da ging's los — Patapaffpatapaff! eine entsetzliche Petarde. Wer aus dem Haus lief, wurde erschossen; wer im Hause blieb, wurde erstochen. Eine Hölle war's, eine gräßliche Nacht. „Und meinen armen Jules — guter Gott, meinen armen Jules habe ich hinter der Scheuer begraben müssen." Sie wischte sich mit der Schürze die Augen und, indem sie in plötzlicher Wut die Hände ballte, fuhr sie fort: „Dix coups de canon pour un tir de fusil! So wollen wir's ihnen jetzt in Lüttich heimzahlen. Ha oui, sie sollen sehen, wie das belgische Volk sich wehrt." „Bravo, Suzanne, bravo! Sie sollen sehen, wie das belgische Volk sich wehrt." Als junger Aumonier mit dem breitkrempigen Hirtenhut stand Monsieur de Pont-Neuve vor ihr. Über sein schlaffes Gesicht ging ein Aufzucken von Begeisterung. Er trat zu dem alten Aumonier, und seine schmale, frauenhafte Hand drückte die welke, dürre. „Sagen Sie Baronesse: wenn sie hört, daß das belgische Volk in unsern Dörfern sich bis zum äußersten wehrt, dann soll sie an Marcel de Pont-Neuve denken. Au revoir, mein guter Alter! Sie haben mich getauft, Sie wollen mich ja wahrscheinlich auch noch beerdigen. Aber dazwischen liegt noch ein schöner Tag: eine Hochzeit. Die will ich mir jetzt erkaufen gehen. Sagen Sie auch das der Baronesse."

Da schlich der alte Aumonier hinaus in den Sonnenschein und über den Wiesenpfad und verschwand zwischen den Hecken.

Aus dem Schuppen heraus aber führte Josefs Weib die hohe zweirädrige Karre vors Gehöft. Draußen stapfte schon der Gaul. Ein Quieksen und Schreien

von der Karre her: zwei feiste Mastsäue auf dem Stroh.

„Ja, ja!“ rief Josef hinaus, und zu Monsieur: „Die Deutschen haben mir meinen ganzen Stall requiriert. Jetzt muß ich ihnen auch meine Lieblinge, meine Schweinchen, ins Lager bringen, Monsieur. Sie geben mir Bons, sie bezahlen gut, die verruchten Deutschen.“

„Ins Lager der Deutschen fährst du?“ Monsieur schoß ein Gedanke durch den Kopf, ein großartiger Gedanke: „Ich fahre mit dir.“

„Zu den Deutschen?“

„Zu den Deutschen.“

„Mit Respekt, aber dann ergeht's Monsieur wie meinen Schweinen.“

„Esel! Ich werd schon nicht dumm sein.“

„Los denn!“

Marcel sprang auf den Sitz neben Josef. „Wo lagern die Deutschen?“

„Da bei Visé, schon dicht an der Maas.“

„Die Brücken sind doch gesprengt?“

„Sie schlagen neue.“

„Diable! Sie arbeiten schnell wie die Sünde.“

„Ja, man geht jetzt keine zehn Schritt, ohne daß ein Grauer auftaucht. Sacribleu, dort steht schon einer. Hat Monsieur Legitimation?“

„Legitimation? Jawohl, Legitimation auf einen preußischen Leutnant, aber nicht auf einen belgischen Raben.“ Marcel griff in alle Taschen, tastete auf die Brusttasche, und da knisterte es, nach Papieren knisterte es. Hatte der gute Alte daran gedacht, oder stak das noch von Weihnachten, Ostern, Pfingsten darin? Ein

Brief mit dem Stempel des bischöflichen Generalvikariats Lüttich kam zum Vorschein, dazu eine kirchliche Verordnung, eine Visitenkarte von einem Amtsbruder. Eh bien, versucht man's damit!

„Halten!“ Der Graue trat an den Wagen.

Josef schwenkte tief die Mütze. „Isch sein die Djosef, wisse Sie, die Djosef mit die Schweine für die deutsche Soldat, wisse Sie, du bis schon bei mir kommen, Sergeant.“

„Ach so, der Schosef von der Schweinerei dahinten? Habt ihr noch gute Milch? Wir kommen noch mal. Ich hab euch ja an die Haustür geschrieben: ‚Gute Leute, deutschgesinnt, unbedingt zu schonen.‘ Steht das noch da?“

„Jaja, Här Sergeant, jaja.“

„Wat haste denn außer deinen Schweinen noch für 'n Haustier da neben dir sitzen?“

„Oh, diese Här da? Nix, Här Sergeant, nix, eine schwarze Aumonier für meine Mam', die ise krak, viel krak presque kaputte Monsieur, kaputte.“

„Kaputt is se? Und der soll se woll begraben?“ Der Graue nahm die Papiere, die Pont-Neuve ihm stumm hinreichte, und warf einen Blick hinein. Französisch, Stempel — stimmt. Als er die Papiere zurückgab, drohte er mit dem Finger. „Aber dat sag ich euch: jetzt heißt's Deutsch lernen, fixemang Deutsch lernen, ihr Deutschverderber ihr!“

„Ja, Här Sergeant, ja.“ Jüpp! Allez! Peitschenknall. Und ein gezischter Fluch: „Schmutziger Deutscher! Paß auf, übermorgen schon lernst du Französisch.“

Hup! Töhöööt! Ein Auto. Neben dem Fahrer

saßen zwei Begleiter, straff, stramm, das Gewehr vor sich. Leute, die des Wegs kamen, sprangen beiseite.

„Hände hoch!"

In zitterndem Entsetzen flogen die Hände auf. Scheue Blicke aus düsterlohenden Augen folgten dem dahinsausenden Wagen in angstbebender Wut.

Auch Marcel spähte noch dem Auto nach. „Fährt wohl auch zum Lager?"

„Ja, es nimmt die Chaussee, wir nehmen den näheren Feldweg."

„Ein Luxusauto, aber mit Kisten und Säcken vollbepackt."

Josef neigte sich ihm zu. „Sie fahren Munition und Hafer."

„Eine blonde Frau saß darin."

„Wahrscheinlich eine vom Roten Kreuz."

„Eine *schöne* Frau."

„Eine robuste Deutsche, Monsieur. Ich hab sie schon öfters im Lager gesehen. Steckt die Hände in die Manteltaschen und steht wie ein Dragoner. Kamerad sagen die Offiziere zu ihr; denken Sie: Kamerad!"

Pont-Neuve gab keine Antwort mehr. Was unternahm er jetzt? Von einem Abenteuer jagte er ins andre. Es peitschte seine Nerven auf; es war ihm Sportsache. Nein, Pont-Neuve, du solltest die Chose schon etwas edler anfassen. Du mußt *ihr* jetzt zeigen, wessen du fähig bist: auskundschaften, etwas ganz Geniales unternehmen, den Deutschen ihre strategischen Kniffe ablauschen und sie nach Lüttich signalisieren, oder sie nach Brüssel überbringen und dem König vorlegen. Informationen über Truppentransporte, welche Regimenter, wieviel. Fast scheint es,

daß es mit der schweren Artillerie schlecht bestellt ist. Und dann die Ausrüstung der Truppen, die Stimmung im Heere. Im belgischen Generalstab rechnete man damit, daß die Deutschen auch durch Holland eindringen würden. Verdammte Affäre! Nun kämpfen die Belgier dort an der Maas gleichsam in falscher Schlachtfront.

Eh bien, hier war die Sache anzubohren, koste es, was es wolle.

Er biß die Lippen zusammen, krampfte die Hände ineinander und zwang eine opferfreudige Begeisterung in sich hoch, eine große Tat. Er liebte die Tumulte der Gefühle nicht, er machte das gern ruhig ab; aber er fühlte doch: für diese Tat mußte das Blut auflodern.

„Volà!“ flüsterte Josef und erlaubte sich, Monsieur in die Seite zu stoßen. „Volà, das Lager!“

Zelte zeigten sich und eine lange Reihe von Planwagen mit einer Feldküche und dampfenden Kesseln. Soldaten lagerten bei den zu Pyramiden zusammengestellten Gewehren. Drüben in den Wiesen jenseits der Hecke wurde eine Kuh abgeschlachtet. Querfeldein trabte ein Trupp Bauernpferde heran, herrenloses Vieh.

„He, Bauer, wollt ihr eins? Wir haben zuviel.“

Josef nickte untertänigst, schwenkte die Mütze und machte dankende Bücklinge. Dann sprang er ab, um den zugelaufenen Gaul hinter der Karre anzubinden.

Da stieg auch Marcel de Pont-Neuve ab, und indem er Josef ein Fünffrankenstück in die Hand drückte, sagte er: „Ich werde hier abzweigen und den Wiesenpfad bis zum Wald drüben gehen.“

„Wenn Monsieur am Wald links abgehen möcht und am Weiher vorüber nach dem Haus mit den Sträuchern von gelben Sonnenblumen im Garten — dort wohnt der Bruder meiner Frau. Er ist Lehrer und ein heftiger Patriot, Monsieur. Seine Frau kocht Choucolat wie im Paradies!"

„Du, Josef! Wenn ich dich mal brauche, schreibe ich dir nachts an die Haustür ein L — Liberté. Dann mach dich schleunigst auf und komme zu dem Lehrer am Wald!"

„Im Namen meiner Ziege, ich werde kommen!"

Mit Peitschenknall fuhr Josef davon. Auf dem Wiesenpfad aber schritt langsam ein junger Aumonier, den Kopf gebeugt, ein Gebetbuch in der Hand, und betete, betete.

Drüben von der Landstraße scholl das Rasseln der anfahrenden Geschütze. Neue Regimenter zogen heran. Ordonnanzen sprengten vor in die Dörfer hinein, ließen Papierstreifen fallen, auf denen in Französisch die Worte aufgedruckt standen: ‚Verhaltet euch ruhig! Euch geschieht nichts, wenn ihr nichts Feindliches gegen deutsche Truppen unternehmt. Wir schützen euch, wir helfen euch. Im Namen des Kaisers! Seid friedlich!'

Da — Trommelwirbel und Querpfeifen. Im Schritt und Tritt Deutschlands Wacht, Deutschlands Macht. Eine Ulanenpatrouille sprengte im Galopp querfeldein, daß die Erde aufspritzte. — Halt! Wer da? — Gut Freund! Deutschland über alles! — Hurra, Kürassiere! Mordskerle, frische, kerndeutsche Jungens, Draufgänger mit der stolzen Zuversicht auf den Lippen: Wir werfen die Forts wie Kegel um!

Huuujii — eine Granate platzt in die Maas. Zwei Tote liegen im Sande, noch warm, und neben ihnen Verwundete, denen der Helm zerschossen. Einer hat einen Kieferschuß. Das Blut läuft ihm in den Hals. Ein Meldereiter stürzt, und sein Gaul versinkt in einem Loch, das soeben von einer Granate gerissen worden. Trab und Marsch, eine Abteilung Pioniere mit Picken, Schaufeln und Wasserpumpen. Holla, die Brücken=philosophen! Knarrende, holpernde Wagen, und schwere, massige Pferde mit dampfenden Flanken davor.

Da langt der junge Aumonier weit in den Wiesen an einem Feldkreuz an, kniet nieder und senkt den Kopf. Aber so sehr er auch in sein Gebet vertieft scheint, seine Sinne lauern gespannt auf das, was um ihn geschieht. Wer kümmert sich um den betenden Aumonier am Wiesenkreuz!

Indessen hat am Flusse ein eilfertiges Treiben, Laufen und Hämmern begonnen. Maaskähne werden zusammengeschoben, Planken darübergelegt — fertig ist die Brücke. Davor warten schon die Truppen. Vielhundert Schritte gehen im dumpfen Taktschlag hinüber, der polternde Hufschlag der Pferde, das Rasseln und Donnern der Wagen will kein Ende nehmen. Mit Mann und Roß und Wagen und Kanonen hinüber, hinüber.

Da — ein Schrapnellschuß, mörderisches Feuerwerk in der sonnweißen Luft. Hui! Eine Ladung Lütticher Hülsenfrüchte. Stille. Ein Leutnant sank um. Zwei Schritt war er aus der Gruppe der Offiziere weggetreten, da traf ihn die Kugel. Eine schauervolle Stille senkt sich herab — die weißen Lüfte zittern.

Und der junge Aumonier am Wiesenkreuz betet, betet noch immer . . .

An einer Flußkrümmung haben die Belgier eine Eisenbahnbrücke zerstört. In fieberhafter Tätigkeit arbeitet die deutsche Brückenkompagnie an ihrer Wiederherstellung. An der Grenze warten schon die Transportzüge zur Weiterbeförderung.

Auf einem riesigen Brückenpfeiler, der in die Maas hinuntergekippt ist, steht ein Hauptmann mit einem Unterroffizier, Meßblätter und Apparate in der Hand. Aus der zusammengeschossenen Fabrik werden Dampfkräne, Bau- und Eisenteile herbeigeschafft, die Trümmer der alten Brücke als Damm gegen die Flußströmung angelegt. Leute werden in den Wald geschickt, um Bäume zu fällen und Stämme zurechtzuschneiden. Je achtzehn Pfosten gilt es durch T-Träger zu einem Brückenpfeiler zusammenzuschweißen.

Eine Arbeitsschlacht war's, ein gewonnener Sieg hinter der Front.

Da erhob sich der betende Aumonier und verschwand durch den Dunst der Wiesen im Walde. Zwischen einem Hause und einem Garten mit blütenflammenden mannshohen Sonnenblumen schritt er durch, klopfte an die grüngestrichene Tür und lauschte. Über ihm klirrte ein Fenster auf. Ein magerer Männerkopf mit zerwühltem Haar und aufgeregt blitzenden Augen sah verdrossen und mißtrauisch heraus. Ein Rabe? Was will der Rabe?

„Botschaft von Eurem Schwager Djôsèf!" flüsterte es hinauf.

So sprach kein Aumonier, so sprach einer, der Be-

fehle zu geben verstand. Das Fenster schlug zu, und schon ging die grüne Tür auf.

Gleich aus dem Hausgang heraus kam die hastige Frage: „Sind die Franzosen in Lüttich?“

„Noch nicht! Aber wenn das belgische Volk die Deutschen nur noch ein paar Tage hinhalten kann, sind sie da.“

„Entrez, entrez! Wer sind Sie?“

„Ein Aumonier, wie Sie sehen, jedenfalls ein ebenso guter Patriot, wie ich ihn hier zu finden hoffe.“

„Patriot bis aufs Messer. An diesem Strick hier häng ich mich auf, wenn die Deutschen Sonntag noch im Lande sind!“

„Setzen Sie den Termin auf den zehnten Sonntag nach Trinitatis!“

„Wann ist das?“

„Nächste Woche.“

„Dann?“

„Sind die Franzosen in Aachen.“

„Wer sagt Ihnen das?“

„Die Generalstabsakten.“

„Ah —“

„Still! — Wie steht's jetzt hier mit der Bevölkerung?“

„Sie verkriechen sich in Todesangst in ihren Häusern. Aber sie warten darauf, bis sie wieder herausspringen können. Dann werden sie wie Tiger sein, denn es schreit viel Blut zum Himmel.“

„Dann wollen wir zu ihnen gehen.“

„Der Küster von Stockay ist mein Freund. Ein großes Industriedorf. Man hat den Bürgermeister und

den Curé als Geisel weggeführt. Ein Dorf wie ein Pulverfaß. E i n Funke genügt."

„Können wir das nicht benutzen?" fragte Marcel und zeigte auf das im Hausflur stehende Fahrrad.

„Radfahren ist verboten. Wir können auch besser durchschlüpfen, wenn wir zu Fuß versteckte Wege gehen."

So gingen sie denn hinter hohen Wiesenhecken entlang, über Weidgelände mit grasenden Kühen. Hier gab es weder Äcker noch Gärten; die Fermiers sind Milch- und Butterbauern; Heuernte ist ihnen bequemer, sie schaffen's mit weniger Leuten.

Dann tauchten die riesigen Schornsteine auf. Die Fabriken standen still. An den Häuserecken hatten sich Trupps von Arbeitslosen angesammelt, die Hände tief in den Taschen der weiten Hosen, mit unfreien, verkniffenen Blicken. Pfiffe und wilde Rufe wurden laut, als sie den Aumonier herankommen sahen; waren sie doch froh, endlich einen Gegenstand für ihre stille Wut gefunden zu haben. Ah, der Rabe! Der Rabe soll ihnen eine Predigt halten, sie haben ja jetzt Zeit, sie sind Freiherren, sie sind Kostgänger Guillaumes II.

„Man müßte sie zur Rede stellen," sagte Marcel de Pont-Neuve ärgerlich.

Aber der Lehrer schob ihn weiter. „Darauf warten die ja bloß, um über uns herzufallen. Sie sehen, welche gefährliche Wut in diesen Leuten ist. Ein Pulverfaß, und nur ein Fünkchen . . ."

Ein Lastauto, hochbeladen mit Säcken, Kisten und Mannschaften, polterte in rasendem Tempo über die holprige Straße. Die Soldaten darauf mit ihren emporstarrenden Gewehren wirkten wie erzene Stand-

bilder, die Blicke scharf auf die Trupps an den Häuserecken gerichtet. Hände hoch!

Halt! Straße gesperrt! Eine Wache mit Gewehr im Arm. Am Marktplatz hatte sich eine Ansammlung um einen Unteroffizier gebildet, der eine militärbehördliche Verordnung vorlas; ein Dolmetscher stand neben ihm. Die Stimme des Unteroffiziers, schneidend wie Schwerthieb, hallte weithin über den Markt: „Wer Widerstand leistet — wird t o t geschossen! Wer sich deutschfeindlicher Umtriebe schuldig macht, wird t o t geschossen! Wer in militärisch geschlossene Häuser eindringt — wird t o t geschossen!"

Bei jedem ‚Totgeschossen' knickten die Zuhörer entsetzt in den Knieen ein. Jedes ‚Totgeschossen' fuhr wie ein gezücktes Schwert in ihre gaffenden Gesichter hinein.

Als der verfluchte Allemand weitermarschierte, erspähten die Mädchen mit den kunstvoll frisierten Köpfen den Raben. Ah voilà! Man ist froh, ein bißchen lustige Ablenkung zu haben.

„A bas la calotte!" In den Arm gehenkelt, trabten sie reihweise hinter den beiden Männern her, und im Takt ihrer Schritte riefen sie andauernd: „A bas la calotte! A bas la calotte! A bas la calotte!"

Da lenkten die Männer zu dem Hause des Küsters hin. Der Küster holte aus dem Schränkchen des Sofaumbaues zunächst eine Flasche Chartreuse, wozu er das Rezept von den Klosterbrüdern selbst erhalten hatte. Um seine kahlen Lippen lag eine eisig lächelnde Feindseligkeit, als man auf die Sache zu sprechen kam. Er zitierte Stellen aus der Heiligen Schrift, die auf die Barbaren bezogen werden konnten. „Es stimmt,

sie haben Kinder auf ihre Lanzen aufgespießt; ich habe es selbst gesehen. Dafür haben wir ihnen die Köpfe abgeschnitten und die Finger abgehackt, wie Gott, der Herr, befohlen hat: Aug um Auge, Zahn um Zahn!“ Es versetzte ihn offenbar in angenehmes Wohlbehagen, so von grausamen Taten zu erzählen.

Dummkopf! dachte Marcel de Pont-Neuve und glaubte weder das eine noch das andre. Aber mochten die Leute sich immerhin an den Schauergeschichten erhitzen; in dieser Glut schmiedete er sein Eisen.

Der Küster läutete jeden Abend zur Betstunde. Es kamen freilich nur ein paar Frauen, bigotte alte Weiber; aber wenn man den Männern geheime Botschaft zukommen ließ, so hatte man in der Kirche ja das sicherste Versammlungslokal. Die Deutschen duldeten die Betstunde, sie hätten am liebsten auch die Eckensteher hineingetrieben. Wenn nun der ‚junge Aumonier‘ hier ‚Andacht‘ hielt und man den Männern einen Wink gab? Ei, sapristi! Was konnte man da alles in scheinbare Gebete einfügen. Falls auch ein Soldat die Sache überwachte, konnte der aus dem schnell hingewürfelten Französisch herausfinden, um was es sich handelte?

„Überdies,“ sagte Pont-Neuve, prüfte seine Nägel, fand, daß sie schlecht gepflegt waren, und feilte sie, „überdies werfen jetzt die Deutschen ihre ganze Aufmerksamkeit auf Lüttich.“

Der Küster schob die Arme vor und flüsterte über den Tisch hinüber: „Man sagt, heute nacht wollen sie den Sturm auf Lüttich wagen.“

„Wer sagt das?“

„Ein Soldat, der sich hier bei mir jeden Morgen seinen Kaffee holt.“

„Très bien, halten Sie sich den Soldaten bei guter Kaffeelaune. Der brave Schwätzer weiß vielleicht mal etwas.“

Am selben Abend noch begann die ‚Andacht‘. Der junge Aumonier sprach lange, eindringliche Gebete. Die Männer krümmten dabei die Hände zur Faust und bissen die Zähne zusammen.

Und als der Aumonier von ihnen in der Nacht schied, wußte jeder von ihnen, worauf er zu warten hatte. Er hatte darauf zu warten, bis vom Kirchturm die Totenglocke würde läuten, bis sie Widerhall fand im nächsten Dorf. Und von Dorf zu Dorf würde sie weiterklagen, die Totenglocke, von Turm zu Turm. Sturm, Alarm, Aufruhr, Freiheit! Zu den Waffen! — Männer, Greise und Frauen. Ein letzter Vorstoß. Ein letztes Aufpulsen belgischer Notwehr. Von Lüttich aus wird man Trupps von Soldaten in Zivilkleidern in die Dörfer verteilen. Sie sollen die Führer sein, um sie soll das Volk sich scharen, sie sollen die zersprengten Franktireurbanden sammeln. Und so hinter den barbarischen Horden her das armierte belgische Volk. Die Deutschen eingekeilt zwischen Armee und Volk! Vive! Vive! Wird das ein Untergang sein! Schlimmer als der der Ägypter im Roten Meer. Die Wogen wallonischer Begeisterung werden sich turmhoch heben und über den Eroberern zusammenstürzen. Gott mit ihnen! Mit dem blühenden Land Belgique!

Das träumen, das hoffen, das fordern sie. Und mit dieser Verkündigung zog ein junger Aumonier von Dorf zu Dorf und kam bis an die deutschen Grenz-

pfähle. Aber an den Grenzpfählen stand die deutsche Wacht und jauchzte ihr Hurra in den goldenen Morgen: „Lüttich unser! Lüttich im Sturm genommen!“

Da kehrte der junge Aumonier von den deutschen Grenzpfählen zurück. Er schritt auf dem Wege über Henry Chapelle wieder weiter ins belgische Land hinein, zu einem einsamen Hause mit leeren Fensterhöhlen und zersplittertem Dach. Die Hühner liefen gackernd umher. Eine Strecke weiter lagen abermals zwei und drei Häuser im Schutt. Dann kam eine lange Straßenreihe, und dann ein ganzes Dorf, und immer trauriger und immer wilder sah es aus. Wie eine Flamme aufzuckt, erst geheim und zaghaft, dann drohender und verheerender zu einem gewaltigen Brand.

Doch plötzlich ein Haus, ein einziges, unversehrt, mitten in der Verwüstung. Blitzsaubere Vorhänge leuchteten von den Fenstern; dahinter mußten friedliche Menschen wohnen, verschont und geschützt.

Doch weiter; schlimmer wurde es und dann ganz trostlos. Battice, das Franktireurdorf — ein ganzer Ort leergeschossen. Von den Häusern standen nur noch vier Mauern, das Innere war Geröll. In der Straße türmte sich Gerümpel von zerschlagenen Stühlen, Tischen und Betten. Scherbenhügel, modriger Schutt, aufklaffende Keller, schwelende Balken, ein umgestürzter Kinderwagen, ein Kruzifix an der halb eingebrochenen Wand. Todeinsame Schlupfwinkel, Friedhofsstille, Verwesungsgestank von Leichen und Tierkadavern.

Und weiter, und wilder. Herve im Käseländchen. Wie Bestien sprangen seine Bewohner an die Ver-

wundeten. Da vollzogen die deutschen Kanonenschlünde das Strafgericht. Eingekeilt in den Trümmerbergen stand ein Kapellchen, unberührt, seine Kerzen brannten noch auf dem Altärchen, und die Papierrosen und die grellbunte Madonna waren unversehrt. Nein, sie schossen nicht blindwütig, die Barbaren, sie straften gerecht, und im übrigen: die Bahn frei für Deutschlands Heer!

Am Ende der Straße, am letzten Hause, dicht beim Feldweg stand ein kokettes rotes Backsteinhäuschen. Die Tür war eingebrochen, der Giebel zerschossen, das Bettzeug hing in Fetzen aus dem Fenster. Lehm und Schutt häuften sich vor dem Hause. Und im Lehm und Schutt lag steif und lang hingestreckt eine Frau, ein junges Weib mit schwarzen Haarsträhnen, die Augen stier und wirr.

Der junge Aumonier trat zu ihr. „Was machst du da, mon enfant?"

„Sie haben ihn erschossen," sprach sie heiser und fletschte die Zähne zwischen den zitternden Lippen. Sie könnte aufspringen und sich an irgend einen festbeißen.

„La folle!" sagte hinter ihm ein Vorübergehender. „Kommen Sie, Monsieur le Curé, sie tobt fürchterlich."

Da nahm der junge Aumonier sie bei der Hand. Sie ging still mit ihm und trat an seiner Seite überall in die Häuser. Und wenn er sie fragte, sprach sie immer nur das eine: „Sie haben ihn erschossen." Heiser und leise sprach sie es. Er sah in ihre Augen, die wild und schön waren. Aber ihre Röcke hingen verzottelt um die Hüften, und um die Schultern straffte

sich ein zerrissenes rotes Tuch. So ging sie mit ihm von Haus zu Haus, ihre feuchtheiße, zuckende Hand in der seinen.

Die Leute weinten, wo sie eintrat. Da lachte la folle, schrie und lachte und kreischte wild auf: „Sie haben ihn erschossen, sie haben ihn erschossen!"

„Seht ihr? Belgique, la folle!" rief der Aumonier mit schwungvoller Geste im Predigtton. Seine Augen brannten in einem jähen fanatischen Feuer, sein blasses Gesicht übergoß eine krankhafte Röte. „Seht ihr, das ist Belgien, das bist du, belgisches Volk, zur Verzweiflung, zum Wahnsinn getrieben!"

Jetzt lohte der Rausch in ihm auf, jetzt heulte in ihm die todquälende Wut auf über Lüttichs schmachvollen Fall. D a s hatte er nicht erwartet — nie, niemals! Es fuhr ihm wie eine deutsche Ohrfeige ins Gesicht. Und diese schmachvolle Ohrfeige wollte er mit tausendfacher Rache heimzahlen. Es war die weinende, fluchende Wut des Schwachen, des Mannes mit der Frauenhand, des beleidigten Hochmütigen.

La folle sollte ihm helfen, das belgische Volk zu wutschnaubenden Bestien zu reizen.

Denn la folle war schön und wild.

Wenn jetzt der deutsche Siegesmarsch bis zur fröhlichen Residenz hin vordrang, wenn Brüssel die Heerscharen Wilhelms II. anrücken sehen mußte — ah, dann sollte hinter ihnen das zertretene Belgien wie eine tobende Wolfsherde sich erheben. Bis hierher und nicht mehr weiter! Deutsche Eroberer, eure Grube ist gegraben!

Die Getreuen kamen und berichteten, die Deutschen würden bereits auf den jungen Aumonier aufmerk-

sam. Da legte er für eine Zeit die Soutane ab, warf einen blauen Kittel um und henkelte einen Korb mit Eiern an den Arm. So wagte er sich bis in die Wachtstube der Soldaten hinein, wo sie Brücken- oder Tunnelwache hielten.

In einem Dorfe, das am Walde Roi de Prusse lag, erwartete ihn der Lehrer. Er stand in der Villenstraße und erzählte, daß die Soldaten ihn als Führer bis zu den bereits gefallenen Lütticher Forts mitgeschleppt hätten. Zwei Forts hielten sich noch und würden nun von der Stadt aus beschossen.

„Sie hätten sie dem Feuer dieser Forts entgegenführen sollen," funkelte Marcel ihn an.

„So was werd ich gewiß nicht tun, ma foi. Ich hoffe, man wird mich noch recht oft mitschleppen."

„Parbleu! Haben Sie etwas —"

„Ja, parbleu! Ich hab etwas. Rausgebracht hab ich, daß die Deutschen jetzt erst ihre schweren Belagerungsgeschütze heranziehen. Ihre Einnahme Lüttichs war ein Bluff. Ein Geniestreich mit etwas Infanterie und Artillerie. Jetzt soll erst das Gebumse losgehen. Die Soldaten erzählen, diese Geschütze schmissen mit einem Schlag eine ganze Kirche zusammen und noch eine halbe Stadt mit. Das Geschoß laufe mit anhaltendem Geräusch zwanzig Sekunden durch den Luftbogen, und die Mannschaften, die es bedienten, sähen das Ziel nicht, es werde nur schätzungsweise angegeben."

„Pah, eine abenteuerliche Geschichte!"

„Diese Geschütze sollen aber unterwegs sein. Sie werden von Kruppschen Ingenieuren bedient. Man sagt, niemand soll davon gewußt haben, selbst der

deutsche Kaiser nicht. Man nennt sie das Kruppsche Geheimnis."

„Tiens! Warum denn haben sie sie nicht sofort gegen unsre 21-Zentimeter-Haubitzen ins Feld geführt?"

„Die Soldaten liefen eben schneller, als die Geschütze nachrücken konnten."

„Ja, pardieu!" ergrimmte Pont-Neuve sich. „Und Lüttich verlor schneller den Mut, als seiner würdig ist. Wenn nun wenigstens die beiden Forts sich noch so lange halten, bis unsre Freunde anrücken."

„Dann müßten entweder die Freunde sehr eilen, oder die Kruppschen müßten verhindert werden."

„Das letztere."

„Durch einen Unfall?"

„Sie sehen doch, wie fieberhaft man an der Wiederherstellung der Eisenbahn arbeitet. Man wird die Geschütze also per Dampf befördern."

„Ah! Und eine kleine Entgleisung —"

„Man müßte genau wissen, wann sie auf Strecke gebracht werden."

„Gefährliche Chose."

„Ich werde ins Lager der Deutschen gehen."

„Attention! Die Deutschen machen wenig Umstände. Sehen Sie dort drüben die Villa des Notars Leclaire? Sie kennen ihn ja: er ist der Rechtsbeistand auf Schloß Sainte-Barbe. Oh, er ist ein guter Patriot, der Notar; er hat sein Vaterland verteidigen wollen. Sein Sohn Gaston hat einen Preußen vom Tisch weggeknallt. Jetzt wird der brave Notar vom Feldgericht abgeurteilt. Braver Notar, famoser Patriot!"

„Und seine Tochter wird nun den Deutschen heiraten. Schöner Engel im übrigen.“

„Honorine Leclaire? Wird sie nicht, nein! Ein Merkens aus Aachen hat um sie gefreit. Ein veritabler Franzosenfresser. Sogar die Frauen dieses Hauses ziehen mit in den Krieg.“

„Eine blonde Frau — nicht wahr?“

„Ob blond oder braun — sie sei dreimal angespieen!“

„Kommen Sie! Wo zwei zusammenstehen, wirken sie auffällig. Ich lasse la folle bei Ihnen zurück und wandre wieder als Aumonier. Schüren Sie indessen hier die Glut weiter, damit ihr bereit seid — wenn die Stunde kommt.“

Überm Wald versank die Sonne in dumpfem Rot. Dunstschwaden hingen in den Baumwipfeln, flatterten auf und wurden vom Abendwind über das hügelige Land getrieben.

Da verschwand der Aumonier in Nebel und Schatten in der Richtung auf das Lager der Deutschen zu.

Das Zeltlager bei Visé war teilweise abgebrochen, nur einige Offizierszelte waren stehengeblieben. Über der Maas war in einem abgebrannten Fabrikgebäude die Wachtstube aufgeschlagen worden. Geradeswegs wollte Marcel de Pont-Neuve in die Offizierszelte und dort die Erlaubnis erwirken, die Leichen belgischer Soldaten priesterlich bestatten zu dürfen. Ein famoser Grund, genial ausgedacht. Mit Gott für König und Vaterland kämpfen diese Hunnen. Gott in ihren Ansprachen, in ihren Reden, in ihren Siegesrufen, in den kaiserlichen Erlassen. Ah, dieser Attila II.! Die Welt will er überfluten mit seinen Hurraschreiern.

Welch eine Glorie, diesem Großen, diesem Eisernen, ein Schnippchen zu schlagen! Sagen zu können: Ich, Marcel de Pont=Neuve mit der Frauenhand, habe diesem lanzenstarrenden Popanz seine Paradegeschütze zusammengeschmissen. Geschütze, die vielleicht eine Drohung, ein legendäres Objekt waren. Enfin, er wird sich schon mit den Offizieren anbiedern! An französischen Manieren haben sie ja eine kindliche Freude, die Barbaren, weil sie eben das lieben, was s i e nicht besitzen, dieses Volk des schlechten Geschmacks.

Verdammt! Ist er denn schon aus dem Walde heraus? Er tastete in dem rieselnden Abendnebel um sich. Wahrhaftig, keine Bäume mehr. In seinem Spintisieren übersah er ganz, daß der Wald zu Ende ging. Und dann dieser schwabbrige Nebel, der in allerlei Purzelbäumen vor einem herrollte. Am Walde sollte er links abgehen. Jetzt also mal wieder den Wald suchen. Rückwärts, rückwärts — uff! Stolperte er über einen Stamm oder so was? Nein — ein Pferdekadaver war's, die Beine starr und steif emporgestreckt. Also schon auf dem Gelände des Schlachtfeldes. Ob nun rechts oder links? Geradeaus!

Da hing er fest. Oder zerrte jemand an seiner Soutane? Diable, wird er dem mal auf die Finger klopfen! Er schlug mit seinem Stock um sich. Ein Klirren, ein singender Ton ließ sich vernehmen. Jedenfalls keine Äolsharfe. Uff! Da saß er mitten im Stacheldraht. Er wollte vorwärts, aber da pickte und zerrte es. Er wollte rückwärts — dasselbe. Angenehme Beschäftigung, das! Wie ein Krammetsvogel saß er gefangen in dem Drahtverhau eines Forts.

Der Richtung nach mußte es Fort Fléron sein. Jetzt wird er losschreien wie ein Zeitungskamelot. Ob das nun tapfer ist oder nicht, schließlich braucht ein Aumonier nicht tapfer zu sein. Und er i st ein Aumonier — er hat fast vergessen, etwas andres zu sein.

„Halt!“

Oh, dieses schreckliche deutsche Halt. Wenn sie bloß nicht so brüllen wollten, diese Menschen mit den robusten Lungen. Der Kerl ist imstande und knallt los. Er muß ja fast dicht vor ihm stehen. Sie sehen sich nicht, sie ahnen sich bloß.

„Halt!“

Da stand er und regte sich nicht und schrie nicht und hielt den Atem an. Lange horchte er. Nichts mehr war zu hören. Dann löste er sich behutsam aus den Drahtdornen los, hob ein Bein ums andre, schob sich rückwärts und kam glücklich wieder heraus. Dicht ging er nun an dem Verhau entlang. Irgendwem mußte er jetzt in die Arme laufen, entweder dem Feinde oder einer Erkundungspatrouille der Besatzung des Forts — ganz gleich.

Er ging und ging und ging. Ein Licht schien durch das Nebelgeriesel — nein, eine Flamme — nein, ein flackerndes Feuer. Verlorene Stimmen, ein Pfiff. Er ging und ging. Immer breiter wurde der Lichtkreis in der Nebelwand. Jetzt erscholl ganz dicht vor ihm eine Stimme — die schwachen Umrisse einer Gestalt lösten sich aus dem Dunst — oder waren es zwei, drei Gestalten? Parbleu! Nein, ein Wagen, ein Auto, und ein gespenstiger Wisch flatterte daran, als winke jemand — ein Unsichtbarer. Lächerlich! Ein Rote-Kreuz-Fähnchen. Jetzt stieß er an das Auto, an die

Scheibe. Eine verwunderte Stimme ließ sich drinnen vernehmen, eine Frauenstimme.

Ein stapfender Schritt kam um das Auto herum.

„Halt!"

„Es war wohl ein Nachtvogel . . ."

Und wieder die Frauenstimme: „Kann ich denn nicht wenigstens bis zum Schloß Sainte-Barbe durch?"

Da klopfte Marcel ans Fenster des Wagenschlags.

„Das ist aber schon kein Nachtvogel mehr," sagte die Frauenstimme.

Das Fenster rollte herunter. Marcel zog grüßend den Hirtenhut. „Madame, ich bin der Aumonier von Sainte-Barbe."

Nun tauchte auch der stapfende Mann auf, der Autofahrer Pütz, und hinter ihm zwei, drei Gestalten mit dem ragenden Gewehrlauf über der Schulter.

Fragende Stimmen schwirrten durcheinander: „Wo will der denn hin?"

„Verirrt, Madame," sprach Marcel im anmutigsten Französisch in den Wagen hinein. „Ich wollte die ritterlichen deutschen Offiziere bitten, unsre Toten in geweihter Erde bestatten zu dürfen."

„Pütz, dann bringen Sie doch den Herrn ins Offizierszelt!" rief die Dame.

„Soll ich Sie auch hinfahren?"

„Nein, ich kampiere die Nacht hier im Wagen, ich muß ruhen."

Ob es die Blonde ist? dachte Marcel, streckte den Kopf in den Wagen und starrte sie mit glühendem Blick an: „Madame, ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir gestatteten, zwei Augenblicke bei Ihnen

unterzuschlüpfen. Da Sie ja Schloß Sainte-Barbe kennen und ich auch —"

„Kommen Sie nur herein, Herr Pastor."

Pütz öffnete den Schlag, blieb aber wartend davor stehen.

Marcel verneigte sich verbindlich vor Madame: „Permettez? Der Nebel schlägt mir auf die Brust. — Ist Madame auch gut versorgt?"

Sie sah ihn groß an. „Danke."

Sie hat teutonische Augen, diese üppige Blonde.

„Ich sehe, Madame hat die Hände bloß. Darf ich meine Handschuhe anbieten?"

Als ob er dafür durch Nacht und Nebel hergekommen wär! Jetzt war ihr Danke noch etwas knapper.

„Hat Madame in Sainte-Barbe jemand Liebes zurückgelassen?"

„Ich hab all meine Lieben im Kampfe stehen, Herr Pastor."

„Und ich hoffe — noch keinen verloren?"

„Mein Schwager fiel bei Lüttich."

„Doch nicht der junge Held unsrer hübschen Honorine?"

„Nein, aber auch dieser ist verwundet. Ich suche ihn in einem Lütticher Lazarett."

„Darf ich Ihre Hand küssen?"

„Warum denn?"

„Aus Ehrfurcht vor Ihrem Schmerz."

Ein merkwürdiger Aumonier! dachte sie und entzog ihm die Hand. „Pütz, der Herr möchte zum Offizierszelt."

„So? Wer denn?"

Eine hohe Gestalt schob sich vor den Wagenschlag: Oberleutnant Reuler.

Marcel stieg aus und verneigte sich tief vor der Dame vom Roten Kreuz, Frau Emma Merkens. „Falls Madame wieder nach Sainte-Barbe fährt, bitte ich Baronesse Yvonne zu sagen, der junge Aumonier lasse grüßen."

So, nun weiß der Offizier Bescheid. Er hat's mit einem Freunde und Bekannten dieser Roten-Kreuz-Dame zu tun. Er ist eingeführt, sein Werk kann beginnen.

Der Oberleutnant nahm ihn mit zum Zelt. Die Offiziere dort hatten einen guten Tropfen requiriert: Burgunder in Körben. Aus dem verlassenen Keller des Direktors der Cockerillwerke. Ein herzhafter Deutschenfresser — aber seine Weine waren gut.

„Herr Pastor," sagte der Oberleutnant in gutem Französisch, „vergangene Nacht ist wieder das Feldlazarett von Heckenschützen beschossen worden. Das ist nicht nur gegen das Völkerrecht, es ist auch gegen alles christliche Empfinden. Könnten Sie da nicht aufklärend und beruhigend unter Ihren Landsleuten wirken? Es ist ja krasser Unsinn, Zivil gegen ein deutsches Heer loszulassen."

„Ich würde gewiß gern alles tun, aber da fehlt mir die nötige Bewegungsfreiheit — ich meine die Garantie, daß mir von der Militärbehörde keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden."

„Ach so, Sie meinen einen Schonzettel. Können Sie haben. Trinken Sie mal aus, Herr Pastor!"

Marcel hob das Glas zum Munde, während die Blicke darüber hinweg in das Dunkel des Zeltes

tasteten. Die Kerze, die in einen Ausbläser einer Granate gezwängt war, warf nur einen spärlichen Flackerschein hinüber. Und da sah er, wie sich eine Hand, die das Zelttuch lüftete, sacht hereinschob, nach den dort auf einem Bündel Schlafdecken liegenden Degen der Offiziere langte, einen nach dem andern herabholte, lautlos, bedächtig — verschwunden hinter dem zufallenden Zelttuch. Und wieder die Hand — Griff nach den Pistolen — verschwunden. Ah dieu! Was wird nun geschehen? Jetzt galt's, den Freunden draußen ein Zeichen zu geben.

Er hielt das Glas noch in der Hand und hob es hoch empor. In seinem bleichen Gesicht brannte eine jähe, fleckige Röte. „Messieurs, ihr seid ein stolzes, mit Eisen zusammengeschmiedetes Volk. Eure Parole ist die Macht. Wir sind ein kleines, reiches, fröhliches Volk. Unsere Parole ist: Liberté!“ Er trank sein Glas zur Neige.

Da fiel draußen ein Schuß. Die Offiziere sprangen auf. „Halt! Wer da?“

Eine Stimme kam durch den Nebel: „Hallo! Deutschland über alles!“

Im Zelteingang stand ein Hüne, den Offiziersmantel übergeworfen, den Helm in der Stirn. „Borgers, Offiziersstellvertreter, 1. Rheinisches Infanterie-Regiment 25 von Lützow. Im geheimen Auftrag an Herrn Oberleutnant Reuler.“

„Kommen Sie her, Kamerad, ein Glas zum Einheizen! — Stoßen wir an, meine Herren! Jeder auf seine Parole! Und meinetwegen auch der Pastor auf seine. — Wo steckt er denn?“

Jetzt — jetzt mußte das geschehen. Dem Manne

gegenübertreten, dessen Verfolgung er mit knapper Not entronnen war! Auf Tod und Leben — jetzt! Eine hassende Freude lohte plötzlich in ihm auf. Aug' in Auge mit dem Manne, auf den seine Wut loszischte, instinktiv, als hasse er Deutschland nur in diesem einen Manne.

Jetzt trat Marcel hinter dem Oberleutnant hervor, jetzt stand er vor ihm, jetzt stieß er sein Glas an das des bestürzten, sprachlos überraschten Germanen und schrie seine zuckende Wut in dem pomphaften Wort heraus: „Liberté!"

Draußen das wilde Echo: „Liberté!" . . . Schüsse . . . „Liberté!" . . . Ein knatternder Tumult . . . Die Offiziere stürzen zu ihren Waffen. Die Waffen waren entwendet. „Verrat! Ergreift den Aumonier!" Blutend stürzte die Wache herein. Pulverdampf hinter ihr. Blaukittel drängen in den Eingang, Heckenschützen. „Liberté!" Borgers reißt den Degen aus der Scheide, holt aus zum Stoß — der Aumonier duckt sich — da schießt zwischen ihnen ein gespenstisches Wesen empor — die Haare wirr, die Augen in wilden Verzückungen. La folle! Das Weib krallt sich an den Hals des Hünen, ringt mit ihm, ringt und tobt. Die Kerze fliegt zur Erde.

Da flammt lichterloh das Zelt auf, wie eine weiße, gleißende Fackel durch die Nacht. Und Schuß auf Schuß und Ringen und Ächzen und Toben.

Über die Maasbrücke herüber hallen donnernde Schritte. Mannschaft aus der Wachtstube. Ein Hüne im zuckenden Feuerschein. Dorthin stürmen sie.

Noch ein Schuß — hart, trocken im Nebel. Und Stille. Verschwunden, wie sie gekommen, die Hecken-

schützen. Eingeschluckt von der grausamen Nacht, der sie entstiegen.

Ein Schwerverwundeter klagt durch die schaurige Stille. Der Oberleutnant. Da blitzt ihm aus der Finsternis ein Messer in die Brust. „Das war dein letztes Wort!“

Die Krähen flüchten schreiend.

Ein Weib in der Nebelnacht hält den blutenden Kopf des hingemordeten Feindes im Schoß. Er hatte noch ein Wort gesprochen, ein Hauch. Es klang wie ein Gruß . . .

Da griff das Weib in das Haar des Toten, lachte und schrie jauchzend: „Sie haben ihn erschossen!“

* * *

Gott sei Dank, nun sind wir ruhig!“ sagten die Lütticher und sahen hinter herabgelassenen Vorhängen dem Einzug der Deutschen zu.

Aber die wallonische Seele trauerte im verborgenen Ingrimm. Dulde, gedulde dich fein: über ein Stündlein — und die deutschen Eindringlinge sind wieder aus der Stadt hinaus, aus der schönen, fröhlichen, liebenswürdigen Maasstadt. Wenn erst die Franzosen kommen, und die Marseillaise wird wieder durch die Straßen klingen, die Brabançonne . . . Allons enfants de la patrie! Es lebe das unabhängige Belgien!

In der Taverne ‚Zum Jean‘ machten sie viel wichtigen Lärm. Der Djôsèf hatte Heu und Hafer für die Allemands eingefahren. Der Djôsèf sagte: „Schweigt doch! Die Deutschen haben Lüttich erobert, sagt man. Da krepier einer vor Vergnügen! Die Allemands

sind in Lüttich hereingekommen wie in eine Stube. In Vivegnis stand nur ein armer kleiner Schutzmann. Nun frag ich euch, was soll ein armer kleiner Schutzmann gegen soundsoviel Allemands machen? Er ließ sie eben herein. Und so haben sie Lüttich genommen. — Auf eure Gesundheit, Messieurs! Jean, bring einen Schnaps!"

Am Schanktisch verzapfte der Wirt aus dem messingnen Bierkran ‚Münschenär' und pfiff dazu mit Schwung und Emphase.

„Alkohol darf nicht mehr verzapft werden, mein lieber Djôsèf. Gewöhn dich an Münschenär; wir bekommen hier bayrischen Landsturm zur Besetzung, sagt mein Preuße."

Da schritt sein Preuße, ein stämmiger Feldgrauer, aus dem Hinterzimmer heraus, daß die Bretter unter den gelben Stiefeln knarrten.

„Ha, Monsieur!" empfing der Wirt seine Einquartierung mit ausgebreiteten Armen und zum Tanzschritt die Beine werfend.

Das ernste Gesicht des Grauen veränderte sich um keine Linie. Er kam aus der Schlacht. Granaten hatten die Kameraden rechts und links von ihm weggerissen. Was soll er mit dem springenden Manne da vor sich?

„Steif wie ein Stockfisch," sagte der Wirt, als er hinaus war. „Sie gehen einher wie erfroren, die Allemands." Und er schrie die Katze an, die auf den Schanktisch sprang, pfiff in das laute Geschwätz der Gäste. Die hatten sich grüßend halb von ihren Sitzen erhoben, als der Graue vorüberging, scheu und unsicher, wie man sich an bissigen Hunden vorüberdrückt.

Ein Fischer aus Antwerpen, ein Flame, spuckte in

weitem Bogen aus. Er sagte, er müsse sorgen, mit einem Paketboot über die Maas nach Holland zu gelangen und von dort nach Antwerpen zurück, die Deutschen seien schon auf der Strecke nach Brüssel. „Unsre Regierung packt schon ein.“

„Was sagt der Quadratkopf?“ knurrte Djôsèf. „Die Regierung packt ein? Weiß er nicht, daß die deutsche Regierung um Frieden bei uns angefragt hat? Aber nein, haben wir gesagt, nein! Jetzt, wo die Franzosen Elsaß befreien und Köln schon verwüstet haben, sollen wir Frieden machen? Merci für die Pastete! — Jean! Nimmst du deutsches Geld in Zahlung?“

„Eine Mark mit ein Frank fünfundzwanzig. Lieber die Zähne mit Pfeffer putzen, als an Allemands verdienen.“ Und er hängte einen Zettel ans Fenster: ‚Eisbein mit Sauerkraut‘, und pfiff und grüßte mit freundlichem Anruf, wo ein deutscher Stiefel vorüberstapfte.

Bumbumbumbumbum . . . ei, guter Gott, wieder eine Schießerei! Ob noch einmal russische Studenten? Vergangene Woche noch haben sie an den Häusern der Universität herausgeschossen. Und da hat man sie an die Wand gestellt — krach! — eine Reihe sank um. Die übrigen dreihundert wurden in deutsche Gefangenschaft abgeführt. Bumbumbum . . . eh, das ist kein Schießen. Was humpelte denn dort heran? Auf der Feldbahn durch die Stadt nach dem Bahnhof zu. Ungetüme wie Elefanten, mit Segeltuch überdeckt. Ah, das Kruppsche Geheimnis, die Brummer! Sie haben die zwei letzten Forts zusammengeschossen, sie haben ihre Schuldigkeit getan, und jetzt — zu neuen Siegen! Die Erde dröhnt.

Vom Lambertusplatz, wo die Kommandantur sich eingerichtet hat, rauschte es herüber: Musik — flotte deutsche Marschweisen: der Hohenfriedberger. Autos rasseln, surren heran, der ganze Platz ist überfüllt. Autos mit Liebesgaben, Militärautos, Rote-Kreuz-Wagen, Lastautos. Da — ein hellgeschmetterter Dreiklang: Achtung! Ein Kraftwagen mit Verwundeten. Die Täubchen sirren auf, die graublauen, zierlichen Täubchen vom Lambertusplatz. Eine Midinette greift ins Handtäschchen, streut Körner aus und wiegt sich dabei leise im Takt des deutschpatriotischen Trompetenklangs. Trommelhall, Liederschall. Und äugt hinüber zu den schmucken Feldgrauen, die eiligst den weiten Platz durchqueren, Offiziere aller Grade, auch einer mit ‚Siegellackbuxen'. Eine Schar Offiziere um ihn; sie verschwinden in der Einfahrt der Kommandantur. Die Wache salutiert. Ha, General von Emmich, der Stürmer von Lüttich, Kopf in den Nacken gesteift, rotblondes Haar und Schnurrbart, gedrungene Gestalt, aber ein Gang, als höben ihn die straffgeschnellten Muskeln über seine Umgebung hinaus.

Breitbeinig tritt ein Wachtsoldat vor die Midinette: „Weitergehen! Nicht stehenbleiben!"

Ein Bekannter tritt zur Midinette. Da äugt sie nach den Grauen zurück: „Trotzdem — eine starke Rasse."

Trotzdem! Sie hatte doch gehört, daß die Deutschen erbärmliche Feiglinge seien.

Eine Abteilung Eisenbahner kommt um die Ecke des Hotels du Phare auf den Lambertusplatz zu. Da springt's wie Leoparden auf, das Bettelzeug vom Zeitungskiosk her. Schlampernde junge Frauen mit

Säuglingen auf dem Arm. Und eine, mit einer Handvoll Zigarren, wirft sich schmeichelnd dem Eisenbahner an den Arm, tätschelt ihm die Schulter, bittet, bettelt: „Kauf' Sigarren, gute Sigarren, Sigarren Guillaume II.!"

„Sswuei für ein Grosch, sswuei, Mossieu, sswuei ..." Und ein dünner, geller Kinderschrei: „Journal de Düssäldorf — Echo d'Aix!" Der Bursche schwenkt die deutschen Blätter, auch einige mit einer Spalte Deutsch und einer Französisch — es kauft sie kein Lütticher.

Aber ein Mann schleicht an die Männer von Lüttich heran, dicht heran, streift sie im Vorübergehen und flüstert ihnen schnell zwei, drei Worte zu: „Die Wahrheit über die Kriegslage." Blitzschnell steckt er ihnen ein hektographiertes Blatt zu:

> Nach heldenmütiger Verteidigung haben wir Lüttich den Deutschen überlassen. Wir haben dem Feind enorme Verluste beigebracht, er ist geschwächt. Auf dem Wege nach Brüssel erwarten ihn die Verbündeten. Haltet die Fahnen bereit und die — Waffen!

Man sah erschreckt dem Manne nach, der so wilde Augen und ein so gelbliches Gesicht hatte. Einige, die Hörer an der Universität waren, kannten ihn. Es war der Lehrer vom Wald. Sie kannten ihn aus den Amitiés Françaises, den Horten des krassesten Franzosentums, denen mit dem sozialdemokratischen Abgeordneten Erstéd, ein bekannter Lütticher Universitätsprofessor, vorstand.

Ein starkknochiges Mädchen in weitem grauem Regenmantel schob sich neben den Mann und raunte ihm zu: „Gib mir ein Blatt, bon ami!"

Ein mißtrauischer Blick zuckte nach ihr hin: „Woher kennen Sie mich?“

„Aus den Amitiés Françaises.“

Er sah in ein blasses, aufgedunsenes Gesicht, in heimtückische slawische Augen. „Keine Belge?“

„Russische Studentin.“

„Man hat die Russen erschossen, gefangengenommen.“

In stumpfer Gleichgültigkeit, aber wachen Blickes, kam die Antwort: „Es sind noch viele hier.“

„Wo?“

„Du kennst den Maasfischer Gurkennas?“

„In seinem Magazin?“

„Wo die Treppe zur Maasbrücke hinaufführt.“

„An den Brücken steht deutsche Wache.“

„Es ist sogar eine deutsche Wachtstube über uns. Ich denke, sicherer können wir nicht sein. Komm mit, heute treffen wir uns. Du wirst etwas hören.“

„Weißt du, daß um sieben Uhr hier kein Mensch mehr auf der Straße sich blicken lassen darf?“

„Ich bin ja auch jetzt schon auf dem Wege dorthin.“

„Ich möchte allein kommen. Geh du voraus mit deinem slawischen Gesicht!“

„Komm du nur nach mit deinen Wallonenaugen!“

Da ging sie voraus, da kam er nach, schmale Gäßchen zur Maas hinunter. Der Fluß rauschte über die Trümmer der von den Belgiern zerstörten Brücke hinweg und zog schäumende Wasserkreise. Ein frischer Luftzug stieß über die Flußmauer herauf. Den langen Maaskai hinauf und hinunter flutete das Lütticher Volk, als habe sich aus dem deutschgewordenen Zen=

trum der Stadt hier heraus das belgische Lüttich geflüchtet.

Unter dem Steinbogen der Maasbrücke stand ein einsamer Wachtposten. Gewehr über der Schulter ging er in langsamem Schritt auf und ab. Drüben über der Mauer gleißte die Sonne auf dem wellenden Fluß, als wär's Deutschlands Rheinstrom. An der Kaimauer blieb die Wache stehen, sah hinunter, ernst und sinnend: Grüß dich Gott, du deutscher Rhein!

In der zugigen Toreinfahrt eines Lagerhauses verschwand hinter einem Mädchen ein eiliger Mann. Wohl eine aus dem Bureau des Fischers, das links in der Einfahrt lag. In der engen, feuchtmuffigen Stube saßen ein paar Mädchen bei der Schreibarbeit. Der Fischer Gurkennas hockte hinter ihnen auf dem hohen Schemel, die kurze Wallonenpfeife im hängenden Mundwinkel.

Geradeaus, ein Stück in die Einfahrt hinein, war eine Autohilfe untergebracht. Im Seitenflügel befanden sich die Lagerräume. Zu Bergen hoch lag's dort aufgestapelt. Erst jetzt durften Paketboote und Dampfer ohne Personenbeförderung wieder verkehren. Ein Break holperte aus dem Lagerraum — offenbar ein holländischer Fuhrherr, der nach Maastricht zurückwollte. Er steckte den eingeholten Passierschein ein. Ein Herr stieg auf das Gefährt. Sein Paß lautete auf einen holländischen Berichterstatter. Als das Mädchen vorüberging, grüßte er, indem er den Hut von hinten hob und kurz schwenkte. Sie nickte ihm zu, sie erkannten sich an diesem Gruß, die Slawen, die sich an belgischen Universitäten einnisteten. Sie trat in das Magazin ein.

Aus den leeren Petroleumfässern, den Säcken, Bütten und alten Käsekisten drang ein tödlicher Geruch, durch die Ritzen der festgeschlossenen Läden stahl sich ein zittriger, irisierender Strahl und floß über das Gerümpel. Da sah man die stumm hockenden Gestalten auf den Fässern. Sie sprangen auf, als das Mädchen eintrat und aus den tiefen Taschen herauslangte, was es eingekauft hatte, um es in die gierigen Hände gleiten zu lassen. Sie redeten auf russisch mit ihm und wiesen auf einen Mann mit der Tuchjoppe über der blauen Bluse. „Er ist aus Seraing herübergekommen, aus den Cockerillwerken, ein Arbeiter —“

Da der Lehrer vom Wald von den Cockerillwerken hörte, schob er sich heran zu den Russen. „Der Direktor sitzt gefangen,“ wandte er sich an den Arbeiter, „weil er sich weigerte, für die deutschen Behörden zu arbeiten. Wo sitzt er gefangen, mon cher?“

„In dem ehemaligen Landsitz der Fürstbischöfe. Aber wir können uns schon mit ihm verständigen, wir Arbeiter.“

„Ah!“

„Durch die Dachrinne.“

„Magnifique! Magnifique!“ Sie klatschten alle in die Hände.

„Er hat uns durch die Dachrinne gesagt, daß wir nicht für die Deutschen arbeiten sollen. Die Deutschen haben uns für die Dauer des verdammten Krieges eine Lohnerhöhung von fünfzig Prozent zugesagt. Aber da uns der Direktor durch die Dachrinne gesagt hat —“

„Oh, bravo! Bravo!“ Wieder klatschten sie in die Hände, während sie kauten und schmatzten.

Der Arbeiter griff in die Brusttasche. Einen Brief hatte man ihm mitgegeben an die Adresse des Abgeordneten Erstéd. Von einem Aumonier erhielt er ihn, und dringend war er ersucht, ihn sofort in die Hände des Abgeordneten zu geben.

„Erstéd?" Ein Russe schob sich von dem Fasse auf, seine unfreien Augen ruhten unsicher auf dem Arbeiter. „Erstéd wird heute kommen. Er will uns über Holland fortschaffen."

Gleich war der Lehrer vom Wald bei dem Arbeiter. „Wo trafen Sie auf den Aumonier?"

„Auf dem Wege nach Seraing in einem Feldkapellchen."

„Geben Sie den Brief, mon ami!"

„Nur in die Hände Erstéds."

„Hier kommt Erstéd."

Ein andrer mit ihm. Tonnerre! Ein Feldgrauer? Ein deutscher Offizier? Ah nein, parbleu! Ein bekanntes Gesicht in Lüttich — der kleine Leutnant Jehotté. Kolossale Kühnheit, eigentlich schon Unverschämtheit. Eh, warum? In Lüttich gibt es keine Verräter. Erzählen, kleiner Leutnant, erzählen! — Was wär zu erzählen? Gefangengenommen — durchgebrannt.

Erstéd riß den Brief auf. Ein zweites Schreiben war darin eingeschlossen, und nur einige Begleitzeilen an ihn:

Monsieur!

Versuchen Sie, diesen Brief an den Kommandanten der Genie-Abteilung, Truppe 12 Brüssel zu befördern! Das Vaterland fordert es. Mehr brauchen Sie und wollen Sie nicht wissen.

Ein Aumonier.

Nachschrift: Im Notfalle darf das Schreiben auch von einem Offizier der Genietruppe geöffnet werden.

„Der Notfall ist da," sagte Jehotté temperamentvoll und langte schon nach dem Schreiben. Er erkannte die Handschrift Marcel de Pont-Neuves. Jehotté sollte den Genietruppen zugeteilt werden, also war das Schreiben in rechten Händen.

Erstéd trat beiseite und verhandelte mit den Russen. Der Lehrer vom Wald ließ Jehotté nicht aus den Augen, während dieser die Zeilen überflog: Nachricht über Truppenbewegungen der Deutschen. Ein Teil marschiert auf Namur zu, ein andrer nimmt die Richtung auf Brüssel. Doch gehe der stärkere Vormarsch auf die Festung Namur zu. Diese Route biete den Deutschen vorteilhafte Stützpunkte. Ein kirchenreiches Land. Er bitte um eine Abteilung Genietruppen, die zur Zerstörung der Türme, Riesenschornsteine und sonstiger Stützpunkte kommandiert sei. Er selber sei auf der Route Namur, im Rücken die Deutschen, habe einen Trupp Franktireurs aufgetrieben und zwei Dorfkirchen, die dem Feinde günstig auf einer Anhöhe lagen, zerstören lassen.

Jehotté steckte hastig den Brief ein. Er hätte jetzt davonfliegen mögen. Ungeduldig lief er hin und her und verwünschte die Russen zum Sankt Jakob nach Galizien.

„Erstéd, schaffen Sie mich fort! Dieser Brief muß nach Brüssel. Das Vaterland verlangt's. Höchste Eile."

„Man könnte den Brief über Holland schicken," sagte Erstéd nachdenklich. „Geben Sie ihn den Russen mit."

„Niemals! Ich gebe ihn nicht aus der Hand, ich muß selbst nach Holland hinüber.“

„Dazu ist Gelegenheit — als Verlader mit dem Paketboot des Fischers Gurkennas. Wollen Sie?“

„Abgemacht!

„Werde sehen, woher ich die Papiere nehme.“

Der Lehrer vom Wald trat zu Jehotté: „Kann ich mit Ihnen?“

„Gewiß nicht. Wir müssen unsre Freunde auch in den okkupierten Teilen haben. Wie steht's in Lüttich?“

„Lüttich ist ruhig.“

„Dacht ich mir. Da weiter hinauf wird der Widerstand hartnäckiger sein. Lüttich ist zu gentil. Auf Wiedersehen! In acht Tagen rücken wir wieder in Lüttich ein. Sagen Sie das dem Volke.“ —

Die Sonne ging unter. Die rote Glut schwamm auf den glitzernden Wellchen der Maas. In Lüttich, der Bischofsstadt, läuteten die Abendglocken. Auf dem Lambertusplatz nahm die Wache einen schreienden Knaben fest. Hinein mit dem Kerl in die Kommandantur zum Oberleutnant! Er hat Zettel verteilt mit dem Aufdruck: ‚Lütticher! Eure Soldaten lassen euch sagen: In acht Tagen ziehen wir wieder ein!‘

Im Hauptbahnhof Guillemins donnerten die Militärzüge ein, überfüllt bis aufs Wagendach hinauf. Deutschlands Regimenter im Siegesjubel. Die Wagen mit Kreide bekritzelt — Soldatenhumor in Knüttelversen.

Bayrischer Landsturm zur Besetzung der eroberten Gebiete. Lüttich war sehr zufrieden, oh, sehr. Es sagte sich: Die Bayern tun uns nichts, sie sind unsre Freunde.

denn wir haben eine bayrische Prinzeß zur Königin. Also kann man ihnen gut sein, den Soldaten, sie können nichts dafür, sie müssen ihre Pflicht tun. Man verständigte sich gut und freundlich, man steckte ihnen hie und da etwas zu, man weinte, wenn sie wegmußten. Aber sonst soll ihnen kein Deutscher kommen, o nein! Die Zivilisten, die da herumprotzen — Tonnerre! Auch die Schwestern vom Roten Kreuz, die laut in die Straße hinein, in die wallonische Stadt hinein ihr kühnes Deutsch sprechen. Die stattliche Blonde mit dem Mützchen im üppigen Haar, der weißen Armbinde mit dem roten Kreuz. Kommt daher mit den Offizieren, als wollt sie in die Straßen hineinsagen: Ja, Kinder, ihr müßt euch dran gewöhnen.

In diesem Augenblick schritt sie kühn und unbekümmert auf die Kommandantur zu. Als Rote-Kreuz-Schwester konnte sie ohne Erlaubnisschein durch. Mit ihr strömte viel Volk ein, Männer und Frauen, kleine Geschäftsleute, die Ausweispapiere verlangten, und Familien, die Gefangene in Deutschland hatten. Eine unabsehbare Reihe schob sich im Innenhof im Säulengang zusammen und harrte. Ein preußischer Gendarm schaffte in dem Schieben und Drängen Ordnung, nach preußischem Reglement schaffte er Ordnung. Donnerwetter! Die Leute hatten ja keine Ahnung davon, daß vier und vier hintereinander anständiger ist, als ein schreiender Klumpen, aus dem jeder zuerst in die Tür hineinwill.

„Z'rrick!“ schrie der Gendarm und knetete mit weiten Armstößen den Klumpen auseinander. „Z'rrick!“

Die Frauen und Mädchen kicherten. „Was sagt er?

Efrick? Was ist das — ffrick?" Sie knufften dem Vordermann auf den steifen Hut, juchzten auf, wenn der Arm des Gesetzes auf sie niederfuhr, lachten und nickten dem Blitzenden zu. Wie nett er das sagte: ‚Efrick!' Wie drollig!

„Z'rrick!" Die Bande war nicht ernst zu kriegen. Was ein verrücktes Volk! Unser deutsches Volk dagegen: ernst, schweigsam, gehorsam. Aber hier — nichts zu machen. Also schmunzelte er, der preußische Gendarm, er schmunzelte.

Da trat die blonde Dame an ihn heran. „Wissen Sie, ob Major von Danner in der Kommandantur ist?"

„Z'rrick!"

„Aber —"

„Z'rrick! Z'rrick!" Und er schob sie kurzerhand in die Volksreihen hinein.

„Haben Sie Worte?" sagte Frau Emma Merkens zu dem herankommenden Leutnant Dominik.

„Gnä' Frau b'fehln?"

„Dominikchen, gondeln Sie doch mal zu dem Major von Danner hin, ob mein Schwiegervater schon bei ihm war."

„Papa Merkens? Nee, gnä' Frau, nich dajewesen. Komme soeb'n vom Major. Wie geht's Willi Merkens? Wie jeölt, was? Wunde verheilt tipp topp, was?"

„Und verheiratet ist er jetzt auch."

„Mit der hübschen Belgerin?"

„Mit Honorine Leclaire, der Tochter des Notars — Sie wissen ja."

„Abjeurteilt, was?"

„Drei Jahre. Kann froh sein, daß sie ihm den

Kopf gelassen haben. Ich erwarte sie jetzt mit dem Schwiegervater. Sie wollten aus dem zerstörten Notarhaus noch herausfischen, was zu retten ist."

„Achtung! Kommt so was wie 'ne deutsche Eiche."

„Ziehen Sie los, Dominikchen!"

Da erblickte Merkens sie schon und lüftete den grauen Filzhut. In seiner breiten, eckigen Stirn standen furchtbar ernste Linien eingegraben. Der graumelierte Bart stäupte sich wie eine Bürste.

Frau Emma hielt ihm ihr Gesicht hin. „Küss' mich mal auf die Backe, Papa! Ich hab Zahnweh! Eine Nacht im Nebel verbracht, Todesschrecken ausgestanden. Franz Borgers bekam einen Schuß in die Hand und läuft natürlich ins Schloß zurück, um sich verbinden zu lassen. — Wo hast du denn Honorine gelassen?"

„Im Phare, hinten in der Grotte. Geh nur gleich hin und bestellt euch zu Mittag. Ich muß weiter mit meinen Liebesgaben, auf Namur zu, unsern Truppen nach. — Lieber Dominik, haben Sie gerad nichts zu tun?"

„Gnä' Frau begleiten? Selbstverständlich!"

„Ach was, ich werd doch die paar Schritte zum Phare ohne Leutnant gehen können," lachte Frau Emma.

„Aber ein Leutnant nich ohne gnä' Frau." Er sprang schon an ihre Seite, schlank und schneidig.

Hinter den hohen Rollscheiben des Phare saßen die Gäste an den Tischen, meistens Militär, Offiziere, auffällig still und zurückhaltend, sichtlich bemüht, nicht als Eroberer zu paradieren.

Aber auch ein paar Zivilisten waren darunter, Holländer, Geschäftsleute von der Grenze, die das bel-

gische Französisch wie Eingeborene sprachen. Und ein Deutscher. „Heda, Kellner! Der Deckel des Bierglases wackelt ja, was 'ne Wirtschaft! Na, höchste Zeit, daß hier mal preußische Disziplin einschlägt."

Der Kellner stand und lächelte; er verstand kein Wort.

So einer will nun hier germanisieren! dachte empört Frau Emma, als sie durch das Restaurant nach den hinteren Sälen und der Grottenhalle zuschritt. Es fiel ihr ein, was der Major von Danner gesagt hatte: „Der Himmel bewahre uns vor Zivilisten! Diese Leute, die keine andre Waffe haben als ihre Schnauze."

Der Wintergarten lag vor ihr, ein mit Schlingpflanzen umsponnenes Grottenwerk. Aus den Wasserbecken schimmerndes Plätschern und Rieseln. Eine blendende Helle flutete in zitternden Lichtwellen über die Spiegelflächen der Grotten hin. Und vor einem dieser Riesenspiegel stand Honorine, mit erhobenen Armen, die Finger nestelnd im Haar. Sie legte die kohlschwarze Haarsträhne kunstgerecht um die niedere Stirn. Da sah sie die blonde Schwägerin durch den Spiegel. Die blühend roten Lippen spitzten sich zum Lächeln. Ihre einst aufreizend funkelnden Augen waren durch ein sinnendes Sehnen gemildert.

„Kind, du wirst die schicke Locke doch nicht für mich zurechtkleben?" rief ihr Emma entgegen.

Honorine ließ sich in den Sessel zurückfallen. Über ihr Gesicht hin sprühte eine hinterhältige Schalkhaftigkeit: „Für Frauen schmücke ich mich nicht, am wenigsten für Emma Merkens. Emma Merkens würde ja doch sagen: Kind, Kind, in diesen ernsten Zeiten —"

„Da hätte Emma Merkens aber mal recht."

„Willi wär's aber gar nicht recht, wenn ich mich nicht schmückte — und er ist doch der Held Willi. Und trotzdem wir jetzt vom Grabe meines armen kleinen Gaston kommen — ich hab geweint, weißt du, ich habe furchtbar geweint. Ich habe auch geweint, als der arme kleine Papa zu drei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Das kann Willi dir bezeugen, ich habe mich ganz schrecklich aufgeführt. Aber dann sagte Willi, das wären scheußlich traurige Flitterwochen für ihn. Enfin, er hat recht, der süße Kerl. Und — er kommt, mich abzuholen."

„Er kommt, dich —?"

„Morgen, ja."

„Was sagt denn der Arzt dazu?"

„Er fragt ihn nicht. Mon dieu!"

„So ein verliebtes Huhn! Mit dem Arm in der Binde herumzukutschieren!"

„Mon dieu! Er spricht ja schon davon, sich wieder in die Kompagnie zurückzumelden. Er sei beim Einzug in Lüttich nicht dabeigewesen, dann wolle er's aber gewiß beim Einzug in Brüssel. Denk dir, das sagt er, der böse Gamin."

„Und wie wird dir denn dabei, petite Belge?"

„Ich bin doch jetzt erobert," scherzt sie, aber ihre Lippe schnippte ein wenig, ein ganz klein wenig boshaft auf. „Ich bin, was er aus mir macht. Also bin ich bis auf weiteres deutsch. Er wütet ja, wenn ich's nicht bin. Weißt du, darin hat er noch immer seine tête de cochon." Sie schob ihre Arme auf den Tisch und das Gesicht an Emmas Schulter: „Das ist drollig: vor der Ehe war er stürmisch, und jetzt bin ich's."

Sie fuhr auf, denn um das Bassin herum flitzte der Kellner an den Tisch.

„Was trinkst du, Honorine?" fragte Emma.

„Liköre, s'il vous plaît."

Der Kellner lächelte überlegen. „Après la guerre, Madame."

„Alkohol gibt's nicht, Honorine. Ich rate dir zu weißem Burgunder, ist hier vorzüglich. — Die Karte, Kellner!"

Vom Offizierstisch in der Grotte her, der den Herren von der Kommandantur vorbehalten war, erklang Sporenklirren. Die meisten Herren kannten die blonde Kreuzschwester und grüßten herüber. Auch ihre hübsche, fremdländisch wirkende Begleiterin bekam einen Blick. Hübsche Damen wirken wohltuend in dieser eisenklirrenden, blutdampfenden Zeit.

Emma studierte eifrig die Karte. Sie war zweisprachig, neben der französisch geschriebenen Speisefolge stand die deutsche vermerkt. Auch die Bismarcksuppe fehlte nicht.

Emma setzte den Finger darauf und machte Honorine auf das Gericht aufmerksam.

„Pardon," sagte diese, „Potage Bismarck ist kein Kompliment von heute an die Deutschen, es war eine persönliche Widmung an Bismarck von dem Küchenchef des Pariser Café Anglais, Duclerc. Bismarck speiste damals mit beim diner des trois empereurs, nämlich mit Zar Alexander II., dessen Sohn und dem König von Preußen. Da hat ihm Duclerc eine Potage Bismarck zurechtgemacht. Aber nach dem Deutsch-Französischen Kriege verschwand sie aus dem Menü."

„Ja, denn da hatte ihnen Bismarck eine Suppe eingebrockt.“

„Bien — und heute haben wir wieder eine Potage Bismarck,“ schnellte es von der Wallonenzunge.

Zwei etwa dreizehnjährige Bürschchen schlängelten sich zwischen den Tischen heran, mit kurzen Hosen und auf der Seite gescheiteltem Haar. „Ansichtskarten, Mesdames?“

„Non,“ sagte Frau Emma kurz, die schon mit dem Kellner dabei war, ein Abendessen zusammenzustellen. Honorine war aber gleich im Plaudern mit den Kerlchen, ein schnatterndes Wortgewürfel ging los. Die Burschen reihten ihre Karten vor Honorine auf. „Sehen Sie, Madame, sehen Sie: die Ruinen von Visé, hier — die von Fort Loucin, und hier eine sehr drollige: Franzosen als Schnelläufer, und die Deutschen klopfen ihnen die Hosen. — Sind Sie Belge, Madame?“

„Certainement.“

Da flüsterte der Kleine ihr zu, indem er seinen Finger auf die rothosigen Schnelläufer setzte: „Wenn das die Deutschen wären — dann wär's richtig, hein?“

Honorine lachte und wies auf Frau Emma. „Oh, hier sitzt eine Deutsche!“

Und schnell gefaßt schlug sich der Kleine auf die Brust: „Das kann ich auf meinen Tod schwören: ich liebe die Deutschen! Sehen Sie drüben am Tisch den alten Offizier mit dem dicken Kinn? Der ist mein Freund, ein lieber alter Knochen — eine große Personage, wissen Sie, viel, viel mehr als ein General.“

„Oh oui,“ warf der andre, ein Dreizehnjähriger, dazwischen. „Wissen Sie, Mesdames, was wir gesagt

haben, als Lüttich endlich erobert war? Gott sei Dank! haben wir gesagt, nun haben wir Ruhe. — Haben wir nicht so gesagt, Charles? So haben wir gesagt, Mesdames. Ein verdammter Krieg! Wissen Sie, die Cinemas spielen jetzt nicht mehr. Früher gingen wir so nett mit unsern Liebchen ins Cinema. Jetzt weiß man überhaupt nicht mehr, wohin man mit ihnen gehen soll."

Aber schon sprang Charles, der andre, wieder vor und zwinkerte mit den Augen: „Dem seine heißt Lulu — die meine Margot — nette Hühnchen, Mesdames. Ich bete sie an."

Die Offiziere riefen herüber: „Max und Moritz!" Max und Moritz waren überall an den Tischen. Sie wußten alles, sie besorgten alles, sie waren für alles zu gebrauchen, und sie wußten auch, wann sie anfingen lästig zu fallen und verschwanden dann.

„Das sind nun belgische Kinder, was?" sagte Frau Emma.

Honorine lächelte in sich hinein. „So waren wir alle: als Schulkinder schon erwachsen."

Der Kellner brachte die Teller. Emma fragte, ob ein Zimmer zu zwei Betten im Hotel frei sei. Nein, meinte der Kellner, für gut Geld und gute Worte nichts mehr zu haben.

„Dann müssen wir im Grand Hotel anfragen."

Im Grand Hotel waren alles von Offizieren besetzt. Auch am Bahnhof war's überfüllt. Und schon sank die Dämmerung stark. Um sieben Uhr durfte sich außer dem Militär kein Mensch mehr auf der Straße blicken lassen. Also: noch eine halbe Stunde hier herumlaufen — und die Wache schnappte einen.

„Bitt scheen, i wett oans: die Damen suchen nach oanem Hotel. Woaß i B'scheid. Kummen S' nur glei mit. Dan sei nett, hibsch Privatloschie bei oane nobligte Witwe, sehr sauber, wie geleckt, sog ich Eahna, wie geleckt."

Ein rauhbärtiger bayrischer Landsturmmann stapfte den Suchenden zur Seite. Oh, es übernachteten auch ab und zu Offiziere bei der kleinen, noblen Witwe. Sie habe früher Studenten in der Wohnung gehabt, die kleine, noble Witwe.

„Kann man ihm trauen?" flüsterte zögernd Honorine.

Da stieg Frau Emma schon mit ihm das Gäßchen hinauf in die Rue Salamandre.

Die kleine Witwe ächzte wieder aus ihrer Kellerküche die Treppe herauf, hinter ihr das fette Hündchen.

‚Très bien, fort bien!' Madame hat noch ein Zimmer nach dem Lichthof zu. Sie leuchtete mit dem Küchenlicht voran, denn die Gasleitung sei noch nicht wieder hergestellt, also müßten sich die Damen mit Kerzen behelfen. Sie macht's ja auch sehr billig. Für beide Damen drei Mark. Frühstück fünfzig Pfennig, aber nur Schwarzbrot und Sirup. Weißbrot gab's nicht mehr. Der miserable Krieg!

Aber im übrigen verhielt sich die kleine Witwe doch sehr vorsichtig. Die Nachbarn sahen's nicht gern, daß sie die Deutschen ins Haus nahm. Guter Gott! Jeder schlägt sich durch, wie er kann. Und schließlich sind die Soldaten auch nur arme Kerle, die ihre Pflicht tun müssen.

Frau Emma untersuchte indes die Flügeltür, die ins Nebenzimmer führte, und verlangte den Schlüssel.

Oh, Madame brauche nichts zu fürchten, Madame möge sich selbst überzeugen. Hier nebenan wohne niemand mehr. Es sei das Zimmer eines belgischen Offiziers, der Adjutant gewesen sei — hoher Adel, lieber Mensch. „Gute Nacht!" Und eilfertig huschte sie davon.

„Madame!" rief da einer durch den Lichthof. „Wissen Sie, daß achtzigtausend Franzosen auf Lüttich zurücken? Morgen ist in Lüttich kein Deutscher mehr."

Die kleine Witwe flüsterte etwas in den Lichthof hinein, und der Schreier schlug das Fenster zu.

„So — nun leuchte doch mal unters Bett!" sagte Frau Emma. „Es wird einem mies bei alledem, was man hört."

„Soll ich auch in den Schrank leuchten?" lachte Honorine.

Da streckte sich die Blonde schon im Bett. —

Die einbrechende Nacht schleifte ihre schwarzen Tücher über die schlafende Stadt. Eine Tür im Nebenhause schlug krachend zu; es klang wie ein Schuß. Man schrak auf, denn man war gräßlich nervös.

Mitten in der Nacht gellte die Schelle durchs Haus. Man hörte Männerstimmen, ein rauhes Durcheinander, schwere Schritte und Säbelgerassel.

Frau Emma fuhr schlaftrunken auf. „Honorine! Allmächtiger! Das hört sich ja an — die Franzosen sind da!"

Drunten lief die kleine Witwe wirr hin und her. Aber dann hörte man Deutsch sprechen. Gott sei Dank, deutsch! War sie denn verrückt geworden, die Frau Emma? Nein, nur entsetzlich nervös. Sie hatte in dieser Zeit Schrecknisse überstanden, die auch ihre frische Kraft aufzureiben begannen. Und dann die

Unruhe um ihren Mann in Rußland. Wie lange hörte sie nichts mehr von ihm! Nun, was war das drunten? Schwere Schritte kamen die Treppe herauf. Stimmen von Offizieren. Einer ging an ihrer Tür vorüber und betrat das Zimmer des belgischen Adjutanten. Eine bekannte Stimme. Frau Emma strengte sich an, zu horchen. Da schlug die Tür zu. Drinnen warf sich einer aufs Bett, stöhnte vor Müdigkeit und war gleich im tiefen Schlaf.

Auf der Treppe hörte man immer noch Rufe: „Ach was, wenn keine Betten mehr da sind, ein Sofa tut's auch!"

Und wieder Stille. Von einem Kirchturm schlug's vier Uhr. Da — ein Trompetensignal schmetterte vom Lambertusplatz herüber: die Besatzung wurde alarmiert. Doch war's wohl nur ein Scheinalarm.

„Huuuuih!" scholl der Ruf des Kohlenverkäufers durch die Straßen. Nun war's schon heller Morgen.

Emma schloß die Tür auf, um ihre Schuhe hereinzuholen. Da ging auch nebenan die Tür. Ein Feldgrauer stand groß und breit im Rahmen. Frau Emma fuhr zurück und wollte ihre Tür zuschlagen, steckte dann aber doch den Kopf in die Spalte — nur den Kopf, denn der war schon in Ordnung. „Franz Borgers?!"

Er scharrte auf dem Absatz herum und drehte ihr den Rücken zu: „Bitte, ich hab nix gesehen."

„Mais, mais! Fermez la porte!" fistelte eine Stimme aus der Tiefe des Zimmers.

Jetzt kam der Hüne wie gestoßen dicht an die Tür. „Ist da noch jemand drin?" In seinen Augen flackerte es auf.

Frau Emma schloß die Tür bis zu einer Ritze, und

durch die Ritze fragte sie bedeutsam: „Wer soll denn zum Beispiel noch hier sein?“

Er brachte sein Gesicht fest an die Ritze: „Ist sie es?“

„Ja, sie ist es, aber ob es Ihre ‚sie‘ ist?“

„Sie ist nicht mehr im Schloß.“

„Ach so, diese ‚sie‘ — Franz, seien Sie bloß kein Esel.“

„Ich muß sie sprechen.“

„Wenn jemand fortläuft, läuft man ihm doch nicht nach.“

„Ich muß sie sprechen.“

„Ja, Franz, ich kann Ihnen nicht helfen. Hier drin hab ich nur die Honorine.“

„Ehrenwort?“

„Ach tun Sie doch nicht so. Ich bin ja doch nicht satisfaktionsfähig. Ich sehe Sie noch beim Frühstück unten — nicht wahr?“

„Wir sind zu fünf Offizieren. Morgen gehen wir weiter zum Regiment.“

Aus dem Zimmer heraus rief Honorine: „Ich werde zum Frühstück nicht fertig sein.“

„Die Locken, wissen Sie, Franz. — Nun denn, wo treffen wir uns?“

„Auf dem Markt an der Maas,“ rief Honorine.

„Guten Morgen, schöne Frau!“ rief Borgers zurück.

„Es schickt sich nicht, daß ich antworte,“ sagte Honorine und zog die Decke über den Kopf. Da schloß Frau Emma endlich die Tür.

Als sie ein Viertelstündchen später zum Frühstück vorausging, traf sie drunten noch Borgers, der auf sie zu warten schien und sich soeben den Säbel umschnallte.

Gleich platzte er los: „Was denken Sie darüber, Emma?“

„Worüber?“

„Nun, daß sie aus dem Schloß ist.“

„Aber, Franzel, wie meinen Sie denn das?“

„Sie ist zu ihm.“ Kurz, rauh und gepreßt kam es von seinen Lippen.

„Zu dem quasi Aumonier? Ausgeschlossen.“

„Sie liebt ihn doch —“

Da sah sie ihn an. Der Mann konnte sich ja kaum noch halten. Gräßlich, wenn diese Männer anfangen zu lieben. Mit ihrem frohherzigen Übermut ist's aus, ganz aus.

In diesem Augenblick hörte man Honorine die Treppe herunterkommen. Borgers wollte sich schnell verabschieden, aber da rief Emma schon zu ihr hinauf: „Du, Honorine, hast du 'ne Ahnung, warum Baronesse vom Schloß weg ist?“

Honorine blieb auf der zweitletzten Treppenstufe stehen. „Muß das noch vor dem Frühstück erledigt werden?“ Sie hielt Borgers die Hand zum Kuß hin, fast an den Mund, daß er sich kaum zu bücken brauchte. Aber dann sah sie, daß die beiden da sehr ernst waren. „Mais — was fürchtet ihr denn? Ich kenne doch Yvonne, sie ist zu keiner Katastrophe fähig. Sie wird das Schloß verlassen haben, weil — bien merci, ich fürchte mich, das vor einem Barbaren zu sagen.“

„Weil —?“ Er hielt noch immer ihre Hand und drückte sie fest.

„Au! . . . Weil sie das Deutsche flieht. Glaubt doch nicht, daß die auf dem Schloß sich mit dem Deutschen abgefunden haben. Sie leiden innerlich und

lächeln nach außen duldsam. Baronesse will es zu keiner Katastrophe kommen lassen, und darum flieht sie das Deutsche. — Aber jetzt lassen Sie endlich meine Hand los.“

Borgers kam zu sich. Im Sprunge stürmte er die Treppe hinauf, die Stufen knarrten, der Degen klirrte, die Treppe schien zu schwanken. Verschwunden war der Barbar.

Die kleine Witwe kam mittlerweile mit Schwarzbrot und Sirup.

Droben hörte man immer noch die dumpfen, schweren, ruhelosen Schritte durchs Zimmer, auf und ab, auf und ab. Er war toll, er war verrückt. Die Uniform riß er auf. Luft! Eine rasende Sehnsucht nach ihr überfiel ihn. Er konnte sich nicht mehr helfen. Er drückte wütend die Faust an den Mund. Yvonne! Yvonne! Herrgott, er mußte sich Luft schaffen. Die zornvolle Angst, daß sie dem da, dem blasierten Ekel nachgelaufen sein könnte . . . Yvonne! — Wahnsinn, daß er sich einbildet, das schmächtige, elfenhaft zarte Persönchen in seine Arme zu pressen. Er liebt sie ja. Großartige Eselei! Macht nichts, es erlöst ihn schon, sich das mal gestanden zu haben. Wenn er nur weiß, daß sie ihm nicht nachgelaufen ist — das beruhigt ihn schon. Er weiß doch, daß er zehn Schritt in Distanz von ihr bleiben muß.

Doch jetzt war's höchste Zeit, zur Kommandantur zu kommen. Und morgen in Gefechtslinie. Dann pfeift man auf die ganze Sache. Man fängt doch keinen Krieg an, um sich in die belgischen Frauenzimmer zu verlieben. Wie hat er über Willi geulkt! Und jetzt ist sein Fall tausendmal schlimmer. Erstens eine

Hochgeborene, zweitens eine Verlobte, drittens eine, die das Deutsche nicht mal um sich ertragen kann. Grund genug, daß man ihn standrechtlich erschießt, wenn er nicht locker läßt.

So. Und jetzt auch mit dem Letzten gebrochen. Die Rose, die sie ihm an jenem Abend im Schloß beim Abendessen gegeben hat — dort ein Ofen — Streichholz — buff! — eine dürre Rose wird zu Asche. Er starrte in den Ofen hinein. Wie man in ein Krematorium starrt und das Liebste zu Staub werden sieht. Die Flamme zuckte auf und lohte ins Ofenrohr. Was lag denn aber darin, im Ofenrohr? Papiere? Nein. Ein steifes Päckchen. Photographien, ein Bündel Damenbildnisse. Und Widmungen waren daraufgekritzelt. Mon chèr Marcel ... Marcel? Wer hieß so? Himmelherrgott! — So'n Bündel frecher Dinger — und Marcel?

Polternd klirrte sein Schritt die Treppe hinunter.

„Madame!"

„S'il vous plaît, monsieur?"

„Wer hat das Zimmer vor mir bewohnt?"

Um der Liebe Gottes willen, was will der Deutsche?

„Monsieur de Pont-Neuve, der Adjutant —"

„Merci. Adieu!"

„Adieu," sagte sie wirr, obschon sonst kein Franzose, sondern nur der Deutsche Adieu sagt. Hinaus war der Barbar, und sagte nicht einmal, ob er noch bei ihr übernachten werde, hat auch keinen Bon geschrieben, wie die andern Offiziere. Also kommt er noch. Mon dieu! Sie hat Angst vor ihm, er ist so groß, so barsch, so merkwürdig. —

Einige Minuten vor Borgers hatten die Damen das Haus verlassen. An der Treppe, die aus Salamander nach dem Lambertusplatz führte, begegnete ihnen ein Wachtsoldat. Er grüßte Frau Emma Merkens. Sieh mal an, ein Aachener Jung! Wart', Kamerad, ich kauf dir Zigaretten. — Jawoll, um halb zehn wird er abgelöst, auf Wache darf er nichts annehmen.

Auf dem Lambertusplatz kam ihr Pütz entgegen.

„Mein Wagen eß' futsch, Madam Emma, auf Namur zu zusammenjeschossen worde. Wir zwölf Schaföre han ohne Licht fahren jemußt, von wejen die feindlichen Patrolljen. Aber da hat uns hinter die Steinbrüche doch eine uffjieschnobbert, und mittendurch sind wir im Feuer von die Fünfte französische Kavallerie. Jott stank mich bei! Meinen Wagen krieg ich net mehr voran, spring av und auf einen angern, und so sind wir Schafföre wieder mit das Leben davonjekommen."

„Aber der Wagen ist futsch," wiederholte Frau Emma, als sei ein Mensch dahingeschieden. „Pütz, es war unser Brautwagen."

„Jott eß' ming Zeuge! Daran han ich auch jedacht, esuzesage. Ich jriff mich die Benzinkann und han ihm anjesteckt, damit onse Brautwagen net in Franzusehänd fallen sollt. Und jetzt han ich schon en angere." Er nahm seine ‚Madams' in die Reihen der Autos mit. Da stand der neue Wagen, ein fünfzigpferdiger, offen, sehr leicht. Vierhundert Kilometer hat ein Fahrer auf einen Tag mit ihm gemacht.

„Morjen han ich fünf Offiziere an die Jefechtslinie zu fahren, auch der Herr Franz. Aber auf die

Jejend von Brüssel zu. Töschebei jesagt: bei Tirlemont funken se schon los, sind esuzesage auf die fluchtartige belgische Armee jestoße."

Aus seiner Rocktasche hing etwas heraus, das einem Wurstzipfel zum Verwechseln ähnlich sah. Mit spitzen Fingern zupfte Honorine daran. Eine weiße, fette Leberwurst hob sich aus der Papierhülle.

„Exküß!" sagte Pütz. „Das eß' für den Pitt Lampertz, für onse Lampertz aus die Fabrik, Madam. Er eß' aus dem Schloß in das Kloster Sankt Martin jebrach worde und fällt im selben Momang hin an Wundstarre, kritt esuzesage die Zähn net mehr auseinander."

„Awer die Läwerwuesch soll er trotzdem essen?"

Und nun soll der Pütz sie mal zu dem Pitt Lampertz führen. Nach Sankt Martin? Honorine weiß Bescheid. Sankt Martin ist das Stadtviertel auf der Höhe vor Lüttich.

Sie durchschreiten den Boulevard. Die imposanten Tore an den Patrizierhäusern, die fast allesamt geschlossen sind, tragen Polizeiverordnungen und Aufrufe. Die Herrschaften sind auf und davon; sie werden erst nach Lüttich zurückkehren, wenn kein deutscher Stiefel mehr übers Pflaster dröhnt.

Quer ging es durch die herrliche Baumallee zu dem Durchgangsgäßchen nach Sankt Martin. Frau Emmas Blick glitt die breite Treppenanlage nach dem hochgelegenen Stadtteil hinauf: „Nee, Kinder, das mach ich nicht. Mir schlägt jetzt schon das Herz vom schnellen Gehen. Honorine, du kennst den Pitt ja vom Schloß aus — was?"

Also ging Honorine allein mit Pütz.

Frau Emma schlenderte zurück durch die Alleen und vertrieb sich die Zeit, indem sie da und dort die Quartierzettel an den Türen las. An einem massig geschnitzten Eichentor befand sich eine besonders in die Augen fallende Aufschrift: Den Mannschaften ist es verboten, dieses Haus zu betreten!

In dem Augenblick, als Emma vorüberging, öffnete sich das Tor, und eine junge, dunkelgekleidete Dame trat heraus. Als sie Emma erblickte, stand sie still und ließ sie zu sich herankommen. Frau Emma unterdrückte ihre Verwunderung und sagte so gelassen wie möglich: „Baronesse hat einen kleinen Ausflug nach Lüttich gemacht — wie?"

Yvonne schwebte näher, indem sie noch den Handschuh zuknöpfte, und suchte über die nicht sehr angenehme Überraschung hinwegzukommen. „Ah oui, hier ist unsre Stadtwohnung" — eine graziöse Handschwenkung wies nach dem Tore —, „wo ich mit einem Diener hause. Ich mußte wirklich etwas aus dem Lärm in Sainte-Barbe heraus. Scharmiert, Sie zu sehen, Madame." Die schmale Hand in dem weichen Lederhandschuh glitt in die ausgestreckte Rechte Frau Emmas. „Allein auf Promenade?"

„Ja, und da auch Sie allein sind, so wollen wir zwei Waisenkinder uns zusammentun. Kommen Sie mit zum Markt!"

Zum Markt? Oh, man schickt seine Wirtschafterin zum Markt, kleine Leute gehen zum Markt. Nun denn, man wird mit dieser burschikosen Frau ‚zum Markt gehen'.

Herrgott, dachte Frau Emma, wie freu ich mich jetzt auf das dumme Gesicht des Franzel!

Aus den Alleen heraus bogen die beiden Damen in die Geschäftsstraßen ein. Dann ging es ein Gäßchen hinauf zur zerstörten Brücke, und wieder ein Gäßchen hinunter mitten in das laute, bunte Getriebe des Lütticher Marktes.

Eine Gemüsefrau zupfte Emma am Mantel. „Madaaam, des cacacarottes!"

„Madahahaaam," rief die schmalzige Stimme eines riesenhaften Negers mit weißer Konditormütze, „kauf meinen Kandiszucker, gut für Schnupfen, gut für die Gurgel, gut für Kälte am Herzen!"

„Seife, Mesdames! Seife! Prachtvolle Seife! Wie Butter, wie Creme. Sie werden sich nicht mehr einmal am Tage waschen, Sie werden sich zehnmal am Tage waschen!"

„Schweine, Madame! Ganz entzückende Schweine! Wundervolle Haustiere, musikalisch veranlagt —"

Ein Feldgrauer stand dabei und lachte aus vollem Halse, als nun die umstehenden Frauen in das Gewimmel der zartrosigen, feisten Ferkelchen hineingriffen, den quieksenden Säugling auf den Arm nahmen und ihn liebkosend ans Gesicht drückten. Wieviel das Stück? Drei Francs fünfzig! — Schwapp! plumpste der zappelnde Fleischklumpen wieder in die Hürde zurück.

Gelächter und Juchzen. Und immer noch der große Feldgraue unter ihnen. Da tippte ihm jemand auf die Schulter. „Franzel, hier ist sie."

Da sah er, wer drei Schritt hinter Frau Emma wie angewurzelt stehen blieb, von innerem Schreck geschüttelt. Nur jetzt nicht ihn ansehen, ihm ihr angstzuckendes Gesicht zeigen. Da hörte sie aber schon seine

Stimme hinter sich. „Baronesse — erfreut, Sie zu sehen.“

Ein Klang war in dieser Stimme, ein drohender Klang — oder fiebert sie sich das bloß vor? Langsam löst sie sich von der Mauer los, aufrecht, den schmalen Kopf in den Nacken, aber in überlegener Ironie lächelnd. So groß der da vor ihr steht, sie überragt ihn.

„Ein Rendezvous auf dem Markt von Lüttich! Scharmant, sehr scharmant.“

„Besser hätten Sie allerdings diese blonde Dame da nicht führen können,“ sagte Borgers, um über peinliche Augenblicke wegzukommen.

„Pardon! Madame führte m i c h. Ich sehe den Markt von Lüttich zum ersten Mal.“

„Dann war's höchste Zeit, daß Sie endlich mal kamen,“ sagte er trocken.

Gut gegeben! dachte Frau Emma. Aber ich glaube, er weiß selbst nicht, was er schwatzt. Jetzt wird sie die zwei Menschen da ein bißchen zusammenkuppeln, denn da scheint denn doch schon das Inwendig recht feuergefährlich zu sein.

Ein Bierwagen holperte in das Gedränge hinein, und plötzlich war Emma von der Menschenmenge davongetragen. Gegen Baronesse stießen die Frauen an, die sich mit ihren Körben hindurchzwängten.

Borgers hielt seinen Arm schützend hinter sie, als wollte er einen Wall um sie legen. Seine Hand streifte an ihre Schulter. Das Gedränge wurde erdrückend. Ein Wagenrad schleifte dicht an ihr vorüber. D a riß er sie weg. Das Gewühl schob sie beide zusammen, schob die schöne Frau da an seiner Seite

gleichsam in seine Arme hinein. Er fühlte ihre wogende Brust an seiner, der Hauch ihres schnellen Atems strich an seinem Gesicht herauf, die Wärme ihres Körpers lohte in den seinen. Er flüsterte auf sie herab, fieberhafte Worte, tolles Zeug. Sie streifte jäh seinen Arm ab und wich bis zur Kaimauer zurück. Dumpf und heiser hörte sie ihn sagen: „Ich muß Sie sprechen. Heute noch. Es hängt viel davon ab."

„Kommen Sie zwischen fünf und sechs nach Cointe zu Doktor Marchand." Sie nannte die Nummer des Hauses.

Nun tauchte auch Emmas blonder Kopf wieder neben dem dunklen Honorines auf. In entzückender Herzlichkeit drängte Honorine zu Yvonne hin, raunte aber gleichzeitig der Schwägerin zu: „Oh ça! wie verstört sie ist!"

„Das Volk fällt ihr auf die Nerven."

Franz Borgers entwickelte eine blendende Heiterkeit. Gleichgültig, was geschehen mochte — er sah sie noch, ehe er ins Feld ging. Von ihr weg in den Kampf, in die Schrecknisse, in das grauenvolle Nimmerwiedersehen dieses Krieges. Ob es töricht war, wahnsinnige Dummheit — ganz gleich, ganz gleich. Er sah sie noch! Und mehr will er nicht, verlangt er nicht. Er läßt sie und geht berauscht von ihr; und wenn er sich auf dem brüllenden Schlachtfeld draußen eine glückliche Minute schenken will, denkt er: Ich habe einmal eine Baronesse geliebt —

Zwei Lützower gingen vorüber — Augen links — und grüßten Borgers.

„Franzel," sagte Emma, „von Pütz höre ich, daß Sie morgen auf Route Brüssel losziehen."

„Morgen?“ wiederholte eine leise Stimme. Da sahen sie, daß es die Baronesse war. Ein Glanz schoß in ihre Augen, eine gleißende Freude.

Geschrei und Gelächter. Einer Gemüsefrau brach der Stand zusammen, das Obst rollte auf den Boden. Ein Straßenphilosoph stand daneben und sprach gelassen: „Par terre comme au ciel“ — Auf dem Boden so gut serviert wie im Himmel.

Borgers ging voran und bahnte den Damen den Weg aus dem Quai de la Ribuée nach dem Quai de la Goffe. Honorine, die unmittelbar hinter ihm ging, griff ihm in die Hüften. Die Uniform war ihm beträchtlich zu weit geworden. „Armer Kleiner!“ schäkerte sie. „Er ist mager geworden.“

„A gauche!“ rief Baronesse. Jetzt war's ihr unmöglich, sich noch länger in dem Volk herumzudrücken.

„Dommage!“ sagte Honorine, es war doch ungeheuer spaßig, sich in dem Gewühl herumzudrängeln.

Sie bogen ab und den Gleisen der Kleinbahn nach in die Stadt zurück. Emma erstand sich in einem Laden einige Ansichtskarten, um ihrem Manne zu schreiben. Die andern warteten an dem Schaufenster. Eine Serie von Karten war dort ausgestellt, noch vom glorreichen Einzuge des belgischen Königspaares in Lüttich her. Ein stolzer Zug prächtiger Wagen, die Lütticher Volksspiele, Cramignons genannt, darstellend. Aber König Albert verlangte die Wohlfahrtsanstalten für die Arbeiter zu sehen. Und enttäuscht schmollte das Lütticher Volk: „Wir geben ihm Feste, und er verlangt nach Arbeiterhäusern!“

Damals, bei dieser Visite royale im Juli 1913, wehte überall die gelbe Flagge mit dem roten gal-

lischen Hahn. Auch auf einem geschmückten Wagen der Cramignons wehte sie.

Borgers sah mit eignem Lächeln darauf. „Der rote gallische Hahn auf dem gelben Feld der belgischen Fahne — das ist nun heute weiter nichts mehr als eine gemalte Omelette.“

Honorine fand diese Bemerkung zum Küssen schön, besonders da der Germane sie in einem zwar sehr überzeugten, aber ebenso falschen Französisch sprach. Da sah sie die Augen der Baronesse groß, fast erschreckt auf sich gerichtet, eine kühle Verwunderung im Blick. Das ergötzte sie noch mehr. „Ah, Baronesse, wissen Sie, ich bin furchtbar deutsch geworden, seit ich beten muß: Lieber Gott, verleihe den Barbaren nur schnell den Sieg, damit mein Willi nicht mehr loszuziehen braucht!“

Nur fünf Worte, wie ein in den Wind gesprochenes Flüstern, zur Antwort: „Ich verstehe Sie nicht, Honorine.“

„Sie lieben ja auch keinen Deutschen,“ sprach hart und nüchtern der Germane. Er wollte sie reizen. Sie sollte ein Wort sagen, ein einziges unvorsichtiges Wort. Aber sie schwieg; um ihren Mund lag nur ein verhaltenes, schmerzliches Lächeln.

Jetzt trat Emma aus dem Laden. Borgers verabschiedete sich. Er mußte zur Befehlsausgabe. Honorine drängte zum Phare zurück, um ihren Mann zu erwarten. —

Aus den Avenuen kam ein Herr in Zivil mit einem höheren Offizier auf sie zu: Bürgermeister Keyer von Lüttich.

Mit tiefer Verbeugung grüßte der Wirt aus der

Taverne „Zum Jean‘. Ein famoser Bürgermeister! Als die Deutschen an die Tür von Lüttich klopften, reiste er zum König. Ob die Forts sich ergeben dürften? — Nein, gebot der König; nein — aushalten bis zum Tod!

Er hatte gut reden, der König: er saß weit vom Tod. Wenn die Deutschen nun auf Brüssel loszogen — oh, so weit sind sie noch nicht. Brüssel ist Paris, mit Brüssel erhält Frankreich einen Nackenschlag.

„Jean!“ schrie eine Frauenstimme aus der Taverne.

„Was willst du, mein Engel?“

„Wo ist der Kellerschlüssel?“

„Ich hab keinen Kellerschlüssel altes Huhn!“

„Du hast ihn!“

„Ich hab ihn nicht in meiner Ziege Namen!“

Ein holländischer Viehhändler stapfte herein und schlug mit dem Stock auf den Tisch. „Hä, Jean! Jean!“

„Gleich, mon ami, gleich! Wir unterhalten uns hier über den Kellerschlüssel.“

„Ich trinke nichts, Jean.“

„Dann geh weiter! Sacredieu!“

Da stapfte der Händler in die Küche und winkte dem Wirt geheimnisvoll: „Kannst du mir sagen, wie ich auf dem kürzesten Wege nach Sainte-Barbe komme?“

„Ganz genau. Ein Soldat kommt gleich hierher zum Essen, er fährt mit 'm Lastauto bis Köln. Gib ihm ein paar Zigarren, und er nimmt dich mit.“

„Drei Franken geb ich ihm.“

„Nur ja nicht, sonst bist du verdächtig. Zehn Zigarren sind keine Bestechung — besonders nicht von deiner Sorte.“ —

Um fünf Uhr erst kam Borgers aus der Komman-

dantur zurück. Die Lütticher liefen in den Straßen zusammen. Kürassiere zogen ein. Husch, flogen die Tauben vom Lambertusplatz auf und umschwirrten mit lautem Flügelschlag den Zeitungskiosk. Soldaten stürmten fast den Stand. Neue Nachrichten, darunter eine unverschämte Meldung: Japan sandte ein freches Ultimatum nach Berlin! Diese gelben Teufel! Natürlich hatte auch hier England seine gierigen Hände im Spiel. Hahaha! lachten die Grauen, 'ne nette Gesellschaft! Aber in ihr Lachen giftet der Zorn, die heilige, blutrote Scham über diesen Verrat.

„Herr Borgers," rief mit glühendem Gesicht ein Fahnenjunker, „wenn wir bloß schon an die Engländer 'ran wären!

„Hinter Brüssel holen wir sie!" schallte die Antwort zurück.

„Nun ist der schon hinter Brüssel," rief ihn Leutnant Dominik an und fragte, ob er mit ihm zum Phare gehen könne, wo sie Willi Merkens erwarteten.

„Ich komme zum Abend dorthin," sagte Borgers hastig und machte sich los.

In langen Schritten eilte Borgers nach seiner Trennung von den Kameraden die Lütticher Avenuen hinauf, um dann rechts in die Straße die grüne Kleinbahn nach dem Villenort Cointe zu besteigen. Steil ging es den grünen Waldberg hinauf. Zierliche Puppenhäuschen umsäumten den Weg. Die meisten standen leer, mit geschlossenen Läden. Zettel klebten daran: „Wir bitten, nichts zu demolieren."

Hier die Nummer des Doktorhauses. Treppen hinauf, Treppen kreuz und quer durch den hügligen Garten — dann stand Borgers endlich vor der gelben Tür

mit dem vergitterten Guckfensterchen. Klingklang ging die Schelle durchs stille Haus. Ein Hund bellte heiser.

„Bobbie!“ riefen mehrere Stimmen drinnen, als gelte es, ein Raubtier zurückzuhalten.

Man öffnete. Eine Magd mit weißer Haube erschien. Sie musterte in heller Neugierde den deutschen Krieger, ehe sie ihn in das Antrittszimmer führte. Dann ging sie zu dem alten Doktorpaar hinüber und sagte: „Er hat trotzdem gute Augen.“

Borgers stand mitten in dem kleinen Zimmer stieß mit dem Kopf fast gegen den Kronleuchter. Er bückte sich, und als er aufsah, stand Yvonne in der Zwischentür. Noch immer in dem vorwurfsvollen schwarzen Gewand; schmal wie ein Strich die matte Haut des Nackens an dem glänzenden Schwarz.

Sie winkte ihn ins Nebenzimmer, das Sprechzimmer des Arztes, hinein. An die Fenster wogten die Bäume des Gartens. Ein grünes Zwielicht verschattete den Raum. Er sah die dunkle Gestalt in dem weitgepolsterten Doktorsessel versinken.

„Bin ich zum Niedersitzen aufgefordert oder —?“

„Ich weiß ja nicht, ob Sie es wünschen,“ antwortete sie leise.

„So feindlich, glauben Sie, daß unsre Unterredung sich gestalten wird?“

„Ich erwarte nichts andres.“

„Dann sind Sie überzeugt, nichts andres erwarten zu können.“

Die Gestalt schnellte etwas aus dem Polster auf, ein flüchtiger Schimmer zuckte in dem Blicke auf. Nur eine Sekunde, dann lag der Kopf wieder ruhig

am Polster. Jedes leise Wort scharf betonend, sagte Yvonne: „Ich erwarte nur Höflichkeit."

Er sah, daß sie die Augen schloß. Sie hörte einen dumpfen Schritt auf sich zukommen. Und hart wie Hammerschläge kamen seine Worte: „Baronesse, die Komödie des Aumonier ist ausgespielt. Sollte er sich etwa wieder auf Sainte-Barbe in ein gewisses Zimmer verstecken, — Wetter, Baroneß! er soll nicht zuviel auf sein Glück und — die deutsche Ritterlichkeit vertrauen!"

Ihre Hand krampfte sich um die Sessellehne, lag blaß auf dem dunklen Leder. Sie atmete kurz und stoßweise durch den halbgeöffneten Mund. Aus seiner Drohung hörte sie die Warnung: Laß ihn nicht wieder nach Sainte-Barbe kommen!

Da mußte er hinhorchen, um sie zu verstehen. „Ich habe ihn retten müssen — um jeden Preis. Das werden Sie begreifen . . ."

Nein, das begriff er nicht. Hier — da — in seiner Brusttasche steckten die Dinger, mit denen sie seine Liebesgefühle teilen muß. Und das ist's, was ihn aufbringt und seinen eifersüchtigen Zorn weckt: sie an einem solchen Manne hängen zu sehen, sie, die Dame, die nicht mit dem Volk in Berührung kommen will! ein Wesen aus Schaum und Luft! Er wär imstande, diese Galerie schöner Frauen da vor ihr auszubreiten, ihr die Augen zu öffnen — nein, pfui, das wär er nicht imstande. Und wenn er tausendmal jetzt auf Nimmerwiedersehn gehen muß. Macht nichts. Fort! Man läßt die Kugeln um den Kopf pfeifen, und die Baronesse aus Saint-Barbe ist vergessen.

Er reckte sich auf. Das war mal deutsch mit sich

gesprochen. Er warf in ein paar kurzen Sätzen hin, was bei Visé geschehen war, daß man dem Aumonier stark auf den Fersen sei, und daß er selbst morgen in Richtung Brüssel ausrücke. „Also aus dem Wallonischen ins Flamische. Die Bevölkerung dort wird uns günstiger gesinnt sein. Ist schließlich doch germanischer Bruderstamm, der unter den Merowingern auch mal deutscher Eroberer in Frankreich gewesen ist. Wie wir es heute zu sein hoffen — nein, werden!“ Es schüttelte ihn förmlich unter der Wucht seiner Worte, die er ihr hinwarf. Eine Selbstbefreiung war's, eine Wonne, ihr Leid zuzufügen.

Sie sagte ruhig aus der grünen Dämmerung heraus: „Ich stamme aus der Linie Pont-Neuve-Vanuiden, habe also auch flamisches Blut.“

„Haben Sie das? Nun, dann ist dieses Blut bei Ihnen zu Wasser geworden.“

Sie war lautlos aus dem Sessel aufgestanden und ans Fenster getreten. „Es ist nicht gut mit Ihnen reden. Sie wollen ja wohl recht, recht unangenehm sein, nicht wahr?“

„Ja, ich möchte den denkbar schlechtesten Eindruck hinterlassen. Hoffentlich sehen Sie mich nicht wieder. Beten Sie nur recht kräftig um den Sieg der Zuaven, Gurkhas und Singhalesen und des übrigen Gesindels, das wir ja jetzt vorgeführt bekommen. Ich habe die Ehre, mich als Barbar zu empfehlen.“

Eine kurze Verbeugung — da sah er ihre Hand, die sich ihm entgegenstreckte. Er erfaßte sie mit pressendem Druck, sein Kopf neigte sich zu ihr hin — doch bog sie sich zurück in die Vorhänge hinein. Seine Lippen lagen auf ihrer Hand. Schnell entzog sie

sie ihm. Und leise ihre erregten Worte: „Der deutsche Eroberer will mehr, als wir geben können. Wir haben ihm Tür und Tor von Sainte-Barbe geöffnet, wir pflegen seine Verwundeten, wir ertragen ihn! Wir wollen nicht hassen. Wir lächeln, solange wir können. Jetzt kann ich nicht mehr. Und vor Ihnen will ich's nicht mehr. Das ist die Wahrheit. Ich bin von Sainte-Barbe weggegangen, weil ich's nicht mehr ertragen konnte. Ich floh vor dem Deutschen. Es zerrüttete mich. Das wissen Sie nun. Ich bin unglücklich, Ihnen das sagen zu müssen.“ Und das Gesicht in die Vorhänge pressend, fügte sie hinzu: „Aber ich kann nicht mehr . . .“

Sein dumpfer, schwerer Schritt scholl gedämpft über den Teppich, entfernte sich — immer weiter. Dann klappte eine Tür zu.

Yvonne warf die Vorhänge auseinander und starrte mit erhitztem Gesicht ins Zimmer. Er war fort — fort. Morgen dem Feind entgegen. Nie wird sie ihn wiedersehen. Ihre Hände pressen sich an die Brust, ihr Lachen geht in ein stoßendes Schluchzen über. Nie, nie mehr wiedersehen . . .

Auf dem Tische lag noch seine Mütze. So war er fortgestürmt, wirr und verstört. Nun hielt sie die Mütze mit dem roten Rand in ihren zitternden Fingern, drinnen stak seine Besuchskarte: Karl Maria Franz Borgers.

Über dem Tische knickte sie zusammen. Das, was jetzt über sie kam, war stärker als ihre Nerven. Sie drückte das Gesicht in die deutsche feldgraue Mütze — es war ja Wahnsinn. Vor dem Deutschen floh sie, weil sie vor ihm flüchtete. Ein unsagbarer Schrecken

trieb sie von ihm weg. Zwischen ihnen stand die Trauer ihres Vaterlandes, stand das Blut der Pont-Neuve.

Und dann dachte sie in eisigem Erstarren, daß auch e r dazwischenstand — Marcel.

Die Schelle ging wieder. Kam er zurück? Schnell steckte Yvonne die Besuchskarte in die Falte ihrer Bluse, und atemlos fort durch die Glastür in den Garten. Man hörte nichts mehr. Ihre Hand lag auf der hochklopfenden Brust, knitterte die Karte in den Falten der Bluse. Charles Marie . . . es glitt ihr von den Lippen . . . Charles Marie . . . Und ein andrer Name. Ein Gedanke trieb den andern in die Flucht. Marcel . . . Wie war doch sein Drängen an jenem Abend im Schloß? Sie soll sich ihm antrauen lassen, bevor er aus dem Schloß flüchtete. Sie klammerte sich jetzt an diesen Gedanken mit wilder, erlösender Freude. Die Trauung mußte jetzt stattfinden, jetzt — Marcel versprach Nachricht zu geben — sie mußte sich hinüberretten in diesen Gedanken: Marcel angehören, sich aller Rechte über sich begeben. Man nahm es streng im Stamme Pont-Neuve. Dann wird sie zur Ruhe kommen. Sie muß nur die Kette fühlen, die sie fesselt. Nicht mehr vor- noch rückwärts können. So schlimm ist das jetzt schon in ihr. Oh, schäme dich, Yvonne de Pont-Neuve!

Sie hörte und sah nicht, was um sie vorging. Man schellte, man schellte wieder. Dann kamen Schritte durch den Garten über den Kiesweg, und ein grauer Kopf schob sich durch die Türspalte.

„Oh cher papa!“

Er nahm sie um die Hüfte und führte sie zu der

Bank an der Gartenmauer. „Mon enfant, ich habe Nachricht von Marcel."

Ihre Hand griff in das Weinlaub an der Mauer. „Von ihm selbst?"

„Zwar nicht, aber indirekt: durch Jehotté. Sie sind beide in Holland; ein Viehhändler brachte mir den Brief."

„Was weiter?" fragte sie atemlos.

„Marcel will dich sehen."

„Wo?"

„Wieder im Schloß. Er will in Verkleidung dorthin kommen."

„Niemals! Ich bin gewarnt worden — man wird ihn dort abfangen. Niemals!"

„Das beruhigt mich um deinetwillen. Auch ich kann und werde es nicht mehr zugeben. Es wäre unehrenhaft."

„Was wird cher papa nun tun?"

„Was wird Yvonne tun?"

Er mußte eine Weile auf ihre Antwort warten. Dann kam sie kurz und bestimmt: „Wir werden zu ihm nach Holland reisen. Ich werde ihm das gewähren, was er wünscht: ich will seine Frau werden."

Ein todstiller Augenblick. Der Baron fragte nicht, er wollte keine Bekenntnisse. Yvonne de Pont-Neuve muß einmal Marcel de Pont-Neuve heiraten, das ist festgelegt. Ob das nun früher oder später erfolgt — was tut das?

„Dann müssen wir heute noch nach Holland hinüber. Ich werde sehen, daß ich Pässe bekomme. Bleibst du einstweilen hier?"

„Nein, bring mich in die Avenue."

„Komm, chérie!“

An der Kommandantur ließ man den Baron ohne Erlaubnisschein nicht ein. Da erblickte er in der Einfahrt einen Offizier, den er als Adjutanten des Prinzen wiedererkannte. Durch den Doppelposten hindurch ging er auf diesen zu. Er vernahm, daß sowohl der Prinz als auch der Generalmajor bei Lüttich gefallen seien.

Der Adjutant nahm ihn mit zur Kommandantur und besorgte ihm auch die Pässe, auf die man sonst einige Tage warten mußte. Für Fahrgelegenheit nach Holland gab es freilich keine Auskunft und keine Möglichkeit. Doch in einem Zigarrengeschäft sagte man ihm, daß der Mann aus der Taverne ‚Bei der Léontine‘ täglich mit einem Break nach Maastricht hinüberfahre.

Der Baron suchte die Taverne ‚Bei der Léontine‘ auf. Die frühere Besitzerin hatte vielleicht vor vierzig Jahren dort gewohnt. Der alte Name erhielt sich im Volk, so oft auch der Besitzer wechselte.

Der Break fuhr um drei Uhr nachmittags; vier Stunden fuhr er — eine holprige, nicht ungefährliche Fahrt. Überall aus Busch und Hecken sprang Wache vor, um die Papiere zu prüfen. Auf halbem Wege begegnete ihnen ein Autobus mit Verwundeten, die sich die Holländer aus dem Tumult der Grenzkämpfe herübergerettet hatten, und als sie sie dann an die deutschen Lazarette herausgeben sollten, erklärten sie: „Wir wollen sie nun auch gesund pflegen.“ Man bot der Dame auf dem Break einen Platz an. Ein Feldgrauer, den linken Arm unterm Gazeverband, die rechte Hand umwickelt, drückte sich in die

Ecke, schlicht und ritterlich tat er's, einer so feinen Dame durfte man doch nicht mit dem Stiefel nahekommen. Sie winkte ab und klopfte ihm lächelnd aufs Knie. Eilfertig öffnete sie ihr Täschchen, steckte ihm die Taschen voll Pralinees; auch in den Mund schob sie ihm eins und nickte ihm lächelnd zu. Der Arme! Er war ganz hilflos.

Das Grauen zitterte ihr über den zarten Körper. Nun merkte sie erst, wie ihre ganze Seele in Aufruhr war. Traurig sank die Dämmerung über die blutdampfende Welt.

Da sah man Grenzpfähle und holländische Gendarmerie und Damen der Erfrischungsstation. Endlich ein Land ohne Kampf, ein gastliches Land.

Der Baron hob seine Tochter aus dem Wagen. Er wird sie in Holland zurücklassen. Fern von den Greueln des Krieges. Sie würde darunter zusammenbrechen. Sie ist ja jetzt schon fast durchsichtig. Nur die Augen — als ob sie größer würden, je schmäler das Gesicht wurde.

Da stand sie noch und sah über die Grenzpfähle zurück, wo das belgische Zollhäuschen lag.

„Wieviel Uhr?“ fragte sie.

„Sechs.“

Und leise kam es über ihre Lippen: „Dann wird man in St. Jean das Angelus läuten.“ —

In Lüttich klang das Angelus. Der Ruf der Wache in den Straßen: „Halt! A droite! Rechts gehen!“

Im Phare blitzte das Licht in den Spiegelscheiben auf. Das Restaurant füllte sich. An einem Tische vor dem Ecksofa sah man den blonden Kopf der Roten=

Kreuz-Schwester, daneben den dunklen einer froh-erregt schwatzenden kleinen Frau. Sie eiferte gegen den Mann, der vor ihr saß und den Arm in der schwarzen Binde hängen hatte, eiferte darüber, daß er behauptete, es sei vorschriftsmäßig, das Eiserne Kreuz, über das ab und zu sein stillernster Blick glitt, im Knopfloch zu tragen. Sie hätte es lieber ein bißchen auf die Brust geschoben, wie die stolzen Orden der belgischen Generäle.

Aber der Mann lächelte nur in dem ruhigen eisernen Trotz der Merkens. Sie knuffte ihn in den stämmigen Nacken — Dickkopf! er tat nie, wie sie wollte — zupfte ihn am Schnurrbart. Wie einen Bären konnte man ihn zupfen. Er sprach ruhig mit Emma weiter.

Ein Offizier von der Verkehrstruppe trat ein, die Meldekarte am Koppel. Er begrüßte Willi Merkens: „Donnerwetter, schon wieder aufgetakelt? Ach nee, noch den Arm im Leichenblatt. Was? Nächsten Monat wieder hinter der Front? Bravo!“

Honorine ist wütend, er soll doch mal warten, vielleicht ist der Krieg nächsten Monat schon zu Ende. In Gottes Namen sollen die Deutschen nur Brüssel nehmen und dann Schluß machen.

Der Offizier bückte sich zu Willi Merkens und flüsterte ihm zu: „Komme soeben aus Kommandantur, brachte Meldung vom Generalstab. Borgers muß diese Nacht noch zur Vorhut bei Tirlemont stoßen. Dominik geht mit, auch noch zwei Fliegeroffiziere.“ Dann grüßte er die Damen und schlängelte sich tiefer ins Lokal hinein zum Abendtisch in der Grotte.

„Da kommt auch Borgers,“ rief Emma und bestellte sich noch ein Deckelglas.

In Willi Merkens strahlte es auf. Franzel, den treuen Kerl! Er hob den Arm und winkte ihn heran. Zwischen den Tischen durch schob sich der Große. Unterwegs hängte er die Mütze an den Garderobenständer. Da sah man, wie kalkweiß seine Stirn war. Hastig, fast verlegen strich er sich darüber hin.

Willi Merkens schob ihm einen Stuhl neben sich. „Mit der Sommerfrische ist es ex — wie? Heute nacht marschieren. Glücklicher Kerl!"

Borgers suchte seine Beine unterm Tisch unterzubringen. „Herr du mein! Höchste Zeit. Scheußlich, dieses zivilistische Kilometern in der Geographie herum. Kellner, ein Pils!"

Emma sah ihn aufmerksam an. Auch Willi bemerkte etwas. Der sprühende Übermut in dem Gesicht fehlte, das Angriffslustige. Borgers empfand, daß man ihn aufs Visier nahm, und es war ihm wenig angenehm dabei zumute.

„Dominik hat auch versprochen, zu kommen," sagte Willi Merkens.

„Na, weißt du, ein Kerl, der sich in der Gefechtspause die Nägel putzt," trumpfte Borgers kampflustig heraus.

„Hat sich aber brav bei Lüttich gehalten."

„Hat er. Prost!"

„Da ist er!" rief Emma. „Dominikchen, hier an meine grüne Seite!"

„Herrschaften — es wird marschiert. Gloria, Viktoria! — Garçon, ein Munich!"

„Schnable doch nicht welsch!" brummte Willi Merkens.

„Schnabelst doch auch welsch mit gnä' Frau."

„Honorine, spreche ich mit dir französisch?"

„Du nit mit mich, ich äwer mit dich!“

„Hört ihr, sie spricht sogar Öcher.“

„Blasse Renommage!“ sagte Dominik. Emma packte ihn beim Arm und zog ihn neben sich. Borgers breitete die Generalstabskarte vor sich aus und zeichnete mit dem Bleistift die Marschlinie nach, die sie zur Nacht zu nehmen hatten. Tongeren—Sankt Trond—Tirlemont.

„Auf Tirlemont zu sind sie den Käppis hitzig auf der Fährte. Ich hoffe, wir kommen noch frühzeitig, um auch noch etwas Arbeit zu schaffen.“

Auch Willi bückte sich über die Karte: „Das letzte Atemholen vor Brüssel.“

„Nee, noch Löwen.“

„Und dann Brüssel.“

„Ja, und dann Brüssel.“

Willi Merkens schlug ihm auf die Schulter: „Mensch, hab doch Feuer!“

Da nahm Borgers sein Glas in die Faust und schwang es. In seinen Augen stand wieder das metallische Blitzen dreistkühner Angriffslust: „Das Feuer liegt doch nicht im Mund, das liegt tiefer — im vaterländischen Haß. Darauf wollen wir anstoßen — auf den ewigen Haß. Prost! Gloria, Viktoria!“

„Gloria, Viktoria!“ klang's da auch draußen von einem Trupp vorüberziehender Grenadiere:

„Gloria, Viktoria, die Vöglein im Walde,
Die sangen, sangen wunder-wunderschön.
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn . . .“

Die Gläser sanken auf den Tisch zurück, mit hartem,

trockenem Prall . . . „In der Heimat, in der Heimat . . .“

Borgers stand schnell auf. „Kommen Sie, Dominik! Um acht Uhr Parole holen.“

Der Abend dunkelte schon stark. Die Straßen waren leer. Nur noch Militär ließ sich vereinzelt sehen. Und fern verhallte der Gleichschritt der Grenadiere.

In den Hauptstraßen blitzten an den Fenstern die Lichter auf. Jedes Haus mußte die ganze Nacht hindurch bei offenen Türen beleuchtet bleiben. Blitzende Lichterreihen spannen sich da durch den sinkenden Abend, wie Kerzen am Katafalk.

Der Schritt der Wache klatschte auf dem Pflaster. Zwei Mann der Besatzung mit zwei der Bürgerwehr. Der eine voran mit der Laterne, daß der Schein langhin über das Pflaster streifte.

Und von fern noch immer das Lied der Grenadiere:

„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn . . .“

Die Nacht sank über Lüttich.

* * *

Wie ein finsterer Schlund gähnte die Nacht. Ein Brummen und Murren zog durch die Luft. Geschützdonner? Nein — ein Blitzschlag. Das war Himmelsdonner. Die Luft lastete schwül und erstickend. Zuckender Feuerschein zerriß das Gewölk. Dann fielen schwere Tropfen, und nun goß es herab in Strömen. Blitz und Donner — Schüsse und Geschützsalven — Erde und Luft in Aufruhr.

Der fünfzigpferdige Kraftwagen sauste mit den Offizieren dahin — ohne Licht, denn auf der Straße

nach St. Trond kamen noch immer feindliche Überfälle vor. Die deutschen Truppen waren bis zehn Kilometer vor Tirlemont vorgeschoben; irgendwo bei St. Trond hatte sich der Generalstab einquartiert. Dort sollten die Offiziere nähere Befehle einholen.

„Vorsicht!“ — „Langsam fahren!“ Eine dunkle Masse schleifte sich da auf der Landstraße hin, eine lange Wagenkette. Der Fliegerpark. Die Fliegeroffiziere springen ab und verteilen sich zwischen die Wagen. Ruf, Anruf, Parole. Triefend vor Nässe kommen sie zurück, ein Meldereiter mit ihnen. Er berichtet, daß die Artillerie bis an den Bauch im Schlamm festsitze. Sein Gaul dampft. Der Blitz zuckt über ihm und erhellt taghell den Umkreis. Neben dem Gaul steht ein Infanteriehauptmann. Borgers erkennt den Führer seiner Kompagnie, Hauptmann von Krichel. Er springt auf und macht Meldung. Aber man hört ihn nicht; Wind und Regen schnappen die Worte weg. Und wieder Donnern, Krachen, Rasseln. Man unterscheidet nicht mehr, ob es Schüsse sind oder Gewitter.

Neben Borgers sank Hauptmann von Krichel auf den Sitz und schrie ihm zu, der Generalstab sei in einer Scheuer, dort gleich in dem Gehöft am Bach, untergebracht. Avanti!

„Geht nicht!“ kam eine Stimme aus der Nacht. Der Motor surrte.

„Pütz, ankurbeln!“

„Tut's nicht mehr!“ Tosend surrte der Motor, aber der Wagen kam nicht von der Stelle.

„Donnerwetter! Wir müssen doch zwischen den Wagen heraus.“

„Die Räder greifen nicht mehr in dem aufgeweich-

ten Weg." Die Offiziere sprangen ab und schoben an dem Wagen.

„Öler raus! Motor saufen lassen!"

Die Räder glitschten durch den Schlamm, daß der Lehm spritzte. Borgers tastete sich auf die Bagagewagen zu. „Hat einer da eine Kette verstaut?"

Rasselnd flog ihm eine Kette zu, und auch Pütz trieb eine auf. Man wand die Ketten um die Räder. Jetzt griffen sie ein. Los! Zäh platschte der Schlamm um die Radspeichen. Langsam kroch der Wagen zwischen der Kolonne durch. Der nasse Wind zischte nur so in die Gesichter. Mitten hinein in einen Reitertrupp fuhr der Wagen. Die Rosse keilten nach hinten aus. Halt! Mitten im Weg ein Artilleriefuhrwerk eingesumpft. Laterne anzünden! Vorspann! Wie die Stränge rasseln! Acht Gäule stampfen an. Brr! Hü! Blitzschlag — wieder einer — noch einer. Der ganze Himmel steht in Flammen, und in dem sekundenlangen Schein enthüllt sich ein wüstes Bild von ineinandergeschobenen Wagen, Reitern, Mannschaften, Motorfahrern.

„Hierher, Borgers!" rief einer. Da schlug die Finsternis wieder ihre grauenhaften Schatten, und eingeschluckt von der Nacht war der Rufer. Franz Borgers versuchte in die Richtung nach dem Rufer zu vorzudringen, er glaubte den Wachtmeister seiner Kompagnie erkannt zu haben. Da — ein Schuß von der Spitze her, offenbar ein Signalschuß. In die eingekeilte Masse kam Bewegung. Die Zurufe wurden zum Gebrüll. Einer verstand den andern nicht. Irgendwo aus der tobenden Nacht kamen stoßweise abgerissene Trompetentöne. Dann wurden sie deutlicher.

Haltblasen! Halt! Ein wälzendes, pochendes, dumpfdröhnendes Geräusch näherte sich mehr und mehr von der Spitze her. Man drängte zurück, immer dichter aufeinander, wie zusammengestampft.

Jemand griff Borgers an den Arm, stolperte und klammerte sich an den Hünen fest.

„Wer da?“ rief die Stimme des Hauptmanns von Krichel.

„Borgers. Sind Sie das, Herr Hauptmann?“

„Jawohl. Die Vorhut von Tirlemont her scheint zurückzudrängen, wir dürfen nicht weiter vor, wir zermalmen uns ja gegenseitig.“

Ein Schub, ein Stoß. Die ganze Kolonne kam ins Wanken. Brust an Brust gepreßt stand die Mannschaft, eingestemmt zwischen Wagen und Pferden.

Und die Nacht lag auf ihnen allen, daß keiner den andern sah. In eisigen Strömen fiel der Regen. Von den Helmen tropfte es, in den Mund lief ihnen das Wasser, bis auf die Haut wurden sie durchnäßt. Und noch immer durfte man kein Glied rühren. So wartend standen sie die langen, bangen Stunden der Gewitternacht. Dabei die entsetzliche marternde Unruhe. Was war geschehen? Ging man zurück? Warum die Vorhut zurückgeworfen?

Noch ab und zu das lautlose Zucken der Blitze — kein Donner mehr.

Die Stimme des Hauptmanns flüsterte Franz Borgers nahe am Ohre: „Augen auf! Was ist das über uns? Kein Blitz. Sehen Sie?“

In dem schwarzen Gewölk bewegte sich ein irrlichternder Schein, wie Sternschnuppen, dazwischen wirbelnde, glitzernde Bälle.

„Lichtsignale —“

„Bitte, Leuchtkugeln!“

„Flieger über uns — Sapperment! Die Laterne aus!“

Jetzt hörte man das Surren, als kreise es dicht über den Köpfen. Man hielt den Atem an, man erwartete jeden Augenblick den Niedergang einer Bombe. — Licht drüben im Feld? Wahrhaftig, die Laterne. Welcher Teufelskerl — Rrrsst! Krach! ging auch schon eine Bombe nieder. Verlöscht war der Schein im Feld. Ein Artillerist hatte sich aus dem angestauten Tumult herausgezwängt, die Laterne weit ins Feld, von der bedrohten Landstraße weg, abgestellt und dem Flieger so ein falsches Ziel gegeben.

Aller Blicke bohrten sich noch starr ins Feld hinein. Da sahen sie es tief und schaurig in der Nacht, glühende Streifbogen durchs Gewölk — weit, ganz weit. Und vom Boden auf schwelte eine gelbe rauchige Flamme. Ein Flackerschein mitten drin — das hohle Echo eines fernen dumpfen Knalls. Plötzlich eine Sprühflut von Flammen. Ein lodernder Riesenbrand-Hochofen. Mitten darin ragte ein schwarzer Koloß auf: ein Turm — Herrgott, man sah ihn schwanken — die Dachspitze abgebrochen wie ein Zuckerhut; dann schlug das Gemäuer in sich zusammen. Und als berste die Erde, schoß nun ein Höllenschlund auf, verbrämte mit Feuer und blutroter Glut den nächtlichen Horizont, goß die leuchtenden Raketen über die nächsten Dächer — eine ganze Straße war illuminiert von brandrotem Licht. Ein brennender Giebel, aus zwei, drei Häusern schlugen gleißende Flammen — ein Dorf stand in rauchigem Feuer.

Und weiter über den dunklen Horizont ergoß sich der glutende Schein. Auf der bedrängten Landstraße wurde es licht. Die Spitze löste sich aus dem Gezwänge und schob sich vor. Die Pferde wieherten gell los und wurden unruhig.

Leutnant Dominik stand hoch auf einem Munitionswagen und winkte Borgers zu. Der stieg über eine Lafette. Rufe und Befehle schwirrten durcheinander.

„Herr Hauptmann!"

„Ach Sie, Wachtmeister?"

„Habe wichtige Meldung."

„Generalstab?"

„Jawohl, Herr Hauptmann. Feindliche Feldbatterien sind kurz hinter Saint Trond in den Wald versprengt. Es besteht Gefahr, daß sie der neunten Kompagnie, die weit auf Tirlemont zu vorgeschoben ist, in den Rücken fallen."

„Stehen also dort, wo das Dorf brennt?"

„Nein, Herr Hauptmann, das ist vor dem Fluß. Die Neunte hat aber schon den Fluß überschritten."

„Donnerwetter, doch nicht etwa —?"

„Belgische Jäger, die ihre Feldbatterien raushauen wollen."

„Mein liewer Wachtmeister, dann ist eben unsre Neunte von der Nachhut abgeschnitten, ratzekahl abgeschnitten!"

„Jawohl, Herr Hauptmann.""

„Ihr Jawohl klingt sehr nett, mein Liewer."

„Befehl ist, daß die hierher zurückgedrängte Vorhut mit Herrn Oberleutnant Bleichwanger unverzüglich zwischen dem brennenden Dorf einerseits

und den feindlichen Feldbatterien anderseits vorgehen soll."

„Keil eintreiben, die neunte Kompagnie decken!"

„Zu B'fehl!"

„Schön, aber wo in diesem Wurstkessel den Oberleutnant Bleichwanger hernehmen? — Heda Borgers!" Ein paar kurze, schnelle Sätze. Borgers sollte an Stelle des Oberleutnants die Führung übernehmen und die Vorhut sammeln.

„Ein Trompeter da?"

„Trompeter! Trompeter!" klang es in Rufen durch die gluthelle Nacht. — „Hier! Trompeter zur Stelle!" — „Zum Sammeln blasen!"

Es schmettert vom Kapellchen her, das an eine Schieferwand angebaut ist. Sammelt euch, sammelt euch, Tärätäräääh . . .

Franz Borgers stand in dem Gewimmel. Drängte dann mit seinen Leuten durch. Sie erkannten einander durch Zuruf. Ein paar von ihren Regimentern abgekommene Mann sprangen ein. Vorwärts in geschlossenem Zug!

Am Kapellchen vorbei rechts hinunter in die Talsenkung. Links das brennende Dorf lassen, wo die feindlichen Jäger sich schlagen.

„Darauf achten, daß wir das brennende Dorf links behalten!" rief Borgers den Gefreiten, der als Flügelmann schritt, an. „Dann haben wir gleich den Wald in Sicht."

Eine dunkle Masse — der Wald? Nein, ein Gehöft. Auch nicht, eine hohe Hecke.

„Achtung auf die Hecke!"

Der Gefreite erbot sich, bis zur Hecke hinzukriechen

und auszuhorchen. Er kam mit der Meldung zurück, daß hinter der Hecke ein Geschütz eingegraben gewesen sei, ein höhlenartiges Loch im Boden sei noch da, aber das Terrain sei frei. Doch führe eine schmale Räderspur in den Wald hinein.

Borgers ließ zu einer langen Paarreihe antreten, um den Wald abzusuchen. Der Gefreite blieb mit einigen Mann wachend hinter der Hecke zurück.

Der Widerschein der Glut aus dem Dorfbrand lag auf der dumpf rauschenden Baummasse des Waldes und sickerte durch die Wipfel auf den Moosboden nieder. Eine tückische Walddämmerung; rote Schlaglichter fuhren wie blutlechzende Zungen über die Stämme, und die Schatten wirrten gespenstig, wenn die Äste unter den Windstößen sich bogen. Lauernde Stille, eine purpurne Finsternis, wie von glühenden Augen durchbohrt — als strecke sich nun plötzlich hinter jedem Stamm ein drohender Gewehrlauf hervor.

Da kam Borgers ein Einfall, wie ihn die Schwarzen auf der Raubtierjagd anwenden. Er ließ die Mannschaftsreihen Rücken an Rücken vorgehen.

So schoben sie sich in den Wald hinein, die Hinterreihe rückwärts der Vorderreihe nachschreitend. Beide Gewehr im Arm, schußbereit, scharf auslugend und so vorwärts und rückwärts vor Überfall sicher. Nur schrittweise schoben sie sich weiter, vorsichtig, tastend, langsam, mit stierenden Blicken und keuchendem Atem. Ein Schlehdorngestrüpp. „Achtung! Gewehr zum Schuß!“ — Nichts. Weiter! Eine Rinne. Das Wasser sickerte hindurch. Wahrscheinlich eine Zuflußader zu dem Flusse, den die Neunte überschritten hatte. Augen auf! Denn ein Flußlauf ist immer eine

führende Spur. Vielleicht daß hier die Jäger sich von dem zusammengeschossenen Dorf her zu den Batterien hin entwickeln.

Borgers winkte stehenzubleiben, glitt die kleine Böschung hinunter, stand im Wasser und schlich vorsichtig durch die Furt tiefer ins Gehölz, eingeduckt in den Wasserlauf, so daß seine Kniee naß wurden. Ein Rieseln und Schütteln ging durch die Bäume, es tropfte wie Regenschauer nieder. Obacht! Was war das? Horchen. Wieder Stille. Seine Blicke stierten auf einen Punkt. An einem Baumstamm an der Böschung eine Hecke oder ein Busch — ein merkwürdiger Busch, zusammengeflochten und mit Stangen gestützt.

Teufel! Das stimmt nicht. Ein Auslug, ein Versteck, eine Patrouillendeckung, irgend so etwas.

Jetzt schleunigst aus dem Wasser heraus, es planschte bei jedem Schritt. Mit gespreizten Beinen, eins links auf dem Rand, eins rechts auf dem Rand, und so langsam ausholend kam Borgers leise im Schneckengang voran. Wenn unter seinem Fuß Geröll abbröckelte, legte er sich seitwärts lang hin und lauerte; aber nichts regte sich. Ließ man ihn da hinter dem unheimlichen Busch auf Schußweite herankommen? Sein Herz begann rasend zu trommeln. Furcht? Bah! Ganz und gar nicht. Fürchtet einer, der die wilde Entschlossenheit in sich trägt, für sein Vaterland zu sterben? An dem Lande zu rächen, in dem der Haß einer Frau sich verbirgt? Herrgott, aber die Nerven zucken, wenn man da denken muß: Du siehst nichts, aber sie sehen dich; zielen auf dich, und du merkst nichts; siehst nichts, bis du eben umfällst.

Jetzt ist er in Schußweite. Na? . . . Es geschieht nichts. Nun denn mit ein paar Sprüngen vor. Das Laub raschelt, das Geröll stürzt. Den Busch springt er an — noch immer nichts. Jetzt — Hurra, hinter den Busch! Ein Kerl sitzt da, vornübergebeugt, mit der Nase fast in der Buschwand, und hält einen Schalltrichter ans Ohr. Offenbar ein Feldtelephonist. Die Drahtschnur war um den Baumstamm gewickelt und lief von dort weiter von Stamm zu Stamm.

Borgers' Faust fuhr ihm ins Genick und riß ihn zurück. Und gleichzeitig die Hand auf den Mund pressend, um einen verräterischen Schrei zu verhindern — Allmächtiger! — Eiskalt — schauderhaft kalt. Der Mann ist tot. Er verharrte noch in der Stellung, wie ihn die Kugel traf, vielleicht eine verirrte Kugel aus den eigenen Reihen. Den Hörer hatte er fest in die erstarrten Hände gepreßt.

Borgers versuchte den Fingern den Hörer zu entreißen. Sprach nicht einer schon in den Apparat? Ein Ruck — hinter Borgers sank der tote Körper in die Flußrinne.

Er nahm den Hörer ans Ohr. Eine ferne Stimme verlas eintönig einen Armeebefehl. Dann eine Pause; eine andre Stimme fragte: „Sind Sie noch da?“

„Oui, oui,“ antwortete Borgers.

Die Stimme fiel ihm aber schon ins Wort: „Die Feldbatterien haben sich unter allen Umständen ruhig zu verhalten, bis die Jäger die Verbindung mit der Flußrinne hergestellt haben. Dann scheinbarer Rückzug in den Wald. Der Feind folgt. Waldkampf mit völliger Vernichtung des Verfolgers. Maschinengewehre in die Bäume placieren. Feind bis zum

Morgen hinhalten, dann Verstärkung. Verstanden? Diese Verstärkung bricht von Tirlemont durch über Neerwinden und zum Wald hin. Gelingt es nun auch den Jägern, südlich die Verbindung zum Wald herzustellen, dann ist die Umfassungslinie brillant geschlossen, und der deutsche Vormarsch, der den Fluß überschritten hat und auf Wavern zu geht, völlig abgeschnitten. Verstanden? Unsre vereinigten Truppen wenden sich dann der deutschen Nachhut zu und werfen sie auf Lüttich zurück. Teilen Sie diesen Operationsplan unverzüglich Ihrem Führer mit. Ihr habt zu kämpfen mit dem Ziel Lüttich! Vergeßt das keinen Augenblick! Ein französisches Hilfskorps ist unterwegs. Verstanden? Parole: Der König will's! — Verstehen Sie denn? Machen Sie doch Ihren Mund auf, Dummkopf!"

Herrgott, jetzt eine gottgefällige Eingebung. Ruft in den Apparat: „Merci, j'ai compris!"

Damit warf er den Hörer hin und reckte die Arme, als wollte er den Himmel herunterholen. Karl Maria Franz, nun verleugne dein Naturell nicht! Alles mit Humor und Kraft. Zunächst mal diese Klingelschnur da ausnutzen. Leitung herstellen bis zum Generalstab da irgendwo in einer Scheune bei St. Trond. Zurück zu den Leuten. Ob da wer ein Oberelektrizitätsprofessor ist? — Wie? Was? Ausgerechnet ein Kölner. Her mit dem köllsche Jung! „Na, Sie Edison, können Sie es schaffen?"

„Ich han mich doch in de Fabrikation von Kölle manch unschöldigen Dahler verdient."

„He will sage, in de Fortifikation," verbesserte sein Hintermann.

Los denn: den Draht umleiten, Hilfsmannschaft von der Wache an der Hecke herholen. Die andern sollen sich in größeren Zwischenräumen rechts und links die Flußrinne hinauf und hinunter entwickeln, der linke Zug mit dem Visier aufs brennende Dorf, und die Jäger aufs Korn nehmen. Der rechte soll die Stellung der Feldbatterien beobachten, aber nicht früher losschlagen, bis ein zweimaliger kurzer Pfiff ertönt. Ein langgezogener Pfiff bedeutet: Halt, hinlegen! Drei Pfiffe: Seitengewehr aufpflanzen!

So. Jetzt in die Stellungen, leise, auf allen vieren kriechend, und ohne Laut. Das soll ein Fang werden!

Der Wind stürmte durch die nassen Bäume. Ein Rieseln und Tröpfeln und Knacken ging durch den finsteren Wald. Prachtvoll! So konnten die Leute unter den Geräuschen, ohne sich zu verraten, in ihre Stellung gelangen. Freilich konnte sich auch ebenso unbeobachtet die feindliche Patrouille, die doch sicher vor den Stellungen der Feldbatterie herstrich, heranschleichen. Also Augen auf, Ohren auf! Jeder Nerv mußte arbeiten.

Von Baum zu Baum glitt es; nichts war zu hören als das leise Tinken der Drähte. Dann meldete der Posten, daß die Leitung von Pionieren weitergeführt werde. — Und dann rief man vom deutschen Generalstab heran. Der Gefreite stand am Apparat. Borgers hatte sich mit den Leuten schon links hin nach dem brennenden Dorf zu entwickelt. Der letzte, am weitesten vorgeschobene Mann erkletterte eine Telegraphenstange und beobachtete von dort aus den Verlauf des Scharmützels am Dorf und das Manöver. Sein

Bericht wurde von Mann zu Mann flüsternd weitergegeben bis zum Feldtelephon und dort weiter an den Generalstab. Inzwischen zeichnete der Gefreite beim Scheinchen seines Taschenfeuerzeugs eine Terrainkarte mit den feindlichen Stellungen in sein Notizbuch, wie sie nach den gemachten Angaben vorauszusehen waren.

Bis zum Knie standen die Leute unterdes in der Rinne im Wasser, still, fast unbeweglich in Schützenlinie. Rauchen durften sie nicht. Lange Stunden vergingen so in tückisch lauernder Nacht. Da hielt's der Nebenmann des Kölners nicht mehr aus und spann eine geflüsterte Unterhaltung an. „Du! Was hat denn de Kölsche in der Fortifikation geschafft?"

„För die Jungs Kaffi uffjeschutt und wat Fettiges jeholt."

„Wat Fettiges?"

„Wurscht."

Wieder Stille. Flüsternd von Mund zu Mund kam die Meldung von rechts aus dem Wald heraus: an der unteren Flußrinne, da, wo das Wasser zu einem kleinen Weiher zusammenfließe, werde es unruhig.

„Ich gläuv," raunte der Kölner, „wenn der Führer nu net bald flöt, jeht minge Flint von selbst los."

Ein Schritt kam durch die Rinne, daß das Wasser klatschte. Mit einem Ruck lagen die Gewehre am Gesicht.

„Kronprinz!" flüsterte Borgers, der daherkam, die Parole. Er ging rechts die Schützenlinie ab. Man empfing ihn dort in großer Unruhe. Deutlich hörte man stapfende Schritte durch den Wald dem Weiher immer näher kommen. Lauschend lagen die Leute.

Der Atem stockte. Den dichten Baumbestand umhüllte rabenschwarze Finsternis. Da — fauchende Atemstöße. Was war's? Schnauben — Herrgott, Pferde, die nähertrabten. Dumpfprallende Hufschläge in langsamem Trott. Keine Stimme, kein Kommando. Unheimliches, stummes, wuchtiges Näherkommen.

Ob das eine Kavalleriepatrouille war? Borgers legte sich flach hin, das Ohr auf die Erde gedrückt. Eigentlich ein verdammt klobiger Trott für Kavalleriepferde. — Na, da haben wir's ja. Reiten an den Weiher ran. Schnauben, Prusten, Saufen. Führen die Pferde zur Tränke. Also Gespanne. Offenbar die Bespannung der irgendwo eingebuddelten Geschütze. Die Pferde schafft man natürlich im Abstand von den Geschützen in Deckung. Hat man aber erst den Pferdestand, braucht man die Batterie nicht mehr weit zu suchen. Hurra! Da hätte man schon den Hamster im Bau! Noch bevor die Jäger ihn durch ihr Geknalle zur Attacke rufen. Das wär's!

„Sollen wir losspringen und die Kerle abfangen?" wisperte tatendurstig der Flügelmann.

„Nicht mucksen!" herrschte ihn Borgers an.

Freiwilliger vor! Dem Pferdetrott nachschleichen, die Stellung erkunden. Da war's der Flügelmann, der auf Händen und Füßen dem Gestampfe nachkroch. Borgers rief ihm die Parole des Feindes nach: „Der König befiehlt's!"

Trampf, Trampf — und der Kriechende hinter ihnen her. Tiefer in den Wald. Und dann in einem weiten Bogen um ein Hindernis. Der Flügelmann tastete gegen rauhes Holz, gegen gefällte, übereinandergelegte Baumstämme. Eine Lichtung wurde frei,

durch die ein vom Gewitter gereinigter Himmel herniederblaute. Ein Unterstand für die Pferde, mit Ästen überdeckt.

Eben wollte der Soldat über die Baumstämme hinwegklettern, als sich auf der andern Seite ein belgischer Wachtposten emporhob: „Qui vive?“

Schnell duckte sich der Deutsche ins Dunkel zurück, und halblaut rief er hinüber: „Le roi l'ordonne!“

Aber damit ist sein Latein auch aus. Wenn der Posten mehr von ihm wissen wollte, mußte er schon seinen Ploetz nachschlagen. Dem Posten schien's denn auch nicht geheuer vorzukommen. Schnell beugte er sich herab, da saß ihm der Deutsche aber schon an der Kehle und zerrte ihn herunter, bevor der schmächtige Belgier Laut geben konnte. Einen Augenblick zuckte er noch, dann streckte er sich — nichts mehr.

Drüben koppelten sie die Pferde an. Das Geräusch, das von dort herüberdrang, schluckte das letzte Röcheln des kurzen wilden Kampfes auf. Wie betäubt stand der Deutsche, fast hätte er vor Entsetzen losgeschrieen. Was war das —? Einen Menschen hatte er erwürgt? Still, nur still! Der Krieg kennt keine Bedenken, kein Zaudern.

Er bückte sich zu dem Toten herab, setzte dessen Käppi auf, zog seinen mantelartigen Rock an. Denn jetzt galt es noch die Stellung der Batterien zu erkunden, bevor die Wache vermißt wurde.

An dem Holzstapel tastete er sich entlang. Stämme waren da die ganze Strecke hinuntergelegt, einer an den andern. Ob sie die Furt zu den Batterien hin vorstellten? Es war nicht nur wahrscheinlich, es war gewiß.

Darum flott zurück zur Meldung. Wieder die Stämme entlang getastet, bis zu dem, der da stumm am Boden lag. Herrgott, wer kennt da noch das Grauen vor den Toten!

Er warf sich auf die Erde und suchte mit tastenden Händen die Hufspur der Pferde auf dem Waldboden ab. Auf diesem Wege mußte er wieder zurück. Obacht! Wenn er abirrte, konnte er sein Testament machen.

Auf halbem Wege krabbelte ihm etwas entgegen. „Qui vive?“ rief er vorsichtshalber.

Eine Hand griff ihm an den Stiefel und fühlte das schwere deutsche Schuhzeug. „Nu hätt der Quasselkopp schon sein Dütsch verlernt,“ grunzte der Kölsche. Aus Besorgnis, daß der ‚Geflügelmann‘ abgeirrt sei, hatte man ihm den Kölner nachgeschickt.

Von der linken Schützenreihe war inzwischen Bericht eingetroffen, daß die Jäger den Durchbruch zum Walde erzwungen hätten und schon an der Mühle kämpften. Jetzt galt's, die Feldbatterien außer Tätigkeit zu bringen, bevor die Jäger noch den Wald erreichten. Vor Morgengrauen, wo Verstärkungen der Belgier zu erwarten waren, mußte das Werk getan sein.

Der Generalstab fragte an, ob Unterstützung erwünscht sei.

„Wir schaffen's allein,“ hatte Borgers zurücktelephonieren lassen.

Die Mannschaften an der Hecke wurden mit der Schützenlinie links zusammengezogen. Mit diesen hieß es lautlos bis zum Pferdestand vorzugehen und ohne Schuß Wache und Bedienungsmannschaft zu

umzingeln. Der Gefreite übernahm das Kommando über die linke Schützenlinie, die in der Flußrinne dem ersten Anprall der Jäger standhalten sollte.

Am Telephon löste den Gefreiten der ‚Kölner Edison‘ ab. Mürrisch setzte er sich an den Apparat, denn mitdraufgehen wär ihm lieber gewesen.

Die andern verschwanden im Walddunkel. Borgers schickte den Flügelmann in Käppi und Mantelrock mit dem Befehl vor, die Wache am Holzstoß zu markieren und den feindlichen Stand so lange zu täuschen, bis der Pferdestand umgangen war.

Und der saß nun da auf den Stämmen, eingeduckt, die Sehnen zum Zerreißen gespannt. Das Schurfen und Rascheln der anrückenden Kameraden kam näher. Da spazierte von der andern Seite des Standes der zweite Posten daher, rief ihn an, ob er nichts höre.

„Non,“ brummte der Flügelmann.

„Du schläfst wohl?“

Da stand ihm der Gewehrlauf auf der Brust. „Levez les mains!“

Vom Pferdestand her die Stimme des capitaine. Ein Fluch. Was geht dort vor? Taucht da was auf — graue Uniformen, da — dort — zwischen den Pferden . . . Levez les mains!

Borgers legte dem Offizier die Hand auf die Schulter. „Widerstand ist unnütz, Sie sind umzingelt.“

Der capitaine sah sie rechts und links um sich auftauchen, zuckte die Schulter und schnallte seinen Degen ab.

„Befehlen Sie Ihren Leuten, daß kein Schuß abgegeben wird!“ forderte Borgers.

In den Augen des capitaine blitzte es auf. Ah — so ist das gemeint? Er griff unter den Waffenrock und feuerte die Pistole auf Borgers ab. Der schlug ihm die Hand beiseite; der Schuß hallte in den Wald. Wütend fiel die Mannschaft über den Belgier her. Ein Kolbenschlag und er sank um. — Aber nun war drüben in der Finsternis das Geschütz alarmiert worden. „Qui vive?“ Schon zischte es los, wie ein Wasserstrahl durch das Baumlaub. Ein knatternder Feuerbogen wölbte sich durch knackende Äste und zerschnitt die Luft mit dem dumpfheiseren Schrei einer Heulsirene. Eine schwefelnde Dampfsäule erhob sich, baumhoch spritzte die aufgewühlte Erde empor. Steine, Eisenstücke, glühende Kohle sausten in die Bäume hinein und sengten die Wipfel an. Weithin ergoß sich Stein- und Eisenhagel und schlug einen Feldgrauen nieder.

„Jung, Jung, nimm mich mit!“ brüllte einer auf, griff hilfesuchend um sich, griff aber in die leere Nacht. Die andern stoben wie eine rasende Jagdmeute davon und verschwanden in den Schrecknissen der brüllenden Finsternis.

Sturm auf die Batterie. Hei, sie sind u n t e r dem Schußbogen, die Granaten treffen über sie hinweg. Und nun weiß man wenigstens, woher es funkt. Viktoria! Knapp am Waldrand. „Qui vive?“ — „Le roi l'ordonne!“ — „Freund oder Feind?“ Man schüttelt sich, schreit sich an: Qui vive? — Freund oder Feind? — Parole! — Wer da? — Kronprinz! — Hurra!

Hier die Verschanzung, der Unterstand für die Bedienungsmannschaft. Es krabbelt heraus, Kopf an Kopf — überrascht. Schießt hinein! Schießt! Wehrlos, abgeschossen wie eingekreistes Wild.

Ergebt euch! — Maudits Prussiens! — Plötzlich kommt vom Dach des Unterstands herab ein wilder Kugelregen. Die Belgier sind dort durchgebrochen und schießen blindlings ins Dunkel, schießen mit hitzigem Schnellfeuer, pausenlos. Aber die Grauen werfen sich mit ihren Leibern in den Kugelregen, so nahe, daß der Feind nicht mehr das Gewehr richten kann. Aufpflanzt das Bajonett!

Auf den Unterstand. Freund und Feind. Stich und Hieb. Mörderisches Geschrei. Halt! Parole Kronprinz! Jung, bist du das? Krach, knack! Der Unterstand bricht zusammen und begräbt unter sich einen wimmernden Haufen — man weiß nicht, ob Feind oder Freund.

„Seigneur!“ stöhnt's herauf.

„Oh ma mère . . . ma mère!“ hallt ein dumpf wehklagender Ruf.

„Links herausschwärmen!“ donnert Borgers los und sucht vergebens Ordnung in den grenzenlos mörderischen Wirrwarr zu bringen. Ein Ruf. „Der Kerl da funkt los.“

Ein Bedienungsmann am Geschütz versuchte die Granatpatrone einzuführen und die Abzugsstange anzureißen. Man warf ihn zurück. Der, irr und wirr, lallte wie ein Wahnsinniger: „Es lebe das unabhängige Belgien! Es lebe das unabhängige Belgien!“

„Links heraus! Donnerwetter, Kerle, links her-

aus!“ Borgers reißt seine Mannschaft aus dem Tumult. „Raus aus dem Wald und Deckung suchen bis zum Morgen!“

Scheußliches Gemetzel. Die Leute stachen und hieben nieder, was ihnen im Wege stand.

„Sammeln vorm Wald! Saaammeln!“

Ein Bajonett zischte ihm an der Schulter entlang und zerschnitt ihm die Montur.

Täck, täck . . . begann's da vor dem Walde.

„Herr Zugführer, dort richten sie die Maschinengewehre.“

„Zurück! Mir nach!“ Ein Gedanke schoß Borgers durch den Kopf, ein verwegener Augenblicksgedanke, wie nur die höchste Not ihn gebiert: Zurück zum Pferdestand! Er schlug mit dem blanken Seitengewehr wider die Baumstämme an, um den nachfolgenden Seinen die Richtung anzugeben. Scharf klang das tinkende Metall. „Hurra!“ brüllte es hinter ihm. „Hurra!“ Alles schloß sich an, was noch mitkommen konnte. Wer stolperte und fiel, wurde überrannt.

Gottlob, die Pferde standen noch dort, aber die Bedienungsmannschaft fehlte. Jetzt galt's Kriegslist. Die Maschinengewehre mußten zum Schweigen gebracht werden, koste es, was es wolle. Die dünnen Äste, die den Pferdestand deckten, wurden heruntergeholt und den Pferden an den Schweif gebunden. Los jetzt an den Waldrand, die Pferde zusammenkoppeln und Feuer an die Äste! Dann die Pferde antreiben gegen das Geschnatter der Maschinengewehre. Und hinter diesem Wall dreinstürmen. Hurra! Los!

Die Kolben sausten nieder auf die Pferdeflanken,

und tollkühn hinterdrein, hinter den rasend springenden Gäulen, hinter dem knisternden Brand. Der Wind fauchte die Flammen an. Gelles, schrill in die Lüfte schneidendes Gewieher, und das Hurrageschrei der Anstürmenden, und das Rasseln der Maschinengewehre, und ein dumpfes, heiseres Geheul der Bluthunde, die zum Gespann der Maschinengewehre gehörten.

Ein grauenhaftes, nervenerschütterndes Schreien, Heulen, Zischen, Jauchzen, Jammern, Fluchen und Knattern. Mit dumpfem Fall stürzten die klobigen Pferdeleiber, wälzten sich auf dem Rücken, die vier Hufe starr empor, den Bug von Geschossen zerrissen. Ein Sprung — darüber hinweg. Hurra! Hurra! Im ersten Schrecken stürmten die Bedienungsmannschaften davon, nur eine Maschine funkte noch. Dann aber kehrten sie zurück. Halt! Die Deutschen waren schon da und richteten nun das verlassene Maschinengewehr auf sie. Was nicht umsank, warf die Arme hoch: „Pardon! Pardon!"

In dem fahlen Gerinnsel des Morgengrauens wirkten ihre rauchgeschwärzten Gesichter um so grausiger. Sie fielen matt hin, kaum daß sie noch ein paar Worte stammeln konnten: „Lieber in die Hölle, als das noch einmal durchmachen."

Ein Sterbender bat noch um eine Zigarette. Franz Borgers beugte sich zu ihm und hielt ihm seine Kognakflasche an die Lippen. Armer Kerl! Merkwürdig, sobald der Feind liegt, ist der Haß verraucht, und nur Mitleid, die Kehle zusammenschnürendes Mitleid füllt das Herz.

In dem Wirrwarr von Leichen, toten Pferden,

Tornistern, Käppis, Helmen und Patronentaschen lag auch eine Trompete.

„Ist ein Mozart unter euch?" rief Borgers. Diese unverwüstlich kräftige Stimme wirkte erfrischend über den Schrecken.

Der Spielmann eines andern Regiments, mit aufgerollten Achselklappen, meldete sich.

„Zum Sammeln blasen!"

Es sammelte sich nicht viel mehr. Hier und da raffte sich noch einer mit leichter Verwundung auf und ließ sich mit dem eigenen Verbandzeug, das jeder im Waffenrock eingenäht trägt, einen Notverband anlegen.

Zwei Mann wurden mit den Gefangenen zur nächsten Etappenstation zurückgeschickt. Ein paar andre suchten das Terrain nach Verwundeten ab und leerten den Toten die Patronentaschen.

Im Walde sah es fürchterlich aus. Um den Unterstand bei den Geschützen über- und ineinander lagen Tote und Verwundete, zusammengepreßt, wirre Knäuel, zuckende Bündel in Blutströmen.

Von der Telephonstation kam ein Bote mit dem Befehl vom Generalstab, der Wald müsse vor Anbruch des Tages geräumt sein.

„Melden, daß es geschehen ist!" sprach Borgers rauh und tief, als würge es ihm aus der schweratmenden Brust herauf. „Zweihundert Gefangene," fügte er hinzu, „drei Maschinengewehre und die avisierte Feldbatterie." —

Der Generalstab berief Borgers an den Fernsprecher.

„Haben Sie die Generalstabskarte zur Hand?"

„Jawohl, Herr Oberleutnant.“

Der Kölner mußte sich bücken, die Karte wurde über seinen breiten Rücken gebreitet, und Borgers zog mit dem Bleistift die Richtung, die der Generalstäbler in seine Erörterungen verknüpfte.

„Route Tirlemont—Neerwinden feindliche Brigade gemeldet. Jäger größtenteils niedergemacht, ein versprengter Trupp auf Wald zu. Daher Wald armieren nach zwei Seiten hin: westlich auf brennendes Dorf zu, östlich auf Richtung Neerwinden. Ist alles klar?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant. Aber meine Leute sind stark mitgenommen.“

„Leutnant Dominik bringt Verstärkung, zwei Züge. Damit müssen Sie fertigwerden. Wir werfen alles andre auf Tirlemont und Wavern zu, um Brüssel zu blockieren. Sonst noch was?“

„Ich hab das Material hier, aber keine Bedienungsmannschaft.“

„Werde schicken. Wieviel Geschütze?“

„Vier.“

„Gut, werde schicken. Sonst noch was?“

„Nein, danke, Herr Oberleutnant.“

„Herr Borgers!“

„Bitte?“

„Famoser Kerl sind Sie. Hochachtung!“ —

Mannschaft ran und nach zwei Seiten den Wald hinter Wall setzen, die eroberten Geschütze gegen den anrückenden Feind richten.

Alles war in fieberhafter Tätigkeit. Rufe durchschwirrten den Wald. Aus dem zusammengebrochenen Stand das Handwerkszeug heraus und graben, hacken,

schaufeln, daß der Schweiß rann. Die Sonne brannte noch in hellem Fleck hinter dem Morgendunst. Wenn sie das Gewölk durchbrach, konnte es ein sengendheißer Tag werden.

Da gleißte weißes, flimmerndes Tageslicht durch die Waldebene. Die Soldaten spateten noch an dem Massengrab. Dann setzten sie ein Kreuz aus zusammengeflochtenen Zweigen, stülpten einen Helm darauf und spreiteten einen belgischen Uniformrock über die Kreuzesarme. Auch ein paar Waldblumen pflanzten sie auf dem Hügel, und ans Kreuz hefteten sie eine Karte mit dem Vers:

In *einem* Grabe Freund und Feind,
Im Leben bekämpft, im Tode vereint;
Im Hasse geschieden,
Der Tod gibt Frieden.
Der Tod fiel in blühende Tage hinein —
Warum mußt es sein?

Mit seiner Mannschaft stand Franz Borgers um den Hügel. „Helm ab zum Gebet!“ kommandierte er.

Mit gebeugten Köpfen standen sie da, tiefgesenkt die gebräunten, pulvergeschwärzten Gesichter, die kantig und streng geworden in all den furchtbaren Erlebnissen. Keine Träne schlich sich in die düsteren Augen. Und es brandete ihnen doch aus den Tiefen des deutschen Gemüts herauf: Ich hatt' einen Kameraden . . . Warum mußt es sein? . . . Still, nur still — heute dir, morgen mir.

Da beteten sie alle in stummer, versunkener Inbrunst. Und neben dem Herrn und Gott, den sie anriefen, tauchten die traurigen Gesichter der Lieben da-

heim auf. Der junge Freiwillige dort mit dem Bubengesicht — wenn ihn schreckliche Träume zur Nacht quälten, sah er seine Mutter weinen. Warum mußte es sein?

So standen sie eine Weile stumm und erschüttert, die erzenen Kriegergestalten. Die Sonne glitzerte in der Waldebene und leckte das vergossene Blut auf. Mückenschwärme sammelten sich über den verwesenden Pferdekadavern. Ringsum im Dunstkreis des Horizonts schwelten Dörfer und Gehöfte, von fern her dröhnten dumpfe Explosionen, weit im schimmernden Sonnenlicht zog ein verlorener Kriegssang. Frische Truppen, siegeskühn, lobsingend dem geliebten Vaterland, blutopfernd dem Kaiser — Gloria Viktoria!

Borgers stülpte den Helm auf. Seine Blicke ruhten noch auf der Inschrift des Kreuzes. Warum mußte es sein? Es spaltete ihm die Brust. Warum nur immer sie und immer wieder sie vor Augen? Der Haß fuhr ihm ins Schwert, und da dachte er an sie. Das Mitleid wallte ihm herauf, und da dachte er an sie. Nur an sie, immer an sie. Ein durchsichtiges, schimmerndes Wesen stand sie vor ihm, das wie ein Lichtbild durch all das Grausen glitt. Entsetzlicher Zustand! Warum — Herrgott, keine Gefühlsduselei! Der Krieg war es nicht, der hier trennte. Und wenn tausendmal Frieden im Lande wäre, eine Baronesse de Pont-Neuve heiratet keinen Franz Borgers. Die Baronesse nicht. Ja, wenn sie jenen Menschen liebt — zusammenschmeißen könnte er ihr diese Liebe, wenn er wollte. Aber er wollte nicht. Niemals!

Trommelwirbel unterbrach ihn in diesen Gedan-

ken. Im Walde ein verschüchtertes Zwitschern. Hinter den Waldwällen lagerte Borgers mit seinem Zug. Dies Spähen, Lauern, Horchen spannte den Körper auf vibrierende Drahtsaiten. Nicht schlafen, nicht rauchen dürfen, immer nur harren im hellen Horchen.

Auf der Straße von Neerwinden zeigte sich nichts, keine Staubwolke, kein Schattenwirbel. Auch aus der Richtung des verbrannten Dorfes ließ sich nichts Verdächtiges sehen oder hören.

Und keine Nachricht vom Generalstab. Dann kam ‚Edison‘ und meldete, daß die Leitung wohl unterbrochen sein müsse, auf seinen Anruf erfolge keine Antwort mehr. Wohl möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Generalstab sein Feldquartier verlegt hatte — ob vorgeschoben, ob zurück? Was ging vor? Schreckliche, quälende Ungewißheit schlich heran, und hier lagerte man und wartete ins Ungewisse hinein.

Es wurde Mittag, und Dominik mit seinem angekündigten Zug war noch immer nicht da.

Borgers ging zu dem Gefreiten in die Flußrinne hinüber. „Da stimmt etwas nicht,“ sagte er.

„Mein ich auch. Hoffentlich bekommen wir keine Überraschung.“

„Einen zweiten Angriff halten wir nicht mehr aus.“

„Wie wär's, wenn wir den ‚Geflügelmann‘ auf Erkundung schickten?“

„Der Mann hat zwei Schüsse.“

„Er sagt aber, daß er noch gehen kann.“

„Gut, wird gemacht.“

Inzwischen kamen die Leute, welche die Schwer-

verwundeten abtransportiert hatten, mit einem von der Radfahrertruppe, der die Meldung brachte: Wald räumen und in Gewaltmarsch dem Gros nachsetzen. Richtung Tirlemont, aber mehr rechts halten in die zahlreichen Flußschluchten hinein, um das Gros in der Flanke zu sichern.

Also die ganze lange Warterei mit Hoffen und Bangen war vergebens. Macht nichts, man hatte nun wenigstens die Gewißheit, daß man vorwärtsdrang und nicht zurückging. Hurtig sammeln, das Letzte aus dem Brotbeutel als Atzung nehmen, ein Trunk Quellwasser, und dann: Richt euch! Vorwärts, marsch!

Querfeldein ging's nach der Straße von Neerwinden hinüber. Dort rechts abbiegen in das Gebiet der zahllosen Quellbäche, Schluchten, Gestrüpp- und Hohlwege. Ein gefährliches Ding, aber um so besser. Man wußte dann doch, daß man im Feld war.

Holla! Jetzt wurde es auch auf der Neerwindener Straße lebendig. Wirbelnder Staub stieg auf in ununterbrochenen Schwaden. Nur die Pferdeköpfe stießen aus den Mehlwolken hervor, sonst sah man nichts. Es mußte also wohl Artillerie auffahren. Richtig — da kreiste auch schon ein schwarzer Punkt wie ein Raubvogel in den Dunsthöhen: ein spionierender feindlicher Flieger. Die Gewehrläufe drohen hinauf. Pengpengpeng . . . Nichts zu machen, sechshundert Meter Höhe. Nun richten sie die Abwehrkanone. — Zu spät, der schwarze Punkt ist in den Wolkenschlüften verschwunden.

Was ist das? Von der Landstraße ab bog es in die Flur hinein, geradeswegs auf den Trupp von

Borgers zu. Der Führer schwenkte grüßend den Degen. Hallo! Leutnant Dominik mit seinen Leuten.

„Kinder!“ rief Dominik. „Gute Nachricht, Feind geworfen, Fahne erobert, fünfhundert Gefangene, eine schwere und eine Feldbatterie — Hurra!“

„Hurra!“ jauchzten die Mannschaften und schwenkten die Helme. Und ‚Hurra!‘ scholl es drüben von der Landstraße her. Hurra! überall in der Flur. Mit einem Male war das ganze weite Feld in Erregung. Meldereiter sprengten kreuz und quer, Radfahrer rasten durch den Staubwirbel der Straße, Geschütze jagten heran, ein Holpern, Rasseln, Knarren, das ein dröhnendes Echo in den Tälern weckte.

Borgers schnitt ein Gesicht und pfiff durch die Zähne. „Herr Leutnant Dominik, wir hoffen noch andre Siege zu erringen.“

„So 'n Blücher! Selbstverständlich — aber die Sache ist die: wir stehen jetzt vor den Toren Brüssels!“

Vor den Toren Brüssels? Über Borgers' Gesicht flammte stolze Freude. Vor den Toren Brüssels? Im Herzen *ihres* Volkes! So öffnet sich das deutsche Schwert die Herzen, in die es hineinmuß. Not kennt kein Gebot. Mag sie in dem eisernen Arm verbluten, die keltische Schöne.

Herrgott, wie dieser Gedanke ihm toll das Blut jagt! Denkt er denn nur an sie, im Siegen, Kämpfen und Sterben?

Dominik schwatzte schon eine Weile neben ihm, und er hörte ihn nicht. Jetzt zuckte da ein Wort auf: Die Lützower schwenken auf Namur zu ab — Route Paris?

Seine gläserne Fata Morgana brach zusammen. Was scherte ihn Paris! In Brüssel lohte sein Ziel.

Ei, Mensch, Soldat, fragt man im Krieg, was dir lieb oder leid ist? Liebeskuchen bäckt man in einem Welt-kriege nicht. Parieren! heißt die Parole. Also auch gut, geschehe, was will.

„Was ist Befehl, Dominik?"

„Hab mit meinen Leuten Etappe zu besetzen da am Wald. Habt ja wohl einiges Kriegsgeschirr stehen-lassen. Muß es fortschaffen lassen."

„Dann fahren Sie wohl! Und schicken Sie mir die Wache nach! Auf Wiedersehen, Kamerad!"

„Wo?"

„Weiß ich nicht. Bin auf Tirlemont zu beordert."

„Nee, gar nicht, man wird Sie umschicken, zweite Kompagnie unsers Regiments trifft in St. Trond zu-sammen und wird dort abgeschoben. Auf Wieder-sehen, Kamerad!"

„Ich aber komme über Brüssel nach Namur!" rief Borgers noch lachend und zog mit seinen Leuten weiter.

Vor der Böschung zur Landstraße hinauf mußte haltgemacht werden, weil es beim besten Willen kein Durchkommen gab. Der Weg sollte für die Muni-tions- und Bagagekolonne freigehalten werden. Hu-saren waren abgesessen und hatten ihre Pferde an den Bäumen festgebunden, sie selber lagen schlafend im Straßengraben. Und nun sanken auch die Leute von Franz Borgers hin, warfen sich platt auf den Acker und fielen gleich in tiefen, bleiernen Schlaf. Borgers trat näher an die Böschung heran, um auch seine tod-müden Glieder zur Ruhe zu bringen. Eine Nacht im Gefecht, kein Essen, und jetzt wieder Gewaltmarsch — also gleich mal aufs Ohr werfen.

„Sind Sie das, Herr Borgers?“ Eine Gestalt tauchte aus der Staubwand hervor: Hauptmann von Krichel.

Borgers fuhr in Haltung, aber da winkte der Hauptmann schon wohlwollend ab.

„Wollen Sie eine prachtvolle Sache mitmachen? Wär was für Sie, haben sich ja brillant im Wald da gehalten. Also wollen Sie? Offizierspatrouille.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

„Gelingt's, so können Sie auf Beförderung rechnen. Auf mein Wort! Hier — geben Sie meine Karte beim Generalstab ab. Dann wird man schon wissen.“

„Wo finde ich den Generalstab?“

„In Tirlemont selbst, im Stadthause.“

„Wird geschehen, Herr Hauptmann. Aber meine Leute hier —“

„Sie haben da ja einen Gefreiten dabei. Der soll die Arbeit schaffen. — Glückauf! Und von morgen ab kenne ich nur noch einen Leutnant Borgers, hoff ich.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ schnarrte er. War schon getan und gelungen, das Werk, das man ihm auftrug. Auf Leben und Tod hin. Gerade recht. Je verwegener, desto besser.

Aber wie kommt man da weiter? Kein Auto, auch kein Rad zu requirieren. Auf den Munitionskarren, auf so 'ner Kindtaufskarosse dahinklappern? Nein!

„He, Kamerad!“ Keine Kleinigkeit, einen schnarchenden Husaren wachzutrommeln. Die Leute hatten da eine Unmasse Pferde stehen.

„He, Kamerad! Ich muß einen Gaul haben.“

„Nu ja, haben Se man doch! Hier stehen ja Beutepferde genug.“

Beutepferde? Nette Einrichtung. Freilich waren's nur magere Gestelle, die reinsten Schindluder, auf die man keinen Kartäusermönch setzen möchte. Nur der Brandfuchs mit den weißen Blacken an den Hufen, mit dem könnte man's allenfalls wagen — so 'ne Gattung belgischer kalter Schlag. Also rauf auf den Baldachin, und die Kandare in Ordnung. Los, Fuchs! Aber das Biest schien nur auf französisch parieren zu wollen. Gut, so hieß es die Schenkel eindrücken und die Stiefel an den Bauch bumsen. Ein Königreich für einen Sporn! Hepp! In Wirbel, Dunst und Staub versanken Roß und Reiter.

Was ihm begegnet, sind flüchtende Einwohner auf Leiterwagen und Handkarren — ein furchtbares Durcheinander. Die Landstraße ist mit umgehauenen Bäumen verbarrikadiert, rechts und links schwelen die Häuser, meterbreit ist die Dorfstraße von den Granaten aufgerissen. Auf dem Boden häufen sich verendete Pferde und Tote, eng beieinander; etwas seitwärts Verwundete, die hier zusammengekrochen sind und nun auf Hilfe warten. Dazwischen in die Irre gelaufenes Vieh, obdachlose Menschen und biwakierende Soldaten.

In Tirlemont häuft sich das Geröll in den Straßen, zusammengeworfenes Bettzeug türmt sich darauf. Soldaten durchsuchen ein lichterloh brennendes Haus noch nach Nahrungsmitteln; ihre schwankenden Gestalten stehen in Glut und Qualm.

Am Stadthaus herrschte ein besonders lebhaftes Kommen und Gehen von Ordonnanzen, Stabsoffizie-

ren, Fliegern und Benzinleutnants. Borgers gab die Karte des Hauptmanns einem Generalstäbler ab. Er solle warten, hieß es, bis Exzellenz da sei. Er wartete in einer Stube im Erdgeschoß, wo Militär und Zivil sich um einen Tisch zusammendrängte, um sich Papiere umschreiben zu lassen. Ein belgischer Beamter versah Dolmetscherdienste.

Dann trat der Adjutant in die Tür. „Die Herren Offiziere von der Patrouille!" Er winkte auch Borgers, mitzukommen.

Im Zimmer von Exzellenz standen die beiden Fliegeroffiziere, die ihre Befehle entgegennahmen. Und noch eine Ermahnung von Exzellenz, ja nicht zu verfehlen, von den Zwischenwerken Aufnahmen zu machen, auch festzustellen, ob und wo etwa Scheinanlagen vorhanden seien, damit man dorthin nicht unnütz Munition vergeude.

Aha, dachte Borgers, es handelt sich um Antwerpen.

„Nun, Gott befohlen!" sagte Exzellenz und drückte den Fliegeroffizieren die Hand. „Bringen Sie uns gute Meldung."

Dann wandte er sich zu den soeben Eingetretenen. Der Blick des Gestrengen ruhte auf der markigen Gestalt des jungen Offizierstellvertreters, der sich hinter Leutnant Rüdiger und Oberleutnant von Stosch hielt, aber die beiden, die doch wahrlich keine Liliputaner waren, weit überragte. Es schien, als ob der Generalstabschef nach Borgers hin eine Bemerkung machen werde, aber es erfolgte nichts. Borgers spürte etwas wie Beklemmung, Blicke des Gestrengen waren immer von Angstzuständen begleitet.

Auch ein Generalstabsoffizier gesellte sich zu ihnen. Neben Exzellenz saß der Adjutant und schrieb eifrig nach, was Exzellenz sprach.

„Meine Herren, ich habe eine wichtige, sehr wichtige Aufklärungsarbeit für Sie.“ Bei diesen Worten bückte er sich über die vor ihm ausgebreitete Generalstabskarte. Der Adjutant fixierte dienstbereit mit seinem Bleistift einen Punkt: Löwen. Darauf stand nun der Zeigefinger von Exzellenz. Auch die Offiziere hatten ihre Karten herausgenommen und folgten in gespannter Aufmerksamkeit den Ausführungen des Chefs.

„Vom Limburgischen her auf Löwen zu, und zwar über den Flußlauf der Geete, wird eine feindliche Abteilung gemeldet, die vom belgischen Generalstab als französischer Entsatz signalisiert wird, wie der Herr da — Herr Borgers, nicht wahr? — mit anerkennungswerter Geistesgegenwart herausgebracht hat. Danke Ihnen! Nun taxiert uns aber Flieger Alban die Leute auf englische Truppen, Hochländer. Aber von einer Landung englischer Truppen ist nichts bekannt. Also, meine Herren, das wäre ein Teil Ihrer Aufgabe, zu erkunden, mit wem wir es zu tun haben. — Ist das soweit klar?“

„Jawohl, Exzellenz.“

„Des weiteren gilt es festzustellen, welche Steigungen, Kreuzungen, Eisenbahnübergänge zu überwinden sind. Sie sind möglichst zu kartieren. Da Herr Borgers mit der flämischen Sprache Bescheid weiß —“

Borgers hatte bis jetzt nicht gewußt, daß er in der flämischen Sprache Bescheid wußte. Aber der Himmel

hatte ja ein Aachener Platt erschaffen. Also stillgestanden und nicht mit der Wimper gezuckt.

Exzellenz war fertig und deutete das mit einer Handbewegung an. Man war also entlassen. Schon traten einige Herren des Kaiserlichen Freiwilligen-Automobilkorps in die Tür.

Wachtmeister Klein, derselbe, der mit Borgers auf Schloß Sainte Barbe die Spione abfing, wurde als Beobachter mitgenommen. Die Pferde setzten sich in Trab. Der belgische Brandfuchs bockte sofort los. Borgers hatte schon als Dreizehnjähriger sein erstes Pferd unter sich gehabt; als Fünfzehnjähriger hatte er seinen Kopfsturz weg, und dann schaffte man ihm aus der elterlichen Nadelfabrik die Pferde beiseite. Sein unsinniges Losgaloppieren war auch allein der Grund, daß er in kein Reiterregiment eintreten durfte. Aber es gab ja eine Rennbahn, es gab einen meilenweiten Aachener Wald, und es gab befreundete Rheingüter, die einen anständigen Reitstall zur Verfügung hatten.

„Bringen Sie dem Gaul zunächst mal 'nen deutschen Taufschein bei," neckte der Oberleutnant.

„Hopp, Lotte!"

„Gut gebrüllt, Löwe!"

Und nun ging's vorwärts mit Schwung und Reiterglück. Zuerst auf der blanken Landstraße, bis man auf Wohnungen stieß. Dann fiel man in einen gemächlichen Trab, das reine Sonntagsvergnügen. Aber die weite Gegend schien ausgestorben, nur hie und da sah man auf dem Felde einen verlassenen Pflug oder eine einsame Fuhrmannsschenke mit verrammelten Läden.

„Die Bewohner sind weg, total weg," sagte der Generalstäbler.

Der Oberleutnant beschattete die Augen. „Das läßt gerade nicht darauf schließen, daß uns die Flamen freundlicher empfangen werden als die Wallonen. Versteht man nicht — sind doch kerndeutschen Stammes."

„Langsam! Hier kommt eine Wegkreuzung."

Der Oberleutnant sprengte aber doch allein bis an die Kreuzung vor und tat schon einen Sprung in den Feldweg hinein.

„Diese Kreuzung ist frisch angelegt. Sehen Sie, meine Herren?"

Der Generalstäbler holte die Karte heraus. „Stimmt, sie ist hier nicht verzeichnet." Dann begann er auf der Karte zu stricheln. „Sind's Wagen- oder Reitspuren?"

„Nicht 'ne Andeutung."

„Kann auch eine Falle sein."

„Wohl möglich. Lassen wir also Beobachter zurück, und reiten wir etwas weiter auf der Landstraße, dann sehen wir, was wird."

Mit ruhigem, gleichmäßigem Hufschlag ging's die sandige Landstraße weiter. Die Sonne schimmerte darauf nieder, daß die Augen schmerzten. Rechts von der Straße zwischen Wiesen breiteten sich ein paar kümmerliche Äcker. Das Getreide stand in halber Mannshöhe. Ein Windstrich, vielleicht ein Gewittersturm, der darüberhingefahren war, hatte es niedergedrückt. Der Oberleutnant beäugte es scharf, stieg ab und schob die Halme auseinander. Richtig — Hufabdrücke im Ackerboden. Ein Reiter war hindurch-

gesprengt oder ein Reiter hinter dem andern. Warum durch das Korn und nicht über die nebenliegende Wiese? War das Absicht? Vielleicht. Auf dem Kriegspfad ist alles Absicht. Man wollte jedenfalls keine Spur hinterlassen. Die führte rechts ins Feld. mit der Richtung in die limburgische Gegend.

„Flußgebiet!" ergänzte der Generalstabsoffizier. Dort also saß was, drüben in den Schluchten des Flußlaufes.

Da rief Borgers hinter ihm: „Kirchturm in Sicht!"

Das Glas flog vors Auge. Wahrhaftig, weit im Dunst zeichneten sich die blauen Linien einer Anhöhe ab, und dahinter ragte ein steiler Schatten, ein Turm. Wo aber ein Kirchturm, da auch eine Ortschaft, oder besser: wo ein Kirchturm, da auch ein telephonischer Beobachter.

„Verdammt, kein Kirchturm in Belgien, auf dem nicht ein Apparat oder Maschinengewehr untergebracht wäre. Machen wir, daß wir aus der Sichtweite rauskommen, sonst sind wir signalisiert, bevor wir in den Schluchten verschwinden."

Im Nu wurden die Pferde gewendet, und ein Pfiff zeigte dem Wachtmeister am Kreuzweg an, daß er sofort nachsetzen solle. Und fort ging es, querfeldein. Die Hufe schlugen dumpf auf den Wiesenboden. Borgers schob das Sturmband unters Kinn. „Hopp, Lotte !"

Grundwasser spritzte auf. Man befand sich also im Flußgebiet mit seinen Wiesentümpeln, Wasserläufen und seinem Weidengestrüpp. Nicht durch den Hohlweg, mehr links halten und versuchen, über die Hecken wegzukommen.

Nun lag da ein hügeliges Gelände vor ihnen, und jenseits des Tales dehnte sich ein Höhenzug, von dem aus man wohl die weite Gegend ringsum unter Sicht nehmen konnte. Vorwärts denn, die Höhe nehmen! Einen steilen, felsigen Pfad galt es hinaufzuklimmen. Vorsicht! Langsam am Kamm hinauf! Man weiß nicht, welche Überraschung dahinterliegt. Leise, ganz leise — endlich war man oben. Eine prachtvolle Weitsicht eröffnete sich. Hier laßt uns Hütten bauen! Oder weniger biblisch ausgedrückt: hier laßt uns absitzen, Pferde ankoppeln, Beobachter aufstellen und derweil die Umgegend kartieren!

Fünf Schritt abseits stand ein überdeckter Heuschober. Den suchten sie zunächst ab, lagerten sich. Der Wachtmeister, mit dem Glas bewaffnet, auf dem Kamm; Borgers neben dem Heuschober langhingestreckt und ebenfalls mit dem Glas das Gelände absuchend. Die Höhe verflachte sich zu einer Ebene und lief in einigen hundert Metern Entfernung wieder auf eine Anhöhe, die sich wahrscheinlich an die von dem Kirchturm überragte anschloß.

Die Sonne stach. Die Luft war von Mückenschwärmen durchschwirrt. Vom Wiesentümpel herauf stießen schwarze Vögel auf, um alsbald kreischend hoch in die Himmelsbläue zu verschwinden. Eine schläfrige Stille breitete sich aus, als laure kein Krieg in den Schluchten.

Blank lag der Himmel auf der gegenüberliegenden Anhöhe. Da hob sich in dem Blanken ein Etwas empor, just über dem Kamm der Höhe, und schob sich höher — ein dunkler Punkt, der sich aufblähte, größer wurde, immer größer. Eine schüttelnde Mähne ward

sichtbar, dann ein Reiter: schattenhaft weit im Dunst standen seine Umrisse auf der Höhenlinie, wie ein Standbild in der blanken Sonne.

Ein Ruck ging durch den hingestreckten Körper Franz Borgers'. Seine Augen weiteten sich. Das Blut surrte ihm in den Ohren. Er wollte dem Wachtmeister etwas zurufen — da, drei Reiter hielten auf der Höhe.

„Hinlegen!" rief Borgers dem Wachtmeister zu. Da sprangen auch schon die Offiziere auf, um mit dem Glas hinter dem Heuhaufen auszulugen. Donnerwetter! Das waren sonderbare Reiter. Es bauschte sich um sie auf und flatterte wie geblähte Kittel. Reiter im Bauernkittel — was war das?

„Teufel, Heckenschützen?" raunte Leutnant Rüdiger. „Nicht ersichtlich. Lassen wir sie näher kommen."

Der Generalstäbler schüttelte den Kopf. „Wir haben ja bei den belgischen Gefangenen gesehen, daß sie Zivilkleider im Tornister tragen, um sich unerkannt unter die Bevölkerung mischen zu können, wenn sie auskneifen. Möchte wetten, daß wir es hier mit regulären Truppen zu tun haben. Wohl der uns gemeldete Trupp, den man in keine Waffengattung einreihen konnte. Da hätten wir ja mal Glück."

„Es kommen immer mehr die Anhöhe herauf, an die hundert und mehr."

„Sie bemerken uns, sie reiten die Anhöhe herunter. Auf die Pferde!"

In vollem Galopp ging's den Höhenkamm entlang. Da plötzlich bemerkte der Generalstabsoffizier, daß sich seine Kartentasche mit den Einzeichnungen abgehakt hatte. „Ich muß zurück! Die Kartentasche —"

Der Wachtmeister winkte beruhigend: er hatte sie an sich genommen. Fort! Davon! Gestreckter Galopp. Hallo! Da pfiffen auch schon die Kugeln.

Borgers drehte sich um. In sausendem Wirbel rollten die Schatten der Reiter die Höhe herunter. Ein Knall auf den andern. Und schon waren sie auf siebenhundert Meter heran. Jetzt vornüber, den Oberkörper flach auf den Pferdehals geduckt, und wie fliegende Pfeile durch die Sonnenluft. Sprung über Hecken und Furten, Sprung über Quellbäche und Bohrlöcher, Sprung und Hoppla, Saus und Braus. Die Luft knattert. Die Pferde pfeifen. Die Nüstern blähen.

Sapperment! Wo ist der Pfad, auf dem sie heraufgeritten? Man hatte nicht darauf geachtet, man ritt nur wild seitwärts die Höhenlinie weiter. Und jetzt da drüben — dort wieder der Turm, der Kirchturm.

Der Oberleutnant rief: „Auf den Turm zu!“

Was blitzte da auf? Schüsse auch von dort her? Sie waren jetzt mitten zwischen der Schießerei. Wenden! Kehrt, die Anhöhe hinunter!

Kaum daß der Oberleutnant noch rufen konnte: „Mag nun jeder sehen, wie er sich herausbeißt,“ da stoben die Pferde rechts und links dahin. Ein Kilometer nur noch vom Turm. Ein Gewimmel von dunklen Gestalten zeigte sich dort, abgesessene feindliche Kavallerie, eine ganze Schwadron. Zurück! Aber wo? Die Anhöhe hinunter? Unmöglich! Die ist zu steil; man wird mit zerbrochenem Genick unten ankommen.

In alle Richtungen stoben die fünf Reiter. Der

Oberleutnant nahm eine Kurve links, der Generalstäbler ihm nach. Der Wachtmeister hielt sich scharf an die Hacken von Borgers. Er rief Borgers etwas zu. Peng! Ein heller, singender Schuß. Borgers drehte sich um. Der Wachtmeister griff an den Hals, riß am Zügel und stürzte hintenüber. Im selben Augenblick stolperte Lotte, doch mit gewaltigem Handruck riß Borgers sie hoch, daß sie mit einem rasenden Sprung vorwärtssetzte. Als er sich zurückwandte, sah er den Wachtmeister nicht mehr.

Auf tausend Meter waren die Heckenschützen zurückgeblieben. Aber die Kavallerie setzte scharf nach. Immer fürchterlicher wurde das Schießen, es schien von allen Höhen zu krachen.

Die Patrouillenoffiziere lagen immer noch mit dem Kopf auf dem Pferdehals, die Pferdelungen keuchten. Es waren schreckliche Augenblicke. Das Blut schwoll ins Gehirn und stand schwarz in den Augen. Die Schüsse pfiffen rechts und links an den Ohren vorüber. Man sah nichts mehr vor sich. — Herr im Himmel! Ein Abhang . . . Pferde parieren! — Zu spät. Es ging nicht mehr . . . Eine wirre Masse purzelte den Abhang hinunter — der Generalstäbler, hinter ihm drein kopfüber der Oberleutnant, der sich mit dem Pferd überschlug — ein Wälzen und Wühlen in der Senkung. Borgers konnte gerade noch seinen Brandfuchs zur Seite reißen, so daß er den Abhang in großem Sprung nahm — auf alle viere plumpste das Pferde nieder; aber gleichgültig, es gelang.

Jetzt schnell den Gaul parieren und zum Hang zurück, um den Offizieren zu Hilfe zu eilen. Liegen

lassen, dem Feind überlassen, ging nun nicht mehr, also absitzen und in Gottes Namen zurück.

Auch Leutnant Rüdiger war der Sprung geglückt. Aber von dem Wachtmeister entdeckte man keine Spur mehr.

„Ich hab ihn fallen sehen," sagte der Leutnant.

Da krabbelten auch schon die Offiziere unter ihren Pferden heraus, der Oberleutnant mit Quetschungen, der Generalstäbler so schwer am Fuß verletzt, daß er nicht mehr stehen konnte. Mit Mühe half man ihm aufs Pferd hinauf.

Borgers machte sich schußbereit, den Revolver in der einen Hand, das Seitengewehr in der andern, den Blick scharf nach oben gerichtet, wo man jeden Augenblick die feindliche Reiterei erwartete.

„Alles wieder aufsitzen!"

Links öffnete sich die Schlucht. Dort hinüber! Da war man wenigstens für den nächsten Augenblick aus der Schußlinie der Verfolger. Hinter der Schlucht begann wieder der Kornacker, der auf die Landstraße zurückführte.

Kaum jedoch war die Schlucht verlassen, da spritzte von neuem ein mörderisches Feuer los. Wie die wilde Jagd brauste die feindliche Schwadron daher, eine dunkle, gewaltige, dröhnende Masse in der weißen Sonne. Verloren — verloren . . . Doch, Gott sei Dank, die Schüsse gingen zu hoch. Und dann — an der Kreuzung — plötzlich — ein tosendes Gebrüll: „Hurra!"

Das war Infanteriefeuer. Man erkannte deutlich das dumpfe Knallen deutscher Geschosse. Hurra! Die Unsrigen. Erlöst, gerettet!

Nun begann der Sturm. Der Kampf toste los. Die Massen schoben sich ineinander, daß die Lüfte heulten. Die graue deutsche Woge überschüttete die Flur.

Die Patrouillenreiter gerieten in die anbrausenden Scharen und wurden mit fortgerissen. Die Infanteriespitze befand sich schon stark im Gefecht in den Schluchten. Durch die heiße Luft zischte und kochte es. Auch die Dämmerung brachte noch keine Linderung, aber am Abend war der Feind aus den Schluchten hinausgeworfen. —

Über das Schlachtfeld fielen die traurigen Schatten. Der Fluß rauschte. An seinen Ufern hingebettet lagen die Verwundeten. Die Sanitäter eilten übers Feld, wie Irrlichter huschten ihre blitzenden Laternchen bald hier, bald dort.

Und daherstapften zwei, deren weiße Armbinden schon von weither leuchteten. Sie brachten auf der Krankentrage einen Schwerverwundeten, dem kein Laut mehr von den Lippen kam. Stumm ging der traurige Zug vorüber. Ein Soldat schleppte einen auf seinem Rücken davon, seinen Leutnant. Wenn man ihn fragte, schüttelte er den Kopf. Seine Augen waren naß.

„De l'eau!“ rief ein Belgier, der sich zwischen Verwundeten und Leichen herauswühlte und den Arm hob.

Borgers hörte ihn und griff nach seiner Feldflasche, aber sie war leer. Er wollte zum Fluß, aber er wußte, das Grundwasser war aufgewühlt und lehmig. Ein Soldat machte ihn auf die fauchenden Schattenkolosse, die da im Dunkel herumirrten, aufmerksam. Ver-

triebenes Vieh, brüllende Kühe. Los — und abfangen! Der Soldat melkte den Helm voll dampfender Milch, eilte damit zu dem Belgier zurück. Aber da bemühten sich schon zwei Sanitäter um den Schwerverwundeten, der einen Bauchschuß hatte und dem dazu noch die Hand zerschmettert war. Ein Notverband wurde ihm angelegt — dann fort mit ihm zum Abtransport.

Eine Bauernkarre wurde requiriert, eine hohe zweirädrige Wallonenkarre. Vorn und hinten wurden je zwei Pfähle mit Querleiste gezimmert und daran schwebend die Tragen mit Verwundeten befestigt. So waren sie den Schütterungen des Wagens weniger ausgesetzt.

Dichter schlugen die Schatten nieder. Der Nachttau sank. Am Himmel standen keine Sterne, nur die Lichter der Sanitäter huschten über das Totenfeld.

Todmüde sank Borgers hin, wo er gerade stand; er hielt sich nicht mehr auf den Beinen. Er tastete um sich. Es lag da einer neben ihm, ein Toter. Was scherte es ihn! Er schlief ein, fest und tief. Die ganze Nacht durch schaffte man um ihn Verwundete und Tote fort. Er hörte nichts — er schlief, schlief. Als er erwachte, war das mitternächtige Dunkel gelichtet und das Feld ringsum gesäubert.

Oberleutnant von Stosch stand neben ihm und rief ihn wach. „Der Wachtmeister ist nicht zurückgekehrt."

Mit einem Ruck war Borgers auf den Beinen. „Leutnant Rüdiger sah ihn fallen, Herr Oberleutnant."

„Er hat die Kartentasche des Generalstabsoffiziers mit den Aufzeichnungen darin, äußerst wichtige Papiere, die nicht in die Hände des Feindes fallen dürfen.

„Wo blieb der Wachtmeister?"

„In der Talsenkung hinter der Schlucht."

„Also in der Schußlinie des Feindes."

„Wahrscheinlich sogar mitten in der feindlichen Stellung."

„Das ist knifflig, Herr Oberleutnant."

„Haben Sie Furcht?"

Furcht? Ein Wort wie ein Peitschenhieb für einen deutschen Soldaten. In Borgers' Gesicht zuckten die Brauen zusammen. „Werde die Tasche holen, Herr Oberleutnant."

„Bravo!" rief der Oberleutnant und warf einen spähenden Blick in den blassen Dunst über ihm. Es surrte da wieder anhaltend; die Flieger kreisten wie Geier in der Luft. Er reichte Borgers seine Zigarrentasche hin. „Meine beiden letzten, nehmen Sie eine."

Borgers zögerte. Ein zorniges Gekränktsein spielte in seinem Gesicht.

Der Oberleutnant klopfte ihm begütigend auf die Schulter. „Das mit der Furcht nehme ich natürlich zurück — in vollem Umfang. Ich habe die E h r e , Ihr Kamerad zu sein. — Und nun wollen wir die Friedenspfeife rauchen."

Damit zündete er sich seine Zigarre an, und an seiner rauchte Borgers die mit dem hellen Deckblatt an, edles Kraut mit roter Binde und der Umschrift: Honni soit qui mal y pense!

Seltsam berührte es ihn, bedeutsam für diesen Augenblick. Er reichte dem Oberleutnant die Zigarre zurück. Der grüßte und ging wortlos davon. Noch war er in Sicht, da toste es nieder: ein Rasseln und Prasseln aus der fahlen Luft herunter, ein blechernes Getöse — Aufblitzen — eine Bombe aus der Luft. Hinterrücks fiel der Oberleutnant hin — nicht weit von Borgers — und regte sich nicht mehr. Der Kopf war ihm zerschmettert.

Neben ihm kniete Franz Borgers nieder, die Zigarre noch zwischen den Fingern . . . Honni soit qui mal y pense.

Er deckte einen Soldatenmantel über ihn, stand auf und trat beiseite, die Erschütterung niederkämpfend. Kopf hoch und aufrechten Muts! So mußte man hier an den blutigen Tragödien vorübergehen. Man war gestählt, man wurde eisern.

An einem Wiesentümpel blieb er zwischen den Weiden stehen und sichtete zunächst einmal das Gebiet. Der Morgen war noch halb verschleiert von der Nacht. Vor seinen Blicken lag Wiesenland, durch Hecken abgeteilt. Durch sie geschützt, konnte er strichweise vorschleichen.

So kroch er die Hecken entlang — weiter, immer weiter. Hinter ihm entschwanden die letzten feldgrauen Gestalten. Ob er sie je wiedersah? Vorwärts und nicht nachdenken! — Rechts lag die Schlucht. Aller Voraussicht nach hatten sich dort die Belgier in gesicherte Stellung gebracht. Also Finger davon! — Zwischen einer Hecke durch lugte er in das Gelände. Die Talsenkung, wo der Wachtmeister fiel, lag flach und ungeschützt, nur im Hintergrunde drohte der be=

rüchtigte Abhang, der zu einem schmalen Flußarm niederfiel. Kurzerhand über das Flachfeld hinzukriechen, wäre Wahnwitz gewesen. Die erstbeste Kugel mußte ihn niederstrecken. Also besser noch, dicht an der Schlucht entlang zwischen dem Gestrüpp hin. Ein ebenso gefährliches Beginnen; aber ungefährlich war hier eben nichts. Nun denn: nicht mehr zaudern. Wenn erst der Tag anbrach, war nichts mehr zu machen.

Sein Herz schlug hoch. Still! die Vaterlandspflicht rief. Es handelte sich um wichtige Papiere, die in die Hände des Feindes zu fallen drohten. Ein Vorteil war dann den Deutschen verloren, ein Vorteil, der vielleicht Hunderten von Kriegern das Leben bewahren konnte. Mit Gott! Und vorwärts!

Er warf sich lang auf den Boden hin. So schurfte er durch das Waldgestrüpp, hielt nach ein paar Schritten an und lauschte. Nichts. Weiter! Seine Hände griffen in Dornen — Bah! Ein solch winziger Schmerz. Weiter! Eine Schlehdornhecke wucherte stark aus der Schlucht heraus. Ein Rascheln darin, dann alles wieder still. Und weiter schurfte Borgers. Da stach's aus der Hecke heraus — ein Gewehrlauf. Halt! Wer da? . . . Gloria! Deutscher Vorposten.

„Morgen, Kamerad! Deutschland über alles . . .“

Ein Helm zwischen den Heckendornen, ein gebräuntes Gesicht, ein herzhaftes Lachen. Na, so was! Kriecht wie 'n Mehlwurm heran.

„Bst — still! Wie seid Ihr in die Schlucht gekommen?“

„Indem mr annere 'naustreibt.“

„Wo steht jetzt der Feind?"

„Do drüwen am Abhang."

„Etwa tausend Meter von hier — was?"

„Ja. Wenn die Sonn' raus ist, jage mr ihm noch 'n paar tausend Meter weiter."

„Habt ihr gefallene Feinde da in der Schlucht?"

„En Masse."

Da schlich Borgers mit dem Vorposten hin und zog die Uniform eines gefallenen belgischen Karabiners an. Die Hose war ihm zu kurz, seine eigene Hose stand um ein Endchen heraus. Aber der Posten sagte: „Det wirkt nich auffallend." Dann lag der wieder in der Schlehdornhecke und starrte Borgers nach, der nun aus dem Gestrüpp der Schlucht heraus- und in die Talsenkung hineinkroch. Er konnte noch sehen, wie er mit den Armen ausgriff und sich auf dem Bauche hinzog in der Richtung nach dem Flußarm. Dann schob sich die Dunstwand über ihn.

Jäh abfallend lag plötzlich die Böschung zu dem Quellbach vor Borgers, eine schmale Rinne, kaum zwei Meter breit. Dahinter auf fünfzig Schritt der Abhang, und dort, jenseits, lagerten wohl die Belgier. Alles kam jetzt darauf an, dem Vorposten nicht verdächtig zu werden. So ließ sich denn Borgers in das Wasser hinunterrollen, und war dann einstweilen in Sicherheit. Mit dem Kopf über den Böschungsrand hervorlugend, spähte er das Ufer ab nach dem Wachtmeister. Leere Patronentaschen lagen umher, belgische Seitengewehre, Käppis, ein Wagenrad, abgehauene Äste am Kamm des Abhangs entlang, dahinter die lauernden Schützen.

Ein Ast war hingerollt auf zwei starr ausgestreckte

Körper. Ein gelber Kragen — der Wachtmeister unter einem gefallenen Karabinier. Halb untertauchend, kroch Borgers dorthin. Und dann, mit dem Arm aus dem Wasser heraus über die Böschung langend, nach dem Ast. Es raschelte — Vorsicht! Wenn nur der verdammte Ast wegzubringen wär . . . Lieber nicht, die Blätter raschelten. Vielleicht wenn er versuchte, die Uniform des Wachtmeisters aufzuknöpfen — Sie war schon offen — hatte der selbst die Kartentasche dort eingesteckt, noch im Hinsterben? Ja — dort stak sie — jetzt ein schneller Griff hinein. Wenn ihn auch der Posten bemerkte, er trug ja belgische Montur. Gloria! Er hat sie. Jetzt hurtig untertauchen hinter der Böschung — es regte sich etwas — Flüstern. Die Posten riefen sich leise an. Still jetzt, ganz still! — Nichts mehr. Aber noch eine Weile warten, und dann seitwärts die Wasserrinne hinunter — dann wieder auf die Schlucht zu. Freilich, mit der Möglichkeit, daß man ihn nun deutscherseits für einen Belgier hielt und nach ihm schoß. So wartete er. Er glaubte noch das Flüstern zu hören.

Inzwischen versicherte er sich, daß die Karten noch in der Tasche lagen. Ein Zettel war beigesteckt, ein paar Zeilen von dem Wachtmeister geschrieben. Ein letzter Gruß an seine Frau, fast unleserlich gekritzelt:

„. . . Ich hab Dir versprochen, Weihnachten mit Dir zu Hause zu feiern. Das ist nun anders gekommen. Ich hab's weg, ein Lungenschuß, an dem ich hier verblute. Ich bitte Dich nun: sei nicht verzweifelt, ich bin's auch nicht und liege doch hier in

meiner letzten Stunde. Leb wohl! Es wird mir schwarz . . . ich muß aber noch die Papiere zerrei . . .'

Dabei schien ihn der Tod überrascht zu haben. Borgers steckte die Karte zu sich. Er wird sie besorgen, der verlassenen Frau schreiben. Ein Blick noch nach dem Wachtmeister hin. Tapferer Mann! Man hat ihn nicht mehr heraushauen können. Ein Schwerverwundeter, der nicht mehr aufs Pferd konnte — man mußte ihn der Gnade des Feindes überlassen.

Borgers erhob sich etwas aus dem Wasser, um die Richtung, die er nehmen mußte, zu bestimmen. — Paff! krachte es von der Schlucht her. Man hielt ihn also richtig für einen feindlichen Soldaten. Und jetzt brachte der Schuß auch die Posten auf die Beine. Der ganze Hang schien plötzlich lebendig zu sein. Den Kamm entlang setzte ein hitziges Schützenfeuer ein; die Schlucht erwiderte es. Herrgott! Zwischen zwei Feuern — netter Zustand.

Eingeduckt in der Rinne, harrte er seinem weiteren Schicksal entgegen. Die Belgier schossen atemlos. Das deutsche Feuer dagegen war ruhig, wohlgezielt, den einzelnen Mann aufs Korn nehmend. Er hörte deutlich die deutschen Kommandos herüberschallen: „Ruhig zielen! Jeder seinen Mann nehmen! Hinlegen!" Sein Ohr unterschied die deutschen Schüsse genau von den belgischen. So verfolgte er den Fortgang des Geplänkels. Aber dann raschelte es von dem Abhang herunter. Katzenartig kletterten die Belgier herab, suchten Deckung in der Flußrinne und sprangen klatschend in das Wasser. Blitzschnell tauchte Borgers unter, den Kopf unter Wasser bis zum Ersticken. Neben ihm trampelte es von klatschenden

Schritten im Wasser. Jetzt half's nicht, er mußte über Wasser tauchen und mit dem Arm an den Rand der Böschung greifen. Einer wollte abspringen und stieß ihn weg. „Il est blessé!“ rief ein andrer und half ihm über den Rand. Gleich ließ Borgers sich fallen. Die andern über ihn hin. Da wälzte er sich weiter und griff in einen Ast, denselben, der den toten Wachtmeister verdeckte. Für den Augenblick war er geschützt.

So, armer Kerl, da wären wir ja wieder beisammen, dachte er, faßte nach der kalten Hand des toten Kameraden und drückte sie.

Eine Stimme klang ihm noch nach: „Il est blessé . . .“ Wieviel warme Menschlichkeit in solcher Stimme! Da schossen sie nun in wütender Mordgier aufeinander und hatten doch mitleidige Seelen, kindhafte Herzen, der Freund und der Feind. — Warum mußte es sein . . .?

Und es war, als ob die Stimmen der Witwen und Waisen durch den anbrechenden Morgen klagten.

Als der Tag leuchtete, zogen die Deutschen siegreich aus der Schlucht hervor. Sie begruben ihren Wachtmeister. Die Ehrensalven krachten über seinem Hügel vor der Schlucht.

Keinen sonst fanden sie mehr. Niemand hatte den Offiziersstellvertreter Franz Borgers gesehen.

Aber vorwärts, dem Feinde auf den Spuren!

Im strahlenden Morgen ragten die Türme Brüssels.

* * *

Auf Hollands Boden hinüber warf der Krieg sein schauriges Echo. Wie Strandgut aus der brüllenden See trieben Flüchtende, Ausgewiesene, Verwundete, Obdachlose über die Grenze. Aus den umliegenden Grenzdörfern waren sie in Maastricht zusammengeströmt. Von schrecklichen Greueltaten wußten sie zu erzählen. Sie schleppten ihr Bettzeug auf dem Rücken, ihre Kinder auf den Armen, während auf Kinderwagen und Schiebkarren ihre gerettete Habe untergebracht war.

Auf dem Marktplatz lagerten sie, schrieen, weinten, beteten und fluchten den Zorn Gottes herab auf die Feinde. Da taten die in Maastricht die Türen ihrer wohnlichen Häuser auf und nahmen die Obdachlosen an ihren Tisch. Wenn die obdachlosen Frauen nach ihren Männern gefragt wurden, antworteten sie herb und verbittert: „Zu zwölfen an die Wand gestellt!"

Man wußte, was es bedeutete, dieses schreckliche ‚an die Wand gestellt'. Und da sie dies mit Weinen und Wehklagen erzählten, so schwoll auch der Zorn der Holländer gegen die ‚deutschen Barbaren'. Vergessen und totgeschwiegen waren die heimtückischen Überfälle der Belgier, die da vorausgegangen waren; vergessen und totgeschwiegen die durch die meuchelmörderische Kugel dahingestreckten deutschen Heldensöhne; vergessen und totgeschwiegen die grausame Mißhandlung der Verwundeten. Das waren Zeugen, die nun verstummt unter der Erde lagen. Aber die Zeugen des Strafgerichts, die Häuserruinen, standen und wurden zu Anklägern gegen die ‚Barbaren'.

In diesem Tumult langte der Baron mit seiner Tochter an. Er suchte sofort Jehotté, der im Hotel

mit der dicken Mynfrouw Unterkunft gefunden hatte, auf. Seine erste Frage war nach Marcel. Aber Jehotté, der noch in der dunklen Joppe des Hafenarbeiters steckte, tat sehr erstaunt: „Par exemple, Monsieur le Baron! Er kann doch hier nicht in Holland bleiben und Knaster rauchen. Monsieur de Pont-Neuve hat wichtige Papiere, die er in des Königs Hand legen muß, enorm wichtige Papiere, wissen Sie. Famose Erkundungen hat er gemacht, mit einer brillanten Tat unsre chère patrie gerettet."

„Bin sehr entzückt. Und Sie denken nun, daß er auf Route Brüssel ist?"

„Nicht directement, er nahm vorsichtshalber einen Umweg. Er fuhr heute nachmittag vier Uhr mit dem Zug nach Rosendal, von dort wieder nach Belgien hinüber und dann nach Brüssel."

„Ist dieser Weg sicher?" fragte hinter dem Baron eine verhaltene Stimme. Baronesse Yvonne war ihrem Vater gefolgt und stand nun da, in den losen, unten spitz zulaufenden Mantel gehüllt, das feine Gewebe des Schleiers vor dem bleichen Gesicht.

Jehotté sprang in dienerhafter Eile herzu und schob ihr den Stuhl mit dem bemalten Schnitzwerk zu. Wie froh war sie, sich endlich setzen zu können!

Um ihre Augen lagen bläuliche Ringe, aber ein fiebernder Glanz flackerte darin. Sie litt unaussprechlich, so krampfhaft sie das auch zu verbergen suchte. Ihre Stimme versagte oft, wenn sie sprach.

Jehotté antwortete mit einer großartigen Armbewegung: „Wo der König ist, ist es sicher."

„Der König ist noch in Brüssel?" fragte Yvonne angstvoll.

„Noch in Brüssel? Beliebt Baronesse zu scherzen? Noch in Brüssel — hahaha! Solange in Brüssel ein Stein auf dem andern steht, ist der König dort.“

„Sie glauben also nicht, daß die Deutschen auf dem Wege nach Brüssel sind?“

Da wühlte Jehotté in einem Stoß holländischer Zeitungen, griff da und dort eine heraus und las triumphierend: „Hier eine Meldung des ‚Telegraf‘: Eine Eskadron französischer Reiter hat den Rhein erreicht ... Hier ein Telegramm des ‚Nieuwe Rotterdamer Handelsblad‘: Die Deutschen ziehen sich auf Breisach zurück, nachdem sie vorher die Depots in Brand gesteckt haben. Die Bevölkerung begrüßt die Franzosen als Befreier. König Albert nimmt heute die Parade ab über die heldenhaften Verteidiger von Lüttich. Die Deutschen desertieren massenhaft über die Grenze nach Holland ... Bien, Baronesse, wollen Sie noch weiteres darüber wissen, wo es jetzt sicherer ist, in Brüssel oder Berlin? Man sagt, daß der deutsche Kronprinz sich aus Verzweiflung erschossen hat.“

Da glitt's von den Lippen der Baronesse, leise, wie ein Hauch wehte es durch den Raum: „Die armen Deutschen ...“ Ein inbrünstiges, weiches, zaghaftes Erbarmen lag in den drei Worten.

Der Baron sah mit einem flüchtigen Blick erstaunt auf. Da stand sie neben ihm, ihre Hand lag mit pressendem Druck auf seinem Arm. „Wir reisen sofort nach Brüssel, cher papa.“

„Zu ihm?“

„Ja.“

„Wo finden wir Herrn de Pont-Neuve, Monsieur Jehotté?“

„Fragen Sie nur im Gouvernement nach ihm.“

„Sie bleiben noch hier?“

„Ich muß nach Deutschland.“

„Das wagen Sie?!“

„Es ist fast kein Wagnis mehr. Sie machen's uns leicht, die guten Deutschen. Ich begebe mich von hier aus nach dem Grenzörtchen Vaals an der Schwelle Aachens. Ein braver Holländer überläßt mir seine Papiere, und ich fahre als Gemüsehändler Vanderbracht oder Heuskens zum Aachener Markt, spioniere bis nach Düsseldorf hin, wo sie ja auch eine Luftschiffhalle haben, und kehre wieder nach Vaals zurück. In drei Stunden sind meine Nachrichten in Brüssel und in fünf Stunden in London.“

Er bat, sich verabschieden zu dürfen, er würde sehr dringend erwartet. Wie Quecksilber war er, ein unternehmendes Kerlchen, und fest davon überzeugt, daß er den Strick für Deutschlands letzte Stunde schon in Händen hielt.

„Es lebe das unabhängige Belgien!“ Die Tränen schossen ihm in die Augen. Und eilte er davon.

„So wird der letzte Mann in Belgien fallen,“ sprach die Baronesse traurig hinter ihm her.

Der Baron zuckte die Achsel. Er war nicht kriegerisch gesinnt, war's niemals gewesen. Das Rohe, das in jeder Gewalttat liegt, stieß ihn ab. Wenn also Ruhe und Sicherheit in Brüssel war, dann wollte er seine Tochter dorthin in die Arme des für sie bestimmten ebenbürtigen Mannes abliefern — nach belgischem Brauch und belgischer Sitte: aus den Händen der Eltern ging die Tochter in die des Mannes über. Dann wollte er in sein Schloß zurückkehren, damit

man da nichts verwüstete. Hoffentlich war die ‚Affäre Krieg‘ schnell vorüber, und er konnte seiner Gattin in die Riviera nachreisen.

Einstweilen war es eine schreckliche Fahrt da nach Rosendal und weiter. Man scheute sich gar nicht, flüchtendes, kopflos und sehr anmaßendes Volk aus der dritten Klasse in die erste zu stopfen. Jeder Packknecht glaubte schließlich ein Anrecht auf Hilfe fordern zu dürfen. Ein förmlicher Aktienbetrieb auf Mitleid hatte sich da herausgebildet — Dank war Nebensache.

Und Jehotté schien auch geschwindelt zu haben. Ganz Brüssel zappelte nervös. Eine verschwiegene Angst, eine bleiche Wut ging um. Überall sah man das deutsche Gespenst. Die Avenuen entlang gruben sie Erdwälle, groteske Straßenbarrikaden entstanden. Die Garde civique prunkte in den Straßen in feierlicher Herrlichkeit, elegante Herren, die Blume der Königin im Knopfloch — ein Soldatenspielen.

Selbst von dem Baron glitt der vornehme Firnis ab, er fluchte regelrecht. Er hatte die eiserne deutsche Wehr auf seinem Schloß, er kannte diese markige Schlichtheit, die ruhig und zuversichtlich auf ihre Siege zumarschiert. Er wußte, daß der deutsche Soldat nicht der feige, verdummte Wilde ist, als den sie ihn hier ausschrieen. Hat man in Belgien bisher außerhalb Europas gelebt, daß man das an der Schwelle liegende Deutschland nicht kennt?

„Du wirst hier nicht bleiben können, Yvonne.“

Die Angeredete wurde aus grübelnden Gedanken geweckt. Ihre Augen waren starr, sie faßte ihre Entschlüsse still in sich, sie fragte nicht mehr. Eine kalte

Verzweiflung trieb sie weiter. Sie baute sich selber Stein um Stein zu, um sich keine andre Möglichkeit zu lassen als die eine.

„Wir werden zu Mère Candide nach Löwen fahren," sagte sie, blieb mitten in dem Trubel der Straße stehen und bat ihren Vater, sich nach einem Fuhrwerk umzuschauen. „Oder besser: lassen Sie mich allein fahren und kommen Sie mit Marcel nach, père."

Wenn sie ‚père' sagte, dann war diese von nachgiebiger Liebenswürdigkeit strahlende Person einfach nicht mehr von ihrer Absicht wegzubringen. Und schließlich, war es nicht ein gescheiter Einfall? Im Kloster der Mère Candide, die unvermischten Bluts aus der flämischen Linie der Pont-Neuve abstammte, war sie geschützt und aufgehoben. Nur schnell mal zum Mutterhaus, das ja hier in Brüssel war, und nachfragen, ob keine beunruhigenden Nachrichten vom Löwener Kloster eingetroffen seien.

Zufall und Glück. Der Aumonier aus dem Löwener Kloster war gerade anwesend und sollte als einer der wenigen Zivilisten mit dem Militärzug dorthin zurückfahren. Es sei ihm eine Ehre und ein Vergnügen, versicherte er dienstfertig, der Mère Candide ihre scharmante Verwandte zuzuführen. Er erzählte, daß beständig Militärautos zwischen Brüssel und Löwen verkehrten. Jawohl, es sei etwas im Werk. Irgend etwas. In Löwen sehe es sehr kriegerisch aus. Also könne man dort hinter der soldatischen Schutzwehr ganz ruhig sein.

Yvonne fuhr mit dem Aumonier ab.

Der Baron begab sich zunächst nach dem Quartier Leopold, nahe dem Bahnhof Luxembourg, wo Mar-

cels Mutter wohnte. Im Quartier Leopold fand er verschlossene Tore: die ganze vornehme Welt war nach Ostende übergesiedelt. Leere Straßen in der prunkenden, französisch übertünchten ‚oberen Stadt‘.

Aber in der ‚unteren Stadt‘, dem Flamenviertel, herrschte desto größere Unruhe, Hast und Furcht. Mit Hundekärrchen rasselten sie an, der Jongenlief, die Straßenlümmel, die sogenannten Ketjes. Sie haben ein paar deutsche Schaufenster eingeworfen. Die Deutschen hat man schon aus der Stadt hinausgeklappert, jetzt wirft man ihnen auch noch die Häuser zusammen. Hä — das und dies holte Pittje aus den Sacktaschen seiner schlampernden Hosen, nette Dingsken aus den Geschäften der Deutschen, auf die Straßen hat man's geschleudert, also kann man's dort holen. Allez, allez! Kein deutsches Haus soll mehr in Brüssel stehenbleiben. Die Holzschuhe klapperten, die breiten Stimmen grölten. In der Rue haute stießen sie auf einen Trupp, der zwei Soldaten umringte, tumultuarisch in begeisterten Schreien. „Kijk! Wat hebben sie da? Einen Helm! Oh, einen Helm! Myn God, wat iß dat mit dem Helm?“ Sie stürzten auf den Trupp zu. Pittje warf sich mit massiven Armstößen hinein. Je mehr Skandal, desto besser! Man war erregt, man war geängstigt, man mußte sich die Brust freischreien. „Wat iß dat mit dem Helm?“

Immer größer wurde der Anlauf. Vorübergehende wurden mitgeschoben. Man wälzte sich in die breiten Straßen hinein. Der Baron rettete sich auf die Treppe eines Geschäftshauses. „Was ist das mit dem Helm?“ fragte auch er. Gleich stand die Treppe voll Gaffer, die begeistert die Hüte schwenkten. „Ein deut-

scher Helm, ein verfluchter deutscher Helm! Von den tapferen Karabiniers erobert! Ah, unsre braven Pioupious! Vive! Auf die Stange mit dem deutschen Helm!“

Pfiffe gellten, die ganze Breite der Straße füllte ein tobender Menschenstrom. Aus allen Türen, aus allen Fenstern ein Winken und Händeklatschen. „Oh, bravo! Oh, bravo! Auf die Stange mit dem deutschen Helm!“ Sie spuckten nach ihm, sie hieben nach ihm, schüttelten die Fäuste und ergingen sich in gemeinen Verwünschungen. „Hä, la! Kommt dort ein Auto? Haltet das Auto! Unsre tapferen Soldaten in das Auto! Halte-là! Haaalte-là!“

Eingestaut in die Menge stand der Kraftwagen. Laut dröhnte die Hupe. „Bahn frei!“ Aber man wich nicht. „Das Auto für die Soldaten und den Helm. Man soll den Helm als Siegestrophäe durch die Stadt fahren!“

Ein Militär beugte sich zum Wagenfenster heraus und fluchte los. Geschrei antwortete ihm. „Raus aus dem Auto! Platz für die Soldaten und den Helm!“

Der Baron schob sich auf die oberste Treppenstufe und reckte den Hals. Die Stimme, die dort in den Tumult hineinrief — der Offizier, der sich herausbog — wieder der Kopf mit dem Käppi. Marcel, tatsächlich Marcel! Der Baron wollte zu ihm hinüber. Keine Möglichkeit, wie eine Mauer preßte sich die Volksmenge um ihn.

„Reißt sie aus dem Wagen 'raus wenn sie nicht wollen!“

„Raus! Raus!“ dröhnte das Echo aus dem wogen-

den Gewühl. Die Menge schwankte, wankte, stieß gegen den Wagen an. Das Verdeck klappte herunter, ein Mann stand aufrecht darin, ein Aumonier — Dieu! der Aumonier, der doch mit Yvonne davongefahren war —, und stellte sich schützend vor eine Frauengestalt. War das Yvonne? Yvonne! Empörend! Yvonne in diesem Volksauflauf — zwischen den Fäusten dieser berauschten Horde! Wie kam Marcel zu ihnen?

Marcel stand auf dem Wagentritt, zog blank und ließ seinen Degen über den Köpfen blitzen.

„Wat? Er schlägt mit dem Säbel auf das brave Volk? Jongskens, jetzt die Messer heraus!"

Da schoß hinter Marcel die schlanke Frauengestalt auf. Ihre helle Stimme zitterte über dem wüsten Geschrei: „En voiture! Ich mache den braven Soldaten Platz!"

Arme langten nach ihr. Sie versank in der Menge. Die Weiber schrieen ihr ins Gesicht, befühlten in dreister Neugier den Besatz ihres Mantels, ihre schmalen Hände. Und einer hinter ihr, der noch gewalttätig das Messer schwang, schlitzte ihr in den Mantel, lachte und stach ihr in den Hut. Die Weiber kreischten auf, rissen das Loch im Mantel größer und freuten sich des Schadens. Hatten sie keinen solch feinen Mantel, brauchte die Reiche dort ihn auch nicht zu haben.

Marcel schlang den Arm um sie und schob sie fort. Er wurde gegen sie geworfen, es war kein Halten mehr. Drüben an den Häusern ließ sich ein Polizist sehen. Marcel rief ihn wütend an, aber der zuckte nur mit der Schulter. Was war zu machen? Das Volk war gefährlich erregt. Ein kleiner Anlaß noch,

und man hatte eine Straßenrevolution. Also ließ man sie am besten austoben. Dann liefen sie ebenso schnell auseinander, wie sie zusammengeströmt waren.

Die Soldaten in dem Auto hielten auf einem Spazierstock den deutschen Helm hoch, feierlich, mit tragischer Geste. Langsam voran. Die entzückte Menge wälzte nach. „Vorwärts, zum König! Der König soll den eroberten deutschen Helm sehen. Der König soll sich freuen!"

Und herbei strömt's aus den Straßen. Zum König! Schier endlos wurde der Zug. Die letzten wußten schon nicht mehr, warum die ersten jauchzten, aber sie jauchzten mit. Es beruhigte ihre fiebernde Angst, wenn sie jauchzen konnten.

Von dem Strom wurden auch der Baron und die andern unaufhaltsam mit fortgerissen.

„Zum König!" rief auch Marcel und henkelte sich in den Arm der Baronesse. „Wir müssen diese wunderbare Stunde miterleben."

Der Aumonier setzte unterdessen, so gut es in dem Lärm ging, dem Baron auseinander, wie sie mit Herrn de Pont-Neuve zusammengetroffen seien. Auf dem Bahnhof überwachte der Adjutant die Verschickung von Maschinengewehren nach Löwen, eben in dem Augenblick, als der Aumonier mit Baronesse dort anlangte. Monsieur habe dann nicht zugeben wollen, daß Baronesse mit einem Militärzug fahre, und besorgte ein Offiziersauto.

Zusammengedrängt durch die Volksmenge, schoben sich vor ihnen Marcel und seine Braut her. In übergroßer weichlicher Zärtlichkeit war er um sie bemüht. Seine Gefühle sprangen wie Feuergarben auf. Er

war schnell berauscht. Aber süß war es, süß, daß sie zu ihm floh, daß sie sein Weib werden wollte in diesem erhabenen Augenblick, wo sein König ihn an die Front rief. Er preßte sich an sie, flüsterte an ihrem Ohr, hörte nicht mehr das Tosen um ihn, war allein mit ihr — allein. Ob sie sein Flüstern in dem Geschrei hörte? Warum senkte sie das Gesicht? Yvonne ... sie soll den Handschuh ausziehen, er will ihre warme Hand spüren ...

„Yvonne — bitte, ein Wort, bitte ..."

Da irrten ihre Augen über sein sehnsüchtiges Gesicht hin. Sie sprach etwas, er verstand nicht, aber er fühlte, wie ihre Hand zitterte.

Die Menge flutete auseinander und zerteilte sich auf dem Platze vor dem Königsschloß. Man konnte wieder atmen. Die lange Fassade des Schlosses hinunter flutete die Menschenmenge, immer wieder erscholl der fordernde Ruf: „Le roi! Le roi!"

Das Auto fuhr bis ans Portal vor. Im Wagen standen noch wie Gralswächter die Soldaten und hielten den deutschen Helm hoch.

„Le roi! Le roi! Wo ist der König? Der König soll sich zeigen!"

Durch das Schloßportal eilten Ordonnanzen und höhere Offiziere ein und aus, Generäle mit bauschigen Schnurrbärten, Minister mit schwarzer Mappe unterm Arm. Wagen fuhren vor, Reiter sprengten an, reichgallonierte Diener sprangen aus dem Portal, öffneten den Wagenschlag. Lauter und dringlicher wurden die Rufe des Volkes.

Da ging an der langen Fassade ein Fenster auf, ein Diener in weißen Handschuhen breitete einen

Teppich über das Fensterbrett. Dort also werden die Majestäten erscheinen.

Brutal drängte jetzt die Menge zusammen unter das Fenster. Und noch eins wurde geöffnet, und wieder eins. Das Gefolge erschien, Hofdamen und Kammerherren.

Dann wurde die hohe Gestalt des Königs sichtbar. Ein typisches Gesicht aus dem Stamme Leopolds; auch die Koburgnase. Neben ihm erschien die Königin. Am zweiten Fenster standen die Kinder, winkend und lächelnd die kleine Prinzeß. Auch die Günstlinge des Königs, die Oultremonts, die Schoenhoven.

Ein tosendes Händeklatschen setzte ein, dazwischen erschollen wilde, verzückte Rufe der Begeisterung: „Vive le roi! Vive la reine! A bas les Allemands!"

Der König hob die Hand, er wollte sprechen. Aber es dröhnte immer noch: „Vive le roi! Vive la reine! A bas les Allemands! Vive la France!"

Offiziere mischten sich unters Volk und winkten, daß der König sprechen wolle. „Jawohl, der König soll sprechen! Silence! Der König will sprechen!"

Da sprach der König, und es wurde still wie in einer Wüste:

„Belgier! Ich bin erfreut und gerührt durch die spontane Begeisterung, die hier zum Ausdruck kommt. Der Königin und mir wird dieser erhabene Augenblick, der das belgische Volk in unerschütterlicher Einigkeit und Treue zum Throne vereinigt sieht, unvergeßlich bleiben — was auch immer kommen möge . . ."

Oho! Wie sagt der König? Was auch immer

kommen möge? Nichts soll kommen. Sieg soll kommen, Sieg und nochmals Sieg. Und höhnisch meint einer: aber vielleicht drückt er sich bloß nicht gut aus, der arme kleine König! Er spricht das Französische etwas schwerfällig; er ist ja kein Wallone.

Und der König spricht noch:

„Mag der Ansturm der Feinde noch so kräftig sein, an dem Wappen Brüssels wird er zerschellen wie Glas. Unser stolzes Wappen trägt im Schild den Erzengel Michael, der den Lindwurm, den von wahnwitzigem Hochmut beseelten Luzifer, überwindet. Ist das nicht ein Vorzeichen von dem, was jetzt vor den Toren Brüssels geschehen wird? Bis hierher und nicht mehr weiter, Germane! Die Lanze des Erzengels ist gezückt. Unsre Waffen starren dem Feinde entgegen. Wir wollen ihm die Greuel heimzahlen, die er in unser blühendes Land getragen hat. Belgier! Ich habe euch nichts andres mehr zu sagen, als: Es lebe das unabhängige Belgien! Und wiederum: Es lebe das unabhängige Belgien!"

Er wollte noch weitersprechen, aber das nun losbrechende Geschrei brandete über alles hin. Männer umarmten sich, Frauen weinten, Jünglinge versuchten an dem Portal hinaufzuklettern. Der deutsche Helm flog empor und wurde zum Wurfball der fanatisierten Menge.

Marcel stand mit glühenden Augen unter den lautesten Rufern. Feindselig, haßerfüllt zuckte es in seinem geröteten Gesicht. Ein Knirschen kam zwischen seinen festgepreßten Lippen hervor. „Yvonne, weißt du, wem ich da draußen auf dem Schlachtfeld zuerst

begegnen möchte? Weißt du es? Dem Lützower! Diesem ... Ha! Wie er hinter m i r her war, so ich nun hinter i h m. Mein Degen zuckt mir schon in der Hand, wenn ich bloß an ihn denke. Mein Degen in sein Blut getaucht, Yvonne! Dann schick ich dir den Degen, und dann weißt du, was ich dir sagen lassen will. Warum zitterst du, Yvonne?"

„Zittere ich?"

„Du bist sehr erschreckt, chérie."

„Ja, wir müssen zurück."

„Jajaja — wir müssen zurück. Wir müssen zusammengehören —" Und er zog sie mit sich fort.

Das jubelnde Gedränge in den Straßen wurde zum Volksfest. Aber alle zog es nach e i n e r Richtung, die aus der oberen und aus der unteren Stadt — nach dem Rathause, als folgten sie alle einer unbewußten, geheimen, angeerbten Gewalt. In den sonnblanken Himmel hinein ragte der Monumentalschatten des über hundert Meter hohen Turmes. Auf seiner leuchtenden Spitze wieder das Wahrzeichen Brüssels, die Riesenfigur des Erzengels Michael. Hier hat zu allen Zeiten der Trotz und Eigenwille der Bürgerschaft seine Orgien gefeiert, vor diesem Wunderwerk selbstherrlicher Baukunst.

Was rief da einer? Bürgermeister Max harre unterm Portal des Volkes? Ha, vive! dieser prachtvolle Bürgermeister. Die begeisterten Scharen stauten sich um ihn. Er verkündete ihnen siegreiche Botschaften. Erschöpft und entmutigt wären die Deutschen in Lüttich. Ihre vorgeschobene Reiterei mühe sich vergebens ab, das Gelände zwischen der oberen Maas und Geete zu überschreiten. Derweil seien die

Hilfskorps der Verbündeten in Belgien gelandet, und nun gehe es mit drei Gewalten gegen den erschlafften Feind.

„Belgier, Fahnen heraus! Die Fahnen unsrer hohen Verbündeten! Hoch Frankreich! Hoch England!“

Da flaggte, wehte, grüßte es in leuchtenden Farben. Scharen und Trupps kamen aus allen Straßen, mit eintönigem, grimmigem Taktgesang: „A Berlin, à Berlin, à Berlin!“

So nahmen sie den Weg zum großen Markt, über den das Volksheer sich ergoß. Dort stand das Brothaus, in dem Held Egmont seine letzte Nacht verbrachte. Überall traf man auf Zeugen der brandenden, überschäumenden Volksseele. —

Dann besprach der Baron mit Marcel noch das Nähere über die Nottrauung, die der Aumonier im Mutterhaus in aller Stille vorzunehmen sich erboten hatte. Er selbst tat sofort die nötigen Schritte für die Ziviltrauung, während Marcel sich ein Schreiben des Generalkommandos verschaffte, woraufhin die Trauung auf den andern Morgen festgesetzt wurde.

* * *

Das Morgenrot brannte in die Fenster des Klosterkapellchens. Die Kerzen flackerten am Altar. Eine junge Nonne huschte die Stufen hinauf und stellte duftende Blumensträuße vor das Sanktissimum.

Ein roter Teppich floß die Stufen hinunter durch den Gang bis zur Kapellentür, wo nun am Arm des Barons die bleiche Braut hereintrat. Hinter ihnen schritt Marcel in Uniform mit einem befreundeten

Offizier. In weißem Ornat wartete der Aumonier am Altar. Die Trauzermonie begann.

Droben auf der Empore erschienen die Nonnen, sanken in den Kirchenbänken auf die Kniee. Im Turm hob ein helles, klingendes Läuten an, während drunten am Altar das Wort der Entscheidung fiel: „Ja!“

Da setzte das klingende Glöcklein aus, da war's geschehen. Am Altar erhob sich das Paar. Marcel reichte den Arm der Braut, die er nun als Frau nahm.

Der Geistliche sprach das Schlußwort: „Gehet denn hin, vereint im Kampf, unter dem Donner der Kanonen zusammengeschmiedet, die erfüllte Hoffnung edler Geschlechter. Seid stark und einig, wie das bedrohte Vaterland es jetzt fordert! Und wo eine Welt in Waffen sich erhebt, da gehet ihr in Frieden. Pax vobis! . . .“

Horch — eine Stimme draußen, eine laute Stimme in der Klosterstille. Eine militärische Meldung: „Wo finde ich den Adjutanten, Monsieur de Pont-Neuve?“

Der Offizier, der Marcels Trauzeuge gewesen war, sprang hinaus auf den Klostergang. Und wieder hörte man die laute Stimme: „Die königliche Familie hat Brüssel verlassen! Die Regierung ist in Automobilen soeben davongefahren!“

Marcel stand totenblaß in der Tür der Kapelle. Was war vorgefallen? Plötzlich — niemand wußte, niemand ahnte es — war ganz Brüssel von Tumulten wahnsinnigen Schreckens erfaßt. Die Deutschen kommen! Die Deutschen! Blödsinn! Nieder mit den Schreiern! Nur eine Vorsichtsmaßregel der Regierung, weiter nichts.

Vor dem Mutterhause surrte das Militärauto. Sofort solle sich der Adjutant in einem Panzerauto nach Löwen begeben.

Der Baron umfaßte seine Tochter, doch Marcel riß sie an sich: „Du kommst mit!"

„Wahnsinn! Lassen Sie mir meine Tochter!"

„Sie gehört zu mir."

„Man nimmt keine Frau mit in den Kampf!"

„Es wird kein Kampf sein. Die belgische Armee steht wie ein Wall um Löwen. Yvonne bleibt bei Mère Candide."

„Schön — dann soll Yvonne entscheiden!"

Yvonne stand schweratmend zwischen beiden Männern. In leisem, bangem Hauchen glitt's von ihren zitternden Lippen: „Ich gehe mit ihm . . ." Und beide Arme zum Abschied um den Hals des Barons schlingend, setzte sie hinzu: „Kann ich denn anders?"

Die Kerzen am Altar waren erloschen, das Morgenrot floß wie ein Blutstrom über den Horizont.

* * *

Löwen war ein einziges Kriegslager; Geschütze und Maschinengewehre säumten die Straße nach Diest.

Marcel mußte sofort zum Kommandanten. Noch eine Umarmung, dann ließ er seine junge Frau im Kloster zurück. Aber es quälte ihn offenbar noch etwas, eine geheime, bohrende, mehr ahnende als begründete Eifersucht. „. . . Und dann weißt du . . . wenn ich dir den Degen schicke. Das Blut des Lützowers bin ich mir schuldig — hörst du . . . hörst du?!"

Da drängten ihre abwehrenden Arme ihn fort.

„Schick ihn mir, schick ihn mir —.“ Mit diesen Worten sank Yvonne laut weinend in die Arme der Mère Candide . . .

Von der Kathedrale her scholl wirres Getön der Glocken.

Alarm! Bürger zur Wehr! Die Deutschen auf der Straße nach Löwen!

Reiterscharen sprengten im Galopp durch die Straßen. Aber sie fanden die Häuser verrammelt, die Läden verschlossen. Hinunter in die Keller! Auf, ihr Männer, zum Rathaus! Sammelt euch! Rettet das Vaterland! Jedes Haus war eine Festung, jeder Baum ein knatterndes Gewehr, jede Mauer ein Wall von Mordinstrumenten.

Offiziere des Hauptquartiers sausten auf die Straße nach Tirlemont, etwa zwanzig Kilometer von Löwen, hinaus und hantierten mit dem Scherenfernrohr hinter der Anhöhe der Kleinbahn.

An ihnen vorbei flitzte das Auto mit den französischen und englischen Kriegsberichterstattern, deren Führung Marcel übernommen hatte. Sie fuhren an dem Rathause vor, einem spätgotischen Bau, der im überreichen Schmuck seiner Statuen und Türme prangte. Sie stiegen die im Halbbogen ausgeschweifte, von Seitentreppen flankierte Haupttreppe hinauf. Aus dem mittleren der drei Eckgiebeltürme ragte der Lauf eines Maschinengewehrs. Die Berichterstatter, die mit Zeichnungen versehen waren, trugen die Bemerkung ein: ‚Maschinengewehr hier aufgestellt.‘

„Kunstwerke armieren? Eine bedauerliche, aber vielleicht notwendige Maßregel,“ warf der französische Kriegsberichterstatter ein.

Marcel de Pont-Neuve zuckte die Achsel. „Wir können uns diese vortrefflichen Stützpunkte nicht entgehen lassen.“ Aber er zog es nun doch vor, die Herren nicht zur Kathedrale zu führen.

Indessen hatte der englische Berichterstatter im Vorbeifahren bemerkt, wie sich das Volk um ein Schild neben der Kathedrale ansammelte. ‚Maschinengewehre und Scharfschützen in der Laterne‘, stand auf dem Schild zu lesen. Er neigte sich flüsternd dem Adjutanten zu: „Wo ist das — die Laterne?“

„Oberer Turmteil.“

„Sie sagten, daß Sie uns zu einer Funkenstation bringen wollten.“

Marcel zögerte. Sein Blick aus halbzugekniffenen Augen glitt über den Franzosen. „Ich bitte aber die Herren, davon nichts in ihren Berichten zu bringen.“

An der Josefskirche ließ er halten und stieg mit den Herren die steilen Turmtreppen hinauf. Fahles Licht fiel durch die Spinngewebe der Turmluken. Die Schritte der Männer polterten auf den knarrenden Brettern der Leitertreppe. Droben wurde ein Kopf sichtbar, ein Mann winkte mit der Hand: „Leise, leise! Soeben laufen Wellentelegramme ein.“

Sie standen nun in der offenen Tür des Telegraphierraumes. Drei Herren an dem Tische starr aufrecht, den Hörer am Ohr. Die Berichterstatter sahen sich interessiert in dem Raume um. Vorzüglich eingerichtete Telefunkenstation. Ein Sonnenstreif verfing sich in dem einem Schirmgestell ähnlichen Drahtnetz, das zur Aussendung und Einfangung der elektrischen Wellen diente.

Der Engländer tastete die Wände ab: sie waren mit Filzdecken belegt. Wegen der Detonationen.

Da hatten die drei Herren die Wellentelegramme, so wie sie durch Klopfen und Surren an ihr Ohr schlugen, in Morseschrift notiert und tauschten nun gegenseitig ihre Zettel aus, um zu vergleichen, ob sich kein Hörfehler eingeschlichen habe.

Marcel beugte sich über die Schulter des einen Beamten und las das Telegramm ab. Seine Lippen preßten sich zusammen, jähe Blässe rann in sein Gesicht. Ein paar niederschmetternde Worte standen da, ein ganzes Schicksal in Punkten und Strichen: ‚Die Deutschen rücken weiter vor. Hauptquartier verlegen.‘

Er trat wieder zu den Berichterstattern zurück, die Erregung zitterte ihm bis in die Fingerspitzen. In spöttischem Grimm preßte er die Worte heraus: „Meine Herren, unsere Sache steht gut. Depeschieren Sie das Ihren Zeitungen.“

Drunten im Turm schob sich der Engländer zu ihm. Sein bartloses Altweibergesicht zerknitterte sich zu zahllosen Fältchen. „Werden die Deutschen nach Brüssel kommen, Herr Adjutant?“

Durch die zusammengebissenen Zähne schleuderte ihm Marcel die Gegenfrage als Antwort zu: „Werden die Engländer nach Antwerpen kommen, mein Herr?“

Durchs Kirchenschiff dröhnte ein Schritt, eine Ordonnanz, die sofort auf Marcel zueilte und ihm die Meldung zuflüsterte: „Die Genietruppen sind soeben eingerückt. Der Herr Adjutant ist sogleich zum Kommandanten befohlen.“

Der Kommandant war im Begriff, das Auto zu besteigen, das ihn nach Brüssel bringen sollte. Schnell warf er Marcel noch einige Verhaltungsmaßregeln hin. Er sollte, wie schon auf Route Namur, jetzt wieder die Führung der Genietruppen übernehmen, den Rückzug des belgischen Heeres decken und sämtliche dem Feinde nützlichen Stützpunkte zerstören. Was unter diesen Stützpunkten zu verstehen war, wußte Marcel: kein Turm in den Dienst des Feindes!

Durch die Straßen schwirrte ein Ruf: „Gefangene, deutsche Gefangene!" Eine Mauer von gaffendem Volk bildete sich um die paar Gefangenen. Aber eine auffällige Stille herrschte ringsum; kein Tumult, kein Schimpfwort, nur düstere, haßerfüllte Blicke.

Marcel sauste an dem Kloster der Mère Candide vorüber. Kein Aufenthalt; die Vaterlandspflicht rief. Aber zwei, drei Worte wollte er der Geliebten doch noch hinschicken. Sie soll die Arme für ihn offenhalten, seiner harren. „Harre wie eine Braut! Ich komme, ich komme."

Im Klostergarten schleifte es durch die blühenden Büsche, schwarze Gewänder, flatternde Nonnenschleier. Es war die Stunde der Mittagserholung. In einer Doppelreihe — die eine Reihe rückwärtswandelnd — bewegten sie sich durch den breiten Gartenpfad, von der Statue des segnenden Heilandes bis zur Lourdesgrotte, immer im selben Schrittmaß. Vom segnenden Heiland aus ging die Reihe der Mère Candide rückwärts; es war kein Unterschied des Standes.

Ab und zu flatterte ein hellklingendes Lachen auf, wenn la petite soeur des pauvres ihre Erlebnisse aus dem Spelunken-Marolleviertel von Brüssel erzählte,

sie, die nicht das Ordenskleid der Löwener Schwestern trug, aber eine adlige Nichte der Mère Candide war — man ließ sogar durchblicken, daß sie Witwe sei und einen fürstlichen Namen trage. Nun aber war sie die kleine Armenschwester, die mit dem Korb von Haus zu Haus, von Hotel zu Hotel ging und für ihre Armen bettelte.

Am Klosterhof erschien die Arbeitsschwester mit der großen Schelle. Die Erholungszeit war zu Ende; das Schweigen, die Pflicht, die Arbeit begann wieder.

Mère Candide führte die kleine Armenschwester, die einmal im Jahre, und zwar um die Zeit der großen Retraiten, ihre Verwandte auf einen Tag besuchen durfte, zum Kloster zurück. „Schwester, Sie müssen jetzt unsre Yvonne sehen."

Da sahen sie Yvonne schon wartend im Dämmer des Kreuzganges stehen, schlank und schwarz wie immer: solange ihr Vaterland trauert wird sie keine Farben tragen. Aber unterm Halsausschnitt ihres Kleides hat sie heute doch eine gelbe Rose an einem roten Schleifchen befestigt.

Die blaudurchäderte Hand der Mère Candide zuckte danach. „Oh, ma chère — dieser eitle Schmuck in unsrer traurigen Zeit!"

Yvonne tippte auf das Schwarz ihres Kleides, auf die rote Schleife und dann auf die Rose: schwarzrotgelb, die Landesfarben. Da verstand Mère Candide, nickte mit dem verhüllten Kopfe.

Die lebhaften Augen der kleinen Armenschwester flogen indes prüfend über die junge Verwandte hin. Dann kniff sie mit beiden Händen in deren Wangen,

sah ihr tief in die Augen und sagte: „Mein Kind, Sie hätten Armenschwester werden müssen. Der liebe Gott sagte es Ihnen, aber Sie hörten nicht auf ihn. Loué soit Jésus-Christ!“

Die Pförtnerin schlich zwei Schritt hinter sie und stand dann in bescheiden abwartender Haltung.

„Schwester, was bringen Sie?“

Die Pförtnerin händigte Yvonne das Kärtchen Marcels ein. Die Nonnen schritten weiter in den Kreuzgang hinein, während Yvonne mit ihrem Kärtchen in ihr Zimmer hinaufeilte.

‚Harre wie eine Braut! Ich komme, ich komme!‘ las sie. Der Atem stockte ihr. Ein eisiges Erstarren ging durch ihren Körper. Der arme Marcel! Von ihr gerissen, vom Altar weg — ein ungenossenes Glück —

Geräusch in der stillen Straße? Die Leute liefen zusammen. Yvonne trat ans Fenster, dessen untere Scheiben abgeblendet waren, so daß sie sich auf die Fußspitzen heben mußte, um auf die Straße zu sehen. Gerade gegenüber stand das große Haus eines bekannten Brauereibesitzers. Der Posten davor kündigte an, daß ein höherer Offizier dort in Quartier lag. Auch flatterte die belgische Fahne aus dem Speicherfenster.

Die ganze Straße hinunter lagen die Leute in den Fenstern und winkten einander zu. Yvonne öffnete auf einen kleinen Spalt das Fenster, da schwirrte noch der Ruf auf: „Gefangene, deutsche Gefangene!“

Der Posten trat vor, mitten in die Straße hinein, offenbar wollte er die Leute nicht durchlassen. Sie lachten ihm ins Gesicht. Was? Man soll nicht

schreien, wenn man deutsche Gefangene einbringt? — Sogar ein Offizier ist dabei.

Der Trupp hielt vor dem Hause des Brauers. Ein Soldat der Begleitmannschaft ging hinein, um Meldung zu erstatten.

Yvonne lugte durch die Spalte des Fensters. Drei Gefangene — und zu ihrem Transport fünf Mann Geleit! Erschöpft, unbekümmert um das schwatzende, gaffende Volk, warfen sich die Gefangenen auf das Pflaster und machten die Bewegung des Trinkens.

Nur einer stand, der Offizier. Mit gespreizten Beinen stand er, sah seelenruhig, düster-ernst in die Menge der Neugierigen. Ein merkwürdiger Mensch. Er trug über seiner feldgrauen Uniform den belgischen Infanteristenrock; barhaupt stand er da, die Stirn verbunden, das Verbandzeug blutig.

Auf diesen Mann starrte Yvonne durch die Fensterspalte. Sie hörte die Soldaten sagen: „Er kommt vor ein Kriegsgericht, er hat unsern braven Pioupious die Montur geraubt —“

Yvonne starrte noch immer. Dieser Mann — nein, nein — das blutige Tuch um die Stirn — aber doch — kein Zweifel, er war's, er war's! Der Lützower.

Man brachte den Gefangenen aus dem Regenfaß am Eingang zu den Magazinen zu trinken. Auch Borgers reichte man den Becher. Da nahm er ihn und schleuderte ihn mit einer Geste ruhiger, furchtloser Zurückweisung zu Boden. Empörte Rufe erhoben sich. Eine Frau ballte die Faust, ein Bürger trat gewalttätig vor. Ein Murren ging durch die Menge. In

diesem Augenblick aber kam der Begleitmann aus dem Hause, rief den Befehl des Offiziers, und man transportierte die Gefangenen weiter.

Das Fenster an der Klosterwand stand noch immer offen, aber niemand mehr in der Spalte zu sehen. An die Fensterbank geklammert stand Yvonne, steil aufgerichtet, das Gesicht in leidenschaftlicher Ruhe. Sie atmete kurz und schnell. Es war schrecklich, was plötzlich über sie kam: jähe, wahnsinnige Angst, daß Marcel auf den Gefangenentrupp stoßen und daß dann seine Drohung wahr werden könne: Ich werde den Degen in sein Blut tauchen, dir den Degen senden, und dann weißt du, welche Botschaft das ist . . .

Gräßlich, unsagbar gräßlich! Warum stand sie denn da und tat nichts, irgend etwas, das ihn schützte? . . . Aber nein, es ist ja alles töricht. Nichts kann sie tun, nichts für ihn. Sie ist nicht mehr Baronesse Yvonne, sie darf nicht mehr als solche bestimmen. Kein Entgegenkommen mehr dem Feinde, wie ehedem unter dem Schutze des Barons. Sie ist die Frau des belgischen Offiziers, der die Deutschen haßt mit glühendem Herzen. Sie ist nicht mehr frei, sie kann nichts mehr tun. Nur auf Marcel warten. Ein Frösteln überlief sie, ein erstickter, fast lautloser Schrei entrang sich ihr. Als sehe sie beim Erwachen die mörderische Waffe über sich gezückt. Erwacht sie denn — jetzt erst? Großer Gott! Jetzt erst? Hört sie nicht schon die klappernden Hufschläge, die den wilden Reiter zu ihr hertragen?

Sie sank an die Wand, sie preßte den Kopf mit beiden Händen, sie atmete schluchzend, sie hauchte

wilde Gebete, sie brach fast in den Knien zusammen, wenn sie das leiseste Geräusch im Klostergange vernahm.

Und dann sagte sie sich das mit starrer Verzweiflung: Ich liebe ihn . . . Ich habe ihn immer geliebt . . . ich habe mich Marcel nur in die Arme geworfen, um diese Liebe zu betäuben.

Drunten auf der Straße ertönte eine Autohupe. Man hörte das Surren und Rasseln des Motors. Vor dem Kloster? Ja, vor dem Kloster. Die Hausglocke gellte durch die Gänge. Marcel — Ich komme, ich komme, ich komme!

Yvonne flog zur Tür hinaus und die Treppe hinunter. Drunten traf sie die Pförtnerin mit einem Herrn im Automantel.

Der Herr grüßte ehrerbietig und hielt schweigend die geöffnete Brieftasche mit dem auf den Namen eines in Brüsseler Autosportkreisen bekannten Leutnants lautenden Militärpaß hin. Gleichzeitig raunte er Yvonne zu: „Monsieur de Pont-Neuve läßt Madame sagen, sie solle unverzüglich Löwen verlassen und nach Brüssel zurückfahren. Will Madame die Güte haben, sofort einzusteigen?“

„Sofort?“

„Monsieur läßt bitten, *unverzüglich*.“

Ihre Augen starren entsetzt. „Ohne weitere Erklärung?“

„Bedarf es der noch?“

Da wußte sie genug. Löwen war bedroht. Sie wandte sich zu Mère Candide und umschlang sie. „Kommen Sie mit, mère!“

Aber diese löste sich fast erschrocken aus den sie um-

schlingenden Armen. „Ah, mein Kind! Ein schlechter Hirt, der seine Herde verläßt.“

„Was wollt Ihr tun?“

„Uns der Gnade des Siegers und Gottes Willen anheimgeben.“

Da senkte Yvonne den Kopf, drückte der mère nur heftig die Hand. „Die Gnade des Siegers ist groß. Sie haben recht, ich schäme mich davonzulaufen.“

Der Herr trat drängend vor. „Monsieur wünscht es, Madame.“

„Erinnern Sie Monsieur daran, daß ich schon unter der Gnade des Siegers gestanden habe. Ich brauche hier ebenso wenig davonzulaufen wie aus Sainte-Barbe.“

„Monsieur befiehlt es, Madame la Baronne.“

Ihr Kopf flog in den Nacken, ihre Augen blickten kalt und abweisend.

Da lag warm und mild die Hand der mère auf ihrem Arm, von ihren Lippen kam leise: „Monsieur befiehlt es, Madame la Baronne.“

Ein ganzes Schicksal lag da in einem Atem voll Worte.

Die Schwester Pförtnerin brachte schon Mantel und Hut. Stumm gehorchte die Baronin und bestieg das Auto. Hinter ihr wie hergeweht kam die kleine Armenschwester, den häßlichen schwarzen Beutel mit ihrer wenigen Habe am Arm. „Ich muß zu meinen Marolliens,“ sagte sie kurz und bestimmt und stieg mit ein. „Eine heilige Zeit, wir dürfen jetzt schon ein wenig leiden.“

Und fort sauste der Wagen.

Als sie aus Löwen heraus waren, war's wie in

einer verwandelten Welt. Die Landstraße zeigte sich überflutet von kilometerlangen Wagenzügen. Es war kein Durchkommen, es staute sich zu einem wilden Durcheinander. Flüchtende Bauern aus Tirlemont und Diest, dahinschleppende Ochsenkarren, Hundekärrchen von ächzenden Frauen gezogen, mitgetriebenes Vieh, dazwischen flüchtendes Militär, sprengende Reiter, Flüche, Zurufe. Und über dem allen lag eine traurige, beängstigende Dämmerung, während aus dem verschatteten Felde heraus immer mehr hilferufende Flüchtlinge in das ratlose Gewirr der Landstraße hineinströmten. Immer wieder wie in Fieberphantasien die in wahnsinniger Angst geschrieenen Worte: ‚Les prussiens! Les prussiens!‘

Weiter wälzte sich der Strom in die heulende Finsternis. Dazwischen das Dröhnen dumpfer Donnerschläge, nahe schon, immer näher, immer näher. Hilfe! Hat der gute Gott Belgien verlassen? Will er Belgien züchtigen?! Womit hat man das verdient! Wo bleiben die Verbündeten? Verdammter Krieg! Bis in die Hölle hinein verdammt!

Aus den Schlünden der schrecklichen Nacht tauchten die Türme und Dächer Brüssels auf. Aber auch Brüssel lag im Dunkel, auch hier herrschte ein mörderisches Gedränge. Laternen gab es nur an den Schanzgräben in den Straßen. In ihrem trüben Schein sah man huschende Gestalten mit fahlen, verzerrten Gesichtern. Durch die dumpfe Finsternis schollen lärmende Rufe, Autohupen, Hilfegeschrei, Kommandoworte der Garde civique, das Klirren zertrümmerter Schaufenster, Schüsse, das Donnern der Flüchtlingszüge über den Bahndamm.

Das Auto mit Yvonne und der Armenschwester saß bald in dem Wirbel fest. Man riß die Wagentür auf, stieg ein, fremdes, unbekanntes Volk. Yvonne wollte aussteigen und sich aus der Wirrnis herauswinden. Aber die Armenschwester drängte sie auf den Sitz zurück und bog sich zum Fahrer hinaus: „Wir werden erdrückt. Versuchen Sie zum Marolleviertel durchzukommen, bis zum Kloster der petites soeurs des pauvres!“

Eine Stimme aus dem Dunkel rief: „Oh — die kleine Armenschwester? Platz für die kleine Armenschwester!“

Ein Marollien sprang neben den Fahrer und wies ihm den Weg, wo er durchkommen konnte. Sie kennen sich aus in der Dunkelheit, die aus dem Marolleviertel, sie haben Katzenaugen, sie sind die Fürsten der Nacht.

Endlich hielt man vor der kahlen Wand des Klosters. Yvonne wollte mit der Armenschwester aussteigen, aber der Fahrer hielt sie zurück mit dem Bemerken, daß Monsieur ihm anbefohlen habe, seine Frau zum Grafen Jourdain im Quartier Leopold zu bringen.

Von den Ungeheuerlichkeiten der Schreckensfahrt waren Yvonnes Nerven so erschüttert, daß sie willenlos auf den Sitz zurücksank. Mochte man mit ihr tun, was man wollte.

Durch stille, unendliche Nebenstraßen ging die sausende Fahrt. Nur ab und zu begegnete ihnen eine Mietdroschke, die vorüberrasselte und ihr Laternchen durch das Dunkel geistern ließ. Der Fahrer rief einen Kutscher an, fragte ihn nach dem Hotel des Gra-

fen Jourdain. Dann mußte er dicht an der Häuserfront entlangfahren, damit das Autolicht auf die Hausnummern fiel.

Dort — eine Droschke vor einem Herrschaftshause. Das war die Nummer des Grafen Jourdain. Da sein Auto requiriert war, hatte er mit viel Geld und mehr guten Worten eine Droschke hergeholt. Eine Gestalt darin zwischen Handtaschen und Kisten. Man rief sie an. Eine Frauenstimme antwortete bedrückt. Yvonne sprang aus dem Wagen. Ja, es war die Gräfin, die sich zu ihr neigte und sie tränenerstickt umarmte. „Unser armes Belgien —“

Zwei Männer, der Graf und ein Diener, schleppten eine Kiste mit Wertsachen aus dem Portal.

Yvonne hielt noch die Hand der Gräfin und flüsterte: „Oh, nicht flüchten, nicht flüchten! Ergeben Sie sich der Gnade des Siegers.“

„Jamais!“ klang es scharf zurück. Der ganze Abscheu, die wilde Todesangst vor den Barbaren lag darin. Yvonne wollte noch ein Wort sagen, da rasselte die Droschke davon.

Nun ging die Fahrt wieder nach dem Kloster der Armenschwestern zurück. Im Marolleviertel tobte die Nacht. Gleich am Eingang, wo das Volkshaus steht, rottete sich ein wüster Trupp zusammen, der unablässig Flüche gegen den Krieg und Verwünschungen gegen die Regierung ausstieß. Mit Knütteln schlug man auf das Verdeck des Autos. Das Gegröhle der feigen Angst ergoß sich bis zum ‚Flohmarkt‘. Das Raubgesindel des Marolleviertels zog aus zum Plündern in der Nacht. Da überrannte sie die wilde Flucht des belgischen Heeres. —

Am Morgen, als die Finsternis davonkroch, als der fahle Nebel über das Meer von Dächern hinschleifte — gellte der Wutschrei in hundertfachem Echo durch die Straßen Brüssels: „Die Deutschen sind da!"

Der Himmel strahlte auf, Goldkränze wob die Sonne um die Türme. Still wurde es in Belgiens Hauptstadt, totenstill. Man atmete kaum noch. Man kroch in die Häuser zurück wie todwunde Tiere in das Walddickicht, bebend vor Scham und Wut. Wo war Belgiens Heer? Wo waren die Verbündeten? Wo waren die siegreichen Versprechungen der Regierung? Wo war der König?

Ein Volk, verlassen und dem siegreichen Eroberer entgegengetrieben! Das ganze Feldheer auf der Flucht nach Antwerpen!

Im aufstrahlenden Tag sprengten die deutschen Reiter auf Brüssel zu.

Und die Brüsseler, die auf die Zinnen ihrer Häuser gestiegen waren und aus den Dachfenstern lehnten, sahen es aus dem blauen Dunst der fernen Flur heraufsteigen: das germanische Heer, die graue Woge, die stolze Wehr Wilhelms II.

Die weiße Fahne entrollte sich auf dem Rathause, kein Windhauch bewegte sie. Die Treppe herunter kamen schweigende, tieferns te Männer in Amtstracht, der Bürgermeister mit den Ratsherren. Sie schritten dem Sieger entgegen, um die Schlüssel der Stadt in seine Hand zu legen.

Und Trab und Trab und Marsch und Marsch und Troß auf Troß, donnernder Schritt, Rossegetrappel, ein Reiterlied.

Grenadiere, dumpfpolternde Stiefel, Gewehr auf Schulter, Kolben in der Faust, verschwitzte braune Gesichter, aber ein Schmunzeln darin, rollende Blicke hinüber, wo die flandrischen Mädchen stehen.

Husaren, Trutzköpfe, borstige Schnurrbärte unter der Nase, Augen todernst, die eine Hand lose am Zügel, die andre auf den Schenkel gestützt. Hinter ihnen das tosende Geräusch der Geschütze, der dumpfrollenden Räder, der Munitionswagen, der Bagagekolonnen. Und immer wieder und immer mehr und endlos und Stunde auf Stunde, drei Stunden und mehr. Immer noch kein Ende. Es rollt und reitet und marschiert noch immer. Sechs Stunden endlos und eintönig. Wie rauschende Nebelschwaden, wie die wandelnde, unendliche graue Heide.

Die Nacht bricht an, und noch immer Marsch und Marsch und Trab und Trab und Troß auf Troß.

Ein Meer erhebt seine Stimme und braust in deutschen Sängen. Prallende, hallende Sangesdonner. Die Schleusen der Menschenbrust öffnen sich. Jeder Mann eine Siegesfanfare. Das Lied der Hunderttausend: ‚Lieb Vaterland, magst ruhig sein‘.

Da flüchteten sie von den Straßen weg, die Brüsseler, zurück in die Zimmer ihrer Häuser. Aber es drang noch durch die Mauern ihrer Häuser, durch verrammelte Türen und Fenster, das Lied der Hunderttausend mit seiner sieghaften Zuversicht, seiner treudeutschen Beharrlichkeit. Und wenn sie mitten in der Nacht erwachen, hören sie es noch immer, das Meer, das durch Brüssel braust, die deutschen Heerscharen, die über die dröhnende Erde dahinfahren.

Sind das die Deutschen, die feigen Hunde, die vor

den Gewehren der pioupious davonlaufen? Sind das die Deutschen, die mager, ausgehungert, revolutionierend in den Krieg zogen?

Belogen und betrogen — nein, nein! Sie verschütten die Wahrheit in ihren erwachenden Herzen. Sie dürfen die Wahrheit nicht erwachen lassen, denn sonst klopft die Verzweiflung an ihre Türen, und man ist zu stolz, zu ergrimmt, zu verbittert, um zu verzweifeln. Ah, victoire! England rückt an. An diesem Felsen wird sich die graue Woge brechen. Eine stille, heimlich lohende Hoffnung, ein schadenfroher, unversöhnlicher Haß, der in all den nachschauenden Blicken glimmt. Und so horchen sie in die Nacht hinein auf das Lied der Hunderttausend in knirschender, harrender Schadenfreude.

Die kleine Armenschwester lief noch zur Nacht durch das Marolleviertel in die stockdunklen Sackgassen. „Ich muß meine Marolliens beruhigen,“ sagte sie, „sonst machen sie mir Revolution,“ und verschwand in der gefährlichen Nacht.

Beim Scherenschleifer Pottenkoop glomm ein trübes Öllicht aus dem engen Hausgang auf die Gasse heraus. Eine Gruppe von fragwürdigen Gestalten drängte sich um das knirschende Steinrad des Scherenschleifers.

Als die Armenschwester in dies Gäßchen einbog, kam der Polizist ihr nach und sagte: „Wenn Sie zu lange bleiben, ma soeur, komme ich mal nachsehen.“

Nicht nötig,“ gab sie zurück, „ein Marollien rührt keine Armenschwester an, das wissen Sie doch.“

„Aber heute — wir sind doch alle heiß zum Explodieren.“ Da hörte er schon ihre trippelnden Schritte in dem Gäßchen.

Ha, notre petite soeur! Salut! Ha, nu soll sie mal sehen: blitzende Messer. Und der Scherenschleifer, noch über sein Rad gebeugt, schliff die gefürchteten Dolchmesser der Marolliens. Ha, petite soeur, jetzt wird man mal ein bißchen Revolution machen. Was sagt die kleine Schwester? Neen, sagt sie, neen? Man soll mit der Revolution warten bis nach dem Fest von Mariä Geburt? Gut, man wird mit der Revolution warten bis nach Mariä Geburt. Also geh Sie nur heim, kleine Schwester, trink Sie een Köppje Koffij und leg sich aufs Ohr!

Da trippelte die Armenschwester wieder aus dem Spelunkenviertel hinaus. Die Marolliens haben's ihr zugeschworen, die Marolliens halten ihr Gaunerwort. Jetzt werden die Armenschwestern nach dem Vaterunser noch hinzubeten: „Lieber Gott, bis Mariä Geburt haben w i r es geschafft, nun schaff du es weiter!"

* * *

Der Durchmarsch des deutschen Heeres war beendet, das Lied der Hunderttausend verstummt.

Die Besetzungsmannschaften wurden an den Bahnhöfen, in Kasernen und Schlachthäusern untergebracht, die Offiziere in den Hotels. Nach den ersten Schreckenstagen ergrimmten Verstummens schlich wieder ein träges Leben durch die Straßen. Am Boulevard Ansbach und du Nord wurden sogar die Cafés geöffnet. Hie und da trippelten auf Stöckelschuhen à la Louis XV. elegante Brüsselerinnen durch die Straßen. Aber hinter den herabgelassenen Vorhängen lauerte der dumpfe Zorn.

Zwischen dem Militär gewahrte man ab und zu einen Trupp Zivilisten. Es waren zurückflutende Deutsche, die vor ein paar Monaten von der Volkswut hinausgepeitscht worden waren und nun ihre zertrümmerte Habe wieder aufsuchten. Eine greise Frau war darunter, die dreißig Jahre lang in Brüssel ihr Weißwarengeschäft betrieben hatte. Jetzt stand sie vor dem zertrümmerten Schaufenster ihres ausgeraubten Ladens. Was wollte sie noch in dem leeren Haus? Sie konnte von neuem beginnen, sich Groschen um Groschen Tagesverdienst vom Munde sparen. Und ist doch eine Greisin. Die Soldaten umstanden sie, sprachen ihr gut zu und gaben ihr, was sie hatten: Wurst und Brot. Sie dankte mit kargen Worten. Lieber Gott, sie wußte noch nicht, wie Bettler danken.

Eine schwarzgekleidete Dame trat zu der greisen Frau, nahm sie mit sich, ließ sich erzählen und schickte sie zu den kleinen Schwestern im Marolleviertel.

Und weiter ging die Dame. Auch am Palasthotel kam sie vorüber. In der Eintrittshalle lagen ein paar Verwundete oder saßen in weichen Klubsesseln, ein verklärtes Lachen auf den hagern Gesichtern.

Wie wohl das tat, aus der Schlacht gleich in solch ein Fürstenkanapee hinein!

Eine Krankenpflegerin wusch den verwundeten Fuß, eine Rote-Kreuz-Dame verband ihn. Ein vornübergebeugter blonder Kopf — die junge schwarzgekleidete Dame, die vorübergehen wollte, blieb zögernd stehen. Da sagte der Soldat zu der blonden Rote-Kreuz-Schwester: „Ich glaub, da kennt jemand Sie.“

Der blonde Kopf fuhr auf. Mein Gott, die Baro-

nesse! Kommt die aber zur rechten Zeit! „Fix, Baronesschen! Der arme Kerl da auf dem Teppich neben der Oleanderbütte lag zwei Tage mit Beinschuß am Wald, bevor man ihn fand. Jetzt haben sie ihm das Bein mit einem Seitengewehr verschient.“ Da ist sie wahrhaftig schon am Wickeln, die Baronesse, etwas schattenhaft und für diese säbelrasselnde Zeit etwas überirdisch, aber ... Was hat sie denn da am Finger? Einen Goldreif? Ist sie denn —?

Yvonne war dem erstaunten Blick gefolgt und nickte. Da schwieg Frau Emma Merkens, schwieg lange, aber mit einem, den sie in jagenden Gedanken ‚armer Kerl‘ nannte, führte sie lebhafte Zwiesprache. Ein Esel war er doch! Sich so was in den Kopf zu setzen! Dumme Kerle, wie versessen sind sie auf die Walloninnen. Auch der Willi. Doch der ist wenigstens bescheiden gewesen. Dieser Herr Franz aber will's eins, zwei, drei mit 'ner neunzackigen Krone machen.

„Jungens,“ raunte sie ihren Soldaten zu, „eine leibhaftige hoffähige belgische Baronin pflegt euch, also benehmt euch!“

Ein Offizier der Sanitätskolonne trat in den Vorraum, sein Schritt glitt gedämpft über die Teppiche. „Morjen, Soldaten!“

„Morjen, Herr Oberstabsarzt!“

Der Offizier war gleich in lebhafter Erörterung mit Frau Emma. In Löwen sei alles voll von Verwundeten, dringend werde Hilfe erbeten. Ob Frau Emma dorthingehen wolle? Natürlich will sie das, und während sie das sagte, stellte sie dem Oberstabsarzt auch Baronin de Pont-Neuve vor. Er sprach in

tadellosem Französisch mit ihr, erfreut, von ihr zu hören, daß sie sich hier der Pflege der Verwundeten etwas widmen wolle. Sein Kollege habe ihm erzählt, in welch hochherziger Weise man ihm für seine Kranken Schloß Sainte-Barbe zur Verfügung gestellt habe. Jetzt sei das Schloß völlig von deutscher Besatzung geräumt, nur die Brückenwache sei noch dort einquartiert, auf Wunsch des Herrn Barons und zur Sicherheit seines Schlosses.

„Nun vor allen Dingen in die Schwesternuniform hinein," rief Emma Yvonne nach, die sich bis zum nächsten Tage verabschiedete, „sonst haben Sie Schwierigkeiten."

Yvonne trat gleich in ein Ausstattungsgeschäft, das sich den Verhältnissen bereits geschäftlich angepaßt und einen Zettel ausgehängt hatte: ‚Man spreeken deutsch.'

Eine Rote-Kreuz-Uniform der belgischen Damen war ausgestellt: weiße Kappe mit dem Kreuz, Pelerinenmantel, ebenfalls mit dem Kreuz auf den Kragenklappen. So eingekleidet trat Yvonne aus dem Geschäft und eilte durch die Straßen auf das Kloster zu.

Jemand folgte ihr. Als sie sich umdrehte, sah sie einen Verwundeten, einen Infanteristen, dem der Fuß verbunden war, und der sich, auf den Stock gestützt, mühsam fortbewegte.

Sie ging schnell weiter. Auch der Schritt hinter ihr fiel in beschleunigteres Tempo. Es war ihr unangenehm, sie blieb stehen. Da trat der Soldat dicht an sie heran. Ein Zucken heftiger Überraschung glitt über ihr Gesicht hin — Jehotté stand vor ihr.

„Gehen wir weiter, s'il vous plaît," raunte er ihr zu, „ich stütze mich auf Ihren Arm, und wir können leise zusammen sprechen. So — très bien, der Verwundete mit seiner Pflegerin. Wir wollen in die Altstadt einbiegen, die weniger von den Grauen überschwemmt ist. Himmlischer Zufall, Baronesse — oder sind Baronesse jetzt — oh, gratuliere! Ich habe Monsieur de Pont-Neuve nicht mehr wiedergesehen, aber trotzdem bin ich durch ihn hier in die Höhle des Löwen gekommen. Ah, wissen Sie, unsre geheime Organisation ist magnifique. Klappt alles. Sie werden jetzt etwas erleben. Ah, passen Sie auf, was Sie jetzt erleben werden!"

Sie unterbrach ihn. „Wollen Sie mir nicht sagen, wie Sie hierherkommen?"

„Vorsicht! Beinahe hätte ich vergessen, zu hinken. Wie ich hierherkomme? Monsieur hat mir die Militärpapiere der Gefangenen in Löwen verschafft, auch die Uniform. Und so hinke ich nun hier herum, darf überall hinein, höre alles, lasse mir alles sagen — und berichte. Madame sind wohl sehr erschrocken — wie?"

Oder täuschte er sich? Sie lächelte ja, sie lächelte ruhig und zurückhaltend. Famos! Eh, Vorsicht! Da scheint ein höherer Offizier sich in die Winkelstadt verirrt zu haben. Mit dem preußischen Gruß hatte er's noch nicht raus. Der Schnick mit dem Kopf, der stramme Ruck. Bien — also flink in die Nebengasse einbiegen.

„Parbleu! Nun wollen wir aber Französisch reden."

Und er redete. Sie lächelte noch — ein erkaltetes, starres Lächeln. O Gott! Was hatte er gesagt? Den Gefangenen in Löwen die Militärpapiere, die

Uniform abgenommen? Wenn Marcel das getan hatte, dann mußte sein Degen aus der Scheide, dann ... nein, nein, das läßt sich ja nicht ausdenken. Ihr Blick streifte Jehottés kleine Statur. Aber wie war das doch? Sie hatte Borgers mit einem belgischen Mantel gesehen. War das so? Erinnerte sie sich? Sie zwang sich hinzuhören auf das, was Jehotté sprach. Haltung, Baronin!

„Madame, was soll ich Monsieur de Pont-Neuve sagen, wenn ich ihn sehe?"

Da biß sie die Zähne zusammen. „Sagen Sie ihm, daß er tapfer sein soll."

„Sie werden von ihm hören." Er drängte sein Gesicht bis an ihre Schulter und raunte ihr zu: „In einigen Tagen erfolgt die Erhebung Belgiens. Dann ist die große, stolze Stunde da. Von einer Sturmwoge hinausgefegt der letzte Sauerkrautfresser. Von Antwerpen her wird's kommen, ein stürmischer Ausfall aus dem Festungsgürtel. Das ist das Alarmzeichen. Von der Kathedrale von Mecheln wird das Glockenzeichen gegeben, und wenn man's in Brüssel hört, werden auch dort die Glocken läuten, und weiterhin durchs belgische Land. Die Kathedrale von Löwen wird antworten, und überall, wo ein Kirchturm steht. Dann weiß man in ganz Belgien: Zu den Waffen! — Oh, es wird herrlich, es wird wunderbar! Auf einen Schlag, auf eine Stunde ist Belgien frei!"

Er schwieg, geschüttelt von seinen Empfindungen. Sein Blick glitt zu seiner Begleiterin hinüber. Sie schien wie auf Wolken zu gehen, aber aus den halbgeschlossenen Augen rannen heiße Tropfen über ein marmornes Gesicht.

Als er gegangen war, wandte sie sich schnell zum Palasthotel zurück. Dort traf sie Frau Emma noch. „Glauben Sie, daß es möglich zu machen wäre, mich statt Ihrer nach Löwen zu schicken?“

„Hängt ganz von dem Oberstabsarzt ab, und der tut's, wenn ich mit ihm spreche.“

Die Antwort des Oberstabsarztes war, daß die Baronin sich für den übernächsten Tag bereithalten möge. —

Im Marolleviertel ging ein Mann durch die Gassen und verteilte geheimnisvolle Bündel. Diese geheimnisvollen Bündel schoben die Marolliens unter die Joppe und verteilten sie in den Straßen, oder sie traten zu den Vorübergehenden und steckten sie ihnen zu. Und die Vorübergehenden sahen scheu um sich, krochen in die Häuser zurück und lasen mit fiebernden Wangen: ‚Die Engländer rücken an. Hunderttausend Mann auf Brüssel zu. Geduld! Schon schlägt die Stunde der Erlösung.‘

Am selben Tage setzte heftiger Kanonendonner ein. Da saßen sie in ihren Häusern und harrten der Stunde. Der Donner der Geschütze wurde stärker und manchmal schon nahe hörbar. Da gingen sie in die Straßen hinaus, und ihre Augen waren voll hinterhältigen Glanzes. Die Stunde war da. Jetzt mußte es von der Kathedrale in Mecheln losdröhnen. Jetzt mußte es schallen und hallen durchs belgische Land.

„Es braucht nur ein Autoreifen zu platzen, und die Revolution ist da,“ sagte man im Rathaus.

Geschütze und Maschinengewehre drohten über die Plätze der Stadt.

Das war an dem Tage, als Yvonne im Roten-Kreuz-Auto nach Löwen hinausgebracht werden sollte. Der Oberstabsarzt sagte ihr: „Sie können froh sein, hier herauszukommen. Brüssel ist augenblicklich heiß wie die Hölle."

Der Wagen fuhr mit einem Feldgeistlichen und einem Soldaten als Begleitmann ab. Der Feldgeistliche riskierte sein schönstes Buchfranzösisch und nickte jedesmal erfreut und dankend, wenn die Baronin ein wenig nachhalf.

„Ich bin erstaunt," begann er, hielt dann aber inne, um sich den weiteren Satz zurechtzulegen, „daß die Flamen uns nicht besser empfangen als die Wallonen. Sie sind doch deutsch wie der Erzengel Michael, den Sie im Wappen von Brüssel haben."

„Ah!" machte Yvonne, und in einer leisen Schwankung zwischen Scherz und Ernst setzte sie hinzu: „Es scheint, der germanische Sieger will sogar den Himmel deutsch machen."

Der Feldgeistliche lachte behäbig, zog die Rockschöße übers Knie, und mit so umständlicher Vorbereitung auf den Witz, den er jetzt machen wollte, meinte er: „Pardon, der Erzengel Michael ist der deutsche Michel im Himmel. Und nun steht der deutsche Michel da im Wappen von Brüssel und sticht einen Kerl tot, der wie ein Wallone aussieht."

Er lachte sehr harmlos; man konnte ihm wahrhaftig einen guten Witz nicht übelnehmen, weil er selbst so viel Freude daran hatte.

Es dämmerte stark. Ein Auto ums andre raste an ihnen vorüber. Marschkolonnen. Train. Zwischen ihnen stak die Feldpost fest. Ein Postoffizier

war durch den Schuß eines Heckenschützen verwundet worden.

Hoppla! Was bremst man da, daß man wie ein Gummiball vom Sitz hochgeworfen wird? Schon ist der Begleitmann vom Wagen herunter, mit vorgehaltenem Gewehr über die Landstraße. Der Tausend! Lag da einer im Straßengraben — ein fahles, ausgehungertes Gesicht, belgischer Jäger —, warf die Arme hoch und lallte wirres Zeug. Am Genick brachte ihn der Soldat hergeschleift, drängte ihn in den Wagen.

Er fiel auf den Sitz hin, schlaff in sich zusammengesunken. Ein tiefer, befreiender Seufzer entrang sich seiner Brust: „Dieu merci . . .“

Auch auf Yvonnes dringende Fragen blieb er stumm und stumpf dasitzen. Die Hand, die sich aufs Knie stützte, zitterte heftig. Erst als er auf dieser schlotternden Hand das weiche Leder eines Damenhandschuhs fühlte, hob er den verstörten Blick. Ein Zerren ging über sein Gesicht, in schreckhaft geheimnisvollem Flüstern kamen die Worte von seinen Lippen: „Jetzt bin ich raus, und sie kriegen mich nicht mehr. Jamais!“ schrie er. „Jamais!“

Der Soldat reichte ihm seine Feldflasche. Er trank sie auf einen langen Zug leer und kroch dann wieder in sich zusammen. Ein tiefbehagliches Schmunzeln erwärmte sein von Bartstoppeln überwuchertes Gesicht. Abgerissene Worte: „Ich bin nicht verrückt, wissen Sie, aber sie kriegen mich nicht mehr in diese Hölle da. Es wird wieder loskrachen. Fahren Sie nicht dort hinein! Um der Liebe Gottes willen, fahren Sie nicht!“ Er stürzte auf den Sitz nieder, winselte und schrie.

Da — ein Schuß von der Stadt her, und noch einer, wieder einer — ein Aufblitzen von dem Turm der Kathedrale. Das Geknatter lief plötzlich wie über eine Kurbel, als setze es sich fort durch ganz Löwen.

Aus dem Wagen heraus sprang der Mann und jagte in rasenden Sprüngen übers Feld. Der Feldgeistliche stand im Auto, beschattete die Augen mit der Hand, sah nach der Stadt hinüber. „Vielleicht sind es Schießübungen der Unsrigen —"

Da knatterte eine fürchterliche Schießerei los. Plötzlich ein Geheul in den Lüften. Ein Wehklagen. Waren das Glocken? Die Glocken der Kathedrale schwer und dumpf und dröhnend. Die Glocken der Jesuitenkirche, der Josephskirche, der Gertrudenkirche. Von Turm zu Turm. Eine Stimme rief die andre wach, ein Alarmschrei den andern. Der tosende Klingklang sprang in die Vororte über. Es antworteten die Türme von Héverlé und Aerschot. Und weithin und fern in der Flur und über die Höhen hinweg und aus den Tälern heraus: Sturmglocken, Flammenzeichen, Knattern und Rasseln, Brand und Mord.

Aus der Stadt heraus auf die Brüsseler Straße strömten hilfeschreiende Menschen mit Schuß- und Brandwunden. Sie stürzten auf das Auto zu, sie krochen in wahnsinniger Angst unter die Sitze. Eine Frau klammerte sich an Yvonne fest: „Ma soeur, ma soeur, das Haus brennt — mein Mann im Keller —"

Ein verwundeter Soldat, dem das Blut aus der Kopfwunde strömte, rief: „Mein Hauptmann gefallen —!" Er weinte und wollte durchaus wieder in die brennende Stadt zurück.

Irr und wirr laufende Kinder, die ihre Eltern

suchen. Ein Landwehrmann, der mit einem Säugling auf dem Arm verstört angelaufen kam, rief dumpf und verwirrt: „Mariechen!“ Und immerzu: „Mariechen!“

Yvonne nahm ihm das Kind ab, schüttelte ihn, sprach ihm zu. Er fuhr sich über die Stirn, er wischte sich den kalten Schweiß ab und murmelte: „Ich sage Ihnen: das sind keine Menschen, das sind Raubtiere, das könnte man bei den Hereros erleben, bei den Hereros, sage ich Ihnen. Sie haben uns freundlich zugewinkt, sie gaben uns zu trinken — und dann schossen sie los — losgeschossen, als ging mit eins die Hölle auf. Wir standen da erstarrt und ließen uns niederschießen, wir wußten ja nicht, was das war, so etwas begreift ja kein Mensch. Ach Gott, das arme Wurm da lag auf der Straße, das hab ich denn geholt — ich hab auch so eins daheim — jawohl, Fräulein, als ich wegzog, da kam's zur Welt — ich hab's nicht mehr sehen können — es heißt Mariechen, grad so eins wie das da —.“ Wieder fuhr er mit der rauhen Hand über das Köpfchen. Da langte es nach seinem Finger und saugte daran. „Es hat Hunger,“ sagte er unbeholfen.

Der Feldgeistliche eilte vorüber. „Ich muß zur Stadt — helfen. Gott sei uns gnädig!“ Doch hatte auf die Brüsseler Straße das Feuer nicht übergegriffen.

Yvonne brachte die Frauen und Kinder im Auto unter. Da sah sie, wie der Feldgeistliche am Eingang der Stadt sich umdrehte und winkte. Ohne Zögern eilte sie ihm nach. Als sie dorthinkam, war er verschwunden. Sie rief nach ihm. Eine verlorene Stimme in dem höllischen Tumult. In der Dunkelheit packte sie eine rauhe Faust. „Schwester, kommen Sie schnell! Mein Rittmeister ist unter den Trainwagen geraten.“

Plötzlich war's taghell. Eine Rakete stieg vom Place de la publique auf, und noch eine stärkere mit funkensprühendem Leuchtfeuer folgte. Ein Franktireursignal. Sofort rasselten die Maschinengewehre von den Balkonen der Hotels rund um die Place de la publique los. Es wurde Alarm geblasen; ein ohrenbetäubendes Trompetengeschmetter aus allen Straßen, die von der Place abzweigten. Im Laufschritt kam eine Kompagnie Infanterie vom Bahnhof her und umzingelte den Stadtteil. Die niederklatschenden Schritte dröhnten im rasenden Gepolter übers Pflaster. Ein tosender Ingrimm. „Kerls, jetzt los! Alles zusammenschießen! Häuser in Brand! Aber erst die Frauen und Kinder raus!"

Yvonne klammerte sich an den Soldaten fest. Die einzige Rettung für sie. Die Umzingelungskette war geschlossen, sie konnte nicht mehr durch.

Aus allen Häusern, von den Dächern, aus den Schornsteinen schoß es herunter. Der Soldat riß sie mit sich. Eng an die Hausmauern gedrückt, schlichen sie mit einigen Infanteristen unter den Balkon eines Hotels, von wo herab das Maschinengewehr seine mörderische Arbeit verrichtete. Mit wohlgezielten Schüssen wurde die Bedienungsmannschaft heruntergeschossen. Dann stürmten die Soldaten ins Hotel. Kolben donnerten gegen die Türen, daß es splitterte und krachte.

Herrgott im Himmel, wohin mit ihr? Sie drückte sich an die Wand, sie hob die gefalteten Hände, sie betete, sie bebte in Todesangst. Drinnen zerschlugen sie die Gashähne. Das Gas strömte rauschend aus. Sie zündeten es an. Explosion. Flammenwirbel.

Betten, Decken warf man in die Flammen. Da lohte es auf. Die Balken krachten. Lichterloh brannte das Hotel. Ein Wimmern drinnen. Durch Rauch und Qualm stürzte es heraus: wutbrüllende Männer, Pistolen, Gewehre in den vorgestreckten Händen — Schüsse — nieder sanken sie. Und scharenweise kamen sie nun aus den brennenden Häusern: wilde, dunkelhaarige Männer, Heckenschützen, das Haar zerrauft, mit verzerrten, todblassen Gesichtern, Greise und Knaben. Und Schuß auf Schuß. Mit hochgeschwungenem Seitengewehr stürmten die Soldaten in die Häuser.

Eins der Weiber hatte sich an einen Soldaten festgeklammert und würgte ihn. Ein Bajonett zuckte nach ihr. Da sprang Yvonne hinzu, rief sie auf französisch an und sprach ihr zu. Sie ließ von dem Soldaten ab, stierte die Dame an, warf sich ihr in die Arme, zerrte sie mit sich und rief, man solle ihren Mann retten, er sei fortgeschleppt worden.

Da erscholl die Kommandostimme eines Offiziers: „Frauen und Kinder in Sicherheit bringen!"

Schon wurde ein Trupp durch die Straßen getrieben. Durch das Wimmern und Weinen drang das Stöhnen der verwundeten Soldaten und das Zischen der Raketen, das Läuten der Glocken, der donnernde Lärm der Schüsse. Durch Rauch, Feuer und Qualm eilten schwankende Gestalten. Soldaten, im Fackelschein der brennenden Häuser, zwischen stürzenden Balken, retteten, was da noch hilflos lag.

Herr im Himmel — was brauste dort heran? Wildgewordene Pferde, etwa dreißig Kavalleriepferde, deren Reiter heruntergeschossen waren und blutüberströmt in den Straßen lagen. Achtung! Bei-

seite springen! Aber da war's auch gefährlich. Die verkohlten Häuser stürzten ein. Hoch in der blanken Glut des Horizonts ragten die Türme des Rathauses. Von dorther zuckte es blitzsprühend. Und weiterhin stand der Dachstuhl der Kathedrale in loderndem Brand. Als der Platzkommandant von Manteuffel, der mitten im schwelenden Rauch stand, das Rathaus und die Kathedrale bedroht sah, rief er die Ordonnanzen an: „Unverzüglich zu Oberst Bock vom Eisenbahnregiment auf den Bahnhof! Soll mit Rettungsmannschaften anrücken!"

Aber schon griff das Flugfeuer auf die Universität über. Donnerwetter! Die Frauen aus den brennenden Straßen heraus! Ein Trupp, irr und wirr, kam nicht an der Umzingelung durch. Eine Nonne im flatternden Schleier, sprach lebhaft mit dem Wachtposten, der die Straße gesperrt hielt. Er ließ sie durch. Sie suchte Verwundete, schleppte sie ins Kloster. Hinter ihr schrieen die Frauen: „Ma soeur! Oh, ma soeur!" Da nahm sie die Frauen mit durch die Soldatenkette. „Achtung! Die Schwester durchlassen."

Quer über die schwarz von Rauch angefüllte Straße lief Yvonne auf die Schwester zu und erkannte die Mère Candide. Mère Candide fragte nicht, verwunderte sich nicht — lieber Jesus, es war ja alles unbegreiflich in diesen Schreckenszeiten. Sie rief ihr zu, sich der Frauen und Kinder anzunehmen, und eilte selbst auf einen Soldaten zu, der einen sterbenden Kameraden auf dem Rücken davontrug. Hinter ihr schlugen die Rauchwolken zusammen.

Yvonne tastete sich durch den erstickenden Dunst der glutenden Nacht. An ihr hingen die Frauen, die Kin-

der rissen an ihrem Rock. Die Angst machte sie alle rasend. Ordonnanzen sprengten an und donnerten ihre Befehle durch die Straßen: „In einer Stunde müssen sämtliche Frauen und Kinder die Stadt verlassen haben!"

Da sammelte Yvonne die Hilflosen um sich, da hatte sie die eigene Schwäche überwunden, da war sie ruhig, todesverachtend und opferbereit geworden. Ein unsagbar milder Ernst strahlte von ihr aus, als wäre sie größer geworden wie ihre Todesfurcht. Ob Freund oder Feind — hier waren sie alle erbarmungswürdig, alle des unendlichen Mitleids wert.

Die Umzinglung öffnete sich ihnen. Zwei Soldaten eskortierten den traurigen Trupp. Sie luden auf, was sie an umhergeschleudertem Bettzeug und sonstiger Deckung fanden, und schleppten es mit. Wohin? Sie bogen in eine stockdunkle Straße ein, die wie ausgestorben dalag. Ein Riesenschatten ragte vor ihnen auf. Wohin? Ein leises Getön, als strich ein Windzug durch Glocken. Eine Kirche? Ein Tor knarrte auf. Kühle umfing sie und feuchtes Dunkel. Ein roter glühender Punkt glomm durch die tote Finsternis und den süßlichen Duft von Weihrauch: die Lampe vor dem Hochaltar. Unendlicher weltferner Friede, als klinge die Heilandsstimme durch den Raum: Kommt alle, die ihr mühselig und beladen seid . . .

In der Kirche sollten sie einstweilen Unterschlupf finden, die man aus der tosenden Hölle herausgerettet hatte. In die Kirchenbänke hinein stolperten sie mit Seufzern der Erleichterung und stillem Weinen.

Dann eilte auch der Vikar der Kirche herbei, nahm vom Hochaltar das Allerheiligste, um es in seine

Wohnung zu tragen, auf daß es nicht profaniert werde.

„Tragen Sie uns nicht das heilige Sakrament fort!“ riefen ihm die Frauen nach. „Lassen Sie das Sakrament hier!“

Aber er ging und schaute sich nicht um.

Man hatte Stroh requiriert. Die Soldaten schleifen die Bündel über die Fliesen. Sie helfen der jungen Baronin ein Massenlager zurechtmachen. Die Baronin versteht's mit ihnen, sie tun der Baronin, was sie ihr an den Augen absehen können. Ein Wehrmann kommt froh und schwenkt eine Flasche Wein. So — sie soll sich mal stärken. — Nein, nicht sie! Yvonne klopfte den Mann auf die Schulter, faßte ihn am Arm und nahm ihn mit sich nach dem Beichtstuhl hinüber, wo eine Schar zusammengewürfelter Kinder hockte, von denen man nicht wußte, was mit ihren Eltern geschehen war. Dort soll er die Flasche rundgehen lassen, für jedes Mäulchen einen Schluck.

Endlich waren sie alle versorgt und gebettet. Die Baronin trug sich einen Betstuhl in die Dunkelheit hinter einen Marmorsockel, setzte sich und lehnte den müden Kopf an die steife Rückenlehne. Auf dem Sockel stand die Statue des Schutzengels mit Flügeln und schützend ausgebreiteten Händen über alle, die dort schliefen.

Auf dem gußeisernen Kronleuchter knisterten die Kerzen. Eine mystische Dämmerung kroch in die Kirchenwölbung. Durch die farbenprächtigen Fenster stierte mordgierig die Nacht. Ab und zu fiel ein verirrtes Geschoß auf das Kirchendach. Dann schraken die

Kinder aus dem Schlafe auf, falteten die Hände und beteten: „Ayez pitié de nous!“ . . .

Yvonne saß starr aufrecht, die Augen geschlossen, die Hände im Schoß. Draußen vom Vorraum her hörte man den klatschenden Schritt der Wache, dann eine Stimme, eine, die das Befehlen gewohnt war. Die Kirchentür sprang auf, und die Stimme rief laut durch die Wölbung: „Frauen und Kinder werden beim Morgengrauen nach Antwerpen zu gebracht!“

Mit einem einzigen entsetzten Schrei zuckten aus dem Halbdunkel die hockenden Gestalten auf. Warum nach Antwerpen? Sie wollten in ihre Häuser zurück, ihre Habe retten. — Ist nichts mehr zu retten! Sie sollen in Antwerpen Unterkunft bei ihren Landsleuten suchen.

Yvonne war emporgeschnellt, als diese Stimme draußen laut geworden war. Jetzt stand sie hinter dem Marmorsockel, die tieferschreckten Augen weit offen, die zusammengeballten Hände auf die Brust gedrückt.

Das war Franz Borgers, der Mann, vor dem sie davonlaufen und in ein brennendes Haus hineinflüchten möchte. Sie würde seine Stimme noch aus den Schrecken des Jüngsten Gerichts heraus erkennen. Die Angst, die Ungewißheit um sein Schicksal, das an Marcels Degenspitze hing, trieb sie nach Löwen zurück. Und nun? Sie tastete an der kalten Statue hinauf, sie klammerte sich an ihr fest. Sie möchte, daß sie über sie hinstürze und sie zerschmettre, ehe sie vor diesem Manne jetzt stehen muß — schwach, hilflos, keiner Empfindung mächtig.

Unter dem Kerzenleuchter stand er jetzt. Das

blasse, gespenstig fackelnde Licht zuckte über die graue Hülle seines Helms. Unter dem Schirm war noch ein Streifen des Stirnverbandes sichtbar. Das Gesicht schien scharf und magerer geworden, an den Schläfen etwas eingesunken. Zwei Stirnfalten zogen sich schnurgerade auf die Augenbrauen hinab. Ein Gesicht, das den hundertfachen Tod zucken sah und das Erschauern verlernt hat.

Mit einem Schwall von Fragen umdrängten ihn die Frauen und kramten dann in Säcken zusammen, was sie in der Eile mitgeschleppt hatten.

Borgers wollte weiter, da hing ihm etwas am Bein und jauchzte auf: „Père!" Ein Kleines, das schlaftrunken aus dem Stroh herausgekrochen war. Er beugte sich zu ihm hinab, tätschelte ihm das struppige Köpfchen und wollte weiter, aber da hing's noch und machte weinerlich: „Père!"

Da nahm er's und schwang es sich hoch auf die Schulter. „Wo ist die Mutter?"

Niemand meldete sich.

„Wie heißt es denn?"

„Fifine!" schrieen die Kinder vom Beichtstuhl her.

Er stieg über die Strohbündel weg, um Fifine zu den Schreihälsen hinüberzubringen.

„Oh!" machte Fifine mit gehöhltem Mündchen und wies mit dem ausgestreckten Finger nach der Schutzengelstatue. „Ange gardien!" Und faltete die Hände, senkte fromm das Köpfchen, plapperte, wie man es sie gelehrt hatte: „Bon ange, mon tendre ami, aimez moi! Bon ange, mon pasteur, guidez moi . . ."

Immer noch, endlos plapperte das Kind, bis die Muskeln des Armes, auf dem er es hielt, zuckten. Er

starrte an der Engelsstatue vorüber in das Halbdunkel. Was da regungslos neben dem geflügelten Engel stand, war es nicht auch eine Statue? Aus dem schwarzen Gewand heraus der weiße Hals, das leblose Gesicht, blendend weiß, wie der gipserne Leib des Engels. Mit zaghaftem Finger möchte man sie antasten, ob dieser Körper lebt.

„Bon ange, mon frère . . .“

Da ließ Borgers das Kind von der Schulter herab auf den Arm gleiten. Yvonne streckte beide Hände nach dem Kinde aus, nahm es ihm, versank hinter der Statue, glitt auf den Betstuhl nieder und bettete Fifine auf ihrem Schoß.

An dem Sockel lehnte Borgers. Er brachte noch kein Wort heraus, nahm nur den Helm ab und strich sich über die Stirn.

Ihre Frage stürzte aus dem Dunkel: „Sie sind verwundet? Ich sah Sie in Löwen als Gefangener.“

„Sie sahen — in Löwen —“

„Ja, ich befand mich im Kloster einer Verwandten.“

„Ich bin durch das Einrücken unsrer Truppen befreit worden, sonst —“

„Sonst —?“

„Na, da müßt ich erst fluchen wie ein Kanonier.“

„Bitte, fluchen Sie nur.“

„Wegen Beraubung belgischer Soldaten vor ein Kriegsgericht gestellt — Und höchsteigenhändig von Monsieur de Pont-Neuve um die Ecke gebracht. Jawohl, Baronesse. Ich hoffe noch einmal seine Bekanntschaft zu machen.“

Da prickelte es aus dem Dunkel heraus, ein Flü-

ſtern, das wie eine Flamme herausſchlug: „Er hofft es auch.“

Es brannte ihm ins Geſicht, es riß ihn wieder in einen Wirbel von widerſtreitenden Empfindungen. Die heiße, unbezwingbare Freude bei ihrem Anblick — das Doppelſpiel, das von ihr ausging — das Unangreifbare, Schillernde, Ungewiſſe, anziehend und abſtoßend zugleich. Verdammte Unſicherheit! Ein Brand der Verzweiflung überſchüttet ihn, wenn er ſie anſieht. Er bohrt ſich mit einer wahnſinnigen Hartnäckigkeit in den Gedanken, daß ſie ihn liebt. Und aus dieſer unſinnigen Gewißheit heraus nimmt er ſich das Recht, ſie zu quälen, ſie zu beleidigen, ſie aus ihrer vornehmen Zurückhaltung herauszuärgern.

Ein ausgreifendes Händchen zerrt an ſeinem Degen. Die Kleine plappert mit ſchrillem Stimmchen lieblichen Unſinn.

„Was wird nun aus dem armen Dingchen?“

Da ſchließt ſich der Arm Yvonnes um das Kind, drückt es an ſich und mit ihm die Hand des Mannes, die das Kind umſpannt, als gehörten die nun zuſammen . . .

„Ich werde für Fifine ſorgen,“ ſagte Yvonne kurz und haſtig.

„Dafür küßt man Ihnen doch die Hand,“ erwiderte er faſt herausfordernd. Seine ſtürmiſchen Blicke fielen in ihre Augen.

Sie reichte ihm die Hand hin — die Hand mit dem Goldreif. Er fragte nicht, ihr Geſicht ſprach alles. Er lachte nicht, er zürnte nicht. Es war weder zum Lachen noch zum Weinen. Herrgott! Aber es war,

um da jetzt hinauszutaumeln und den Erstbesten anzuflehen: Schieß mich tot!

Er stand auf. Seinen Helm setzte er auf, wie nach einer Andachtspause im Schlachtgetümmel. Vorüber für immer. Draußen eine Welt in Aufruhr. Aus tiefer Erschütterung heraus sagte er es: „Das weiß ich jetzt: zwischen uns liegt mehr als dieser Goldreif. Zwischen uns liegt ein Vaterland! — Leben Sie wohl! Kein Wiedersehen mehr für uns!“

Sein Schritt hallte durch die Kirchenwölbung.

Er atmete auf. Er fühlte sich befreit. Sein Auge blickte klar. Hand und Herz waren wieder frei fürs Vaterland. Es gibt keine Brücke hinüber von deutscher zu welscher Art. Ein Teil muß verlieren. Und er wäre der Verlierende gewesen — das fühlte er. —

Der Morgen brach über dem vollzogenen Strafgericht an. Borgers begab sich nach dem Bahnhof, um sich dort bei der Kommandantur zu melden, sah aber, daß er fast völlig zerstört war. Ein Fliegeroffizier, den er vor Tirlemont beim Generalstab getroffen hatte, kam auf ihn zu. „Neueste Nachricht: Zeppelin über Antwerpen, verschiedene Bomben abgeworfen, bedeutenden Schaden angerichtet.“

„Und unsre Armee?“

„Im Begriff, Antwerpen einzuschließen.“

Ein Offizier der Verkehrstruppe kam eiligst aus einer rauchschwelenden Straße heraus, wo noch Mannschaften mit Löscharbeit beschäftigt waren. „Ist das der Borgers? Morjen! Sollte Sie schon nach dem Waldgefecht bei Tirlemont aufgabeln. Mensch, Sie sind zum General befohlen.“

„War in Gefangenschaft.“

„So was meldet man doch.“

„Wo ist der Generalstab?“

„Dreißig Kilometer hinter Brüssel. Ein Eisenbahnregiment geht heute dorthin ab. Können mitmachen.“

„Geschieht.“

„Und gar nicht neugierig, was der General will?“

„Keene Ahnung.“

„Großartig! Keene Ahnung hat so ’n Mensch! Haben sich tapfer geschlagen. Beförderung und so allerhand. Gratuliere.“

Borgers ging zum Bahnhof. An eine Einfahrt von Zügen war nicht zu denken. Die Bauleute mußten erst die teilweise zerstörte Strecke ausbessern. Da eilte er auf die nach Tirlemont führende Straße hinaus, um Erkundigungen einzuholen. Aber eine höllische Glut fauchte ihm entgegen. Die ganze Vorstadt, die Villenstraße, die bis Tirlemont hinführte, stand in hellen Flammen — ein wüstes, rauchendes, brüllendes Durcheinander.

Reserveinfanterie rückte an mit Trupps gefesselter Heckenschützen, die nach Tirlemont zur Aburteilung abgeschoben wurden. Erbitterte Rufe der Begleitmannschaft erklärten ihr Verbrechen: „Achtzig Mann unsrer Kompagnie haben sie weggeschossen!“

Patrouillen, Revolver in der vorgestreckten Hand, das Gewehr über der Schulter, spähend vorgebeugt, streiften die Gebüsche längs der Straße ab, holten versteckte Weiber heraus, auch geflüchtete Nonnen, vor Angst erstarrt. Zehn Kilometer östlich von Löwen traf Borgers auf einige Ärzte, die, sich rechts und

links mit vorgehaltenem Revolver sichernd, bis zu den Verwundeten vorzudringen versuchten. Aus einer Villa heraus wies eine Feldwache nach einem brennenden Schloß: der Oberst mit seinem Stab kam darin um, meuchlings niedergemacht; nur zwei Fahnenjunker entkamen und brachten die Nachricht. Die Besitzer, ein feiner Herr, eine junge Dame in Schwarz, hatten sie in großer Freundlichkeit aufgenommen und zu einem Gastmahl mit Sekt geladen. Aber kurz vor neun Uhr erhob sich die Dame und fragte nach der Zeit. Die Offiziere sagten: „Fünf vor zehn nach deutscher Zeit." — „Wir rechnen noch nach belgischer," erwiderte sie, trat ans Fenster, öffnete es und ließ eine Rakete steigen. Und aus dem Park ratterten dann die Maschinengewehre. Der Besitzer wurde abgeurteilt, die Dame in Schwarz verschwand. — „Behalten wir uns die Dame in Schwarz im Gedächtnis!" rief der Fahnenjunker.

Jetzt traf Borgers auch auf die Eisenbahner. Zwei Panzerzüge, sechs Wagen für die Begleitmannschaft. Wände von Eisen und noch Sandsäcke aufgelegt, gewappnet gegen feindliche Geschosse.

„Wie weit in unsicheres Gebiet hinein vorzuschieben?" fragte Borgers den Vorsteher.

„Wissen wir nicht. Unsre Fahrt ist Strecke Antwerpen."

Der Bahnhofskommandant winkte. Der Panzerzug würde vor den Militärzug gespannt! Die ganze Kompagnie in die Wagen! Los! Und links gefahren!

Der Zug rollte massig und schwerfällig, langsam und vorsichtig; man könnte mit beschleunigtem Schritt nebenhergehen. Vorsicht, dreimal Vorsicht und die

Strecke sichten. Halt! Fahrt wechseln, rechts auf die Gleise hinüber! Nicht mehr nach belgischem System links fahren. Da stimmte etwas nicht. Die Weiche war gebrochen, die Telegraphenleitung kilometerlang zerstört.

In Brüssel wurde der Kompagniestab ausgesetzt. Borgers fuhr mit den andern Abteilungen weiter. An einer kleinen Station ward wieder ein Trupp abgesetzt. Ein weltverlorener Winkel war's, aber ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Den Aussteigenden flog das Gepäck und ein Hagel von Witzen nach. Dann großes Halt an dem kahlen Backsteinbau eines Bahnhofs, mitten in einem blühenden Blumengarten. Heraus mit den Rucksäcken, Kochkesseln und Gewehren. Der Vorsteher, sein Assistent und das übrige Personal versammelten sich um den Kompagnieführer, um die Strecke in Besitz zu nehmen. Sofort, mit militärischer Pünktlichkeit setzte der Dienst ein. Unterbeamten traten an die Hebel, um die Weiche und die Signalscheiben in Tätigkeit zu setzen. Auf zu den Kohlen- und Petroleumschuppen! Wo sind die Lampen? Telephonarbeiter eilten an die Leitung.

Fertig. Der Vorsteher telephoniert schon auf der Strecke, auch mit dem Generalstab. Der Verkehr beginnt. Die Züge rollen. Die Strecke ist in deutschem Besitz. Hurra, Germania!

„Wie komm ich nun zum Generalstab?" fragte Borgers.

„Schließen Sie sich unserm Baupersonal an. Das macht jetzt einen Streifzug ins nächste Dorf, um für unsre Verproviantierung zu sorgen."

Zwei Kilometer landeinwärts gab es plötzlich ein

heftiges Schießen. In der Luft zeigten sich perlende Wölkchen, eins hinter dem andern, eine lange Kette.

„Sehen Sie! Man schießt nach einem feindlichen Flieger.“

„Da muß also eine Feldwache in der Nähe sein. Gehen wir darauf zu.“

Vor dem Stand des Generalstabs herrschte ein fieberhaftes Kommen und Gehen. Eine Meldung überstürzte die andre.

Der Adjutant sagte Borgers, daß er sich am andern Morgen beim Tagesbefehl an die Truppen einzufinden habe, bot ihm eine Zigarette an. „Werden nun wieder zu Ihrem Regiment abgeschoben.“

„Freut mich.“

„Regiment kann sich auch freuen.“

Borgers machte noch am Nachmittag einen Erkundungsgang auf eine sehr vorgeschobene Stellung hin mit. Das Gefecht war überall hitzig im Gange. Durch die ganze Flur hin hallte der Geschützdonner. Die Feldwachen erzählten, daß man belgische Lokomotiven mit Volldampf auf die Strecke gelassen habe, um unsere Brummer zu vernichten, die auf dem Gleise seien.

Die Nacht verbrachte Borgers auf dem Heuboden eines Gehöftes. Der Mond schien durch die Dachbalken. Das Spinnweb flatterte in dem leisen Luftzug.

Er lag mit wachen, starrenden Augen. Der Tumult da draußen fiel in die entsetzliche Ruhe seines Inneren. Kein Sturm war mehr in ihm, statt der tosenden Begeisterung eine kalte Todesverachtung. Die Ehrenzeichen seiner Taten werden seine Brust zieren. Wäre seine leichtherzige Jugend noch in ihm gewesen, hätte er da jetzt jauchzend gelegen und dem

Morgen entgegengeharrt. Nun lacht er doch auf, kalt und bitter. Die Bahn lag sieggläzend vor ihm. Aber nur noch die eine, große, unerbittliche Freude glühte in ihm: Vaterland!

Das Trompetensignal der Reveille weckte ihn. Die Mannschaften standen unter der Pumpe mit entblößtem Oberkörper und ließen den Wasserstrahl über sich hinzischen.

Zum Appell. Generalmusterung. Richt't euch! Zwei Halbzüge Infanterie. Dazwischen ein paar von ihrer Kompagnie abgekommene Trainsoldaten. Vordermann nehmen! Es sind da manche Lücken. Also neue Linie formieren! Vorder-, Neben-, Hintermann genau ansehen!

Der General kommt. Richtung! Präsentiert!

„Morjen, Soldaten!"

„Morjen, Herr General!"

Der General schreitet die Front ab. Wohlwollen steht in seinem wetterharten Gesicht, er ist sehr gesprächig mit seinem Stab. Es scheint gut im Feld zu stehen, sogar vortrefflich. Denn der General lächelt.

Gefreiter Schmitz und Offiziersstellvertreter Borgers müssen vortreten.

Die Blicke hingen forschend auf den jungen Kriegern, ehe er von dem Adjutanten ein Schriftstück und eine Schachtel entgegennimmt. Dann liest er: „Offiziersstellvertreter Borgers, Gefreiter Schmitz! Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und König haben geruht, Ihnen beiden wegen besonderer Tapferkeit das Eiserne Kreuz zweiter Klasse zu verleihen. — Knopf los!"

Er heftete ihnen selber die Kreuze an. Vor Bor-

gers blieb er dann stehen, den strengen Blick durchbohrend auf ihm, auf dem Streifen des Verbandes unter dem Helmschirm und auf dem Schmiß, den er von der Mensur her hatte: eine regelrechte Quart.

Auf diesem Striemen schien sich wie ein flammendes Zeichen der ganze Blutlauf zu sammeln. Scharf rückten die Brauen zusammen, darunter die ruhige Energie der aufblitzenden Augen. Und dann huschte über diese gefestigte Männlichkeit eine fast kindliche Verlegenheit, als der General ihm die Hand reichte und sagte: „Melden Sie Ihrem Hauptmann, daß Sie uns Freude gemacht haben. Danke Ihnen — Herr Leutnant Borgers."

Kehrt! Marsch! Richt't euch!

„Morjen, Soldaten!"

„Morjen, Herr General!"

In leuchtender Glut stand das Rot des jungen Tages am Himmel. Die Regimentsmusik spielte. Ein erschossener Sanitätsoffizier wurde auf dem Dorffriedhof zu Grabe getragen. Die Salutschüsse krachten. Das Grab schloß sich. Die Regimentsmusik zog zurück mit dröhnendem Geschmetter:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit . . .

* * *

Vor dem Königsschloß in Antwerpen übte die Grenadierwache eine hochnotpeinliche Kontrolle. Jeder ohne Unterschied mußte den Passierschein mit dem schwarzen Stempel der Schloßkommandantur vorzeigen, auch der Herr in Zylinder, Ulster und Lackstiefeln. Man erkannte ihn, man flüsterte sich zu.

Der belgische Ministerpräsident Broqueville. Er lief im Königsschloß aus und ein, sein Kupee sauste durch Antwerpen nach den Hafenkais.

Da wußte man: es geht etwas vor, die Entscheidung ist nahe.

Im Palais herrschte unruhiges, lautlos eilendes Kommen und Gehen, wie in einem Hotel an der Avenue de Keyzer. Französische und englische Würdenträger mit ihren Sekretären. Auch den Kommandanten des Blankshire-Regiments mit einigen Herren seines Stabes bemerkte man, an ihnen vorüber drängten sich die Herren aus dem Gefolge Churchills, in ihrer Begleitung Minister Carton de Wiart und die Gesandtschaften von Chile und Kuba. Alle traten in die Vorzimmer des Königssaals. Ein Surren gedämpfter Stimmen. Nur die Engländer standen schweigend längs den braungetäfelten, mit Goldintarsien belegten Wänden, die bartlosen Lippen zusammengepreßt. Offenbar fühlten sie sich als Herren der Situation.

„Sie sprechen zu laut,“ sagte einer mit einem Seitenblick auf die französischen Diplomaten.

„Sie sprechen zu v i e l,“ ergänzte ein Major aus dem Garderegiment zu Pferd, einer aus den vornehmsten Adelsgeschlechtern des Landes. „Sie sprechen zuviel, die französischen Männer sind dumm.“

Zwei Schritt neben ihnen stand ein belgischer Offizier im schwarzen Militärmantel mit Goldknöpfen, gelben, fleckig gewordenen Hosen und Gamaschen und eine beschmutzte Mütze mit Goldrändern in der Hand. Er fing die Worte auf; gaben sich die Herren doch keine Mühe, so etwas leise zu sagen. Aus seinem

krankhaft bleichen Gesicht starrten die funkelnden Augen zu den Engländern hin.

Da flogen die Türflügel weit auf, und Ministerpräsident Broqueville durchschritt schnell die Vorzimmer. Der belgische Offizier trat ihm in den Weg. „Mon oncle?“

„Sieh da — Marcel! Alles in Ordnung?“

„Die Archive sind in den Zug nach Ostende verladen, werden dort im Hotel Continental untergebracht.“

„Und der königliche Sonderzug?“

„Steht bereit im Zentralbahnhof.“

„Brav gemacht,“ sagte der Ministerpräsident und klopfte dem Neffen leicht auf die Schulter. „Heute abend speisen wir zusammen. Au revoir!“

Die Kubaner traten vor: „Monsieur le baron —“

„Je vous prie —“

„Auf ein Wort!“

„Ich werde beim König erwartet.“

„Nur eine Auskunft. Ist die Lage derart, daß noch die Anwesenheit fremder Gesandtschaften erwünscht ist?“

„Aber gewiß, gewiß! Welche Veranlassung hätten die Herren, sich zu entfernen?“

„Es sollen bereits drei Forts gefallen sein, Herr Minister.“

Der reckte sich auf und sagte mit erhobener Stimme: „Meine Herren, alle Forts halten sich noch. Ich könnte ebenso gut meinen Hut auf die Fortstürme werfen — d a s sind die Wirkungen deutscher Granaten.“ Er lächelte und verschwand mit einer leichten grüßenden Handbewegung durch die königliche Kanzlei.

„So beruhigt man Kinder,“ sagte ein Chilene hinzutretend. „Drei Forts sind gefallen, dafür setze ich meinen Kopf ein.“

„Wie verhalten wir uns nun?“

Ein schneller verständigender Blick, und die Chilenen zogen sich mit den Kubanern in das größere Vorzimmer, das sogenannte Leopoldum, zurück.

Die Engländer beherrschten die übrigen Säle. In ihren Gesprächen immer wieder der Name Churchill. Churchill war beim Belgierkönig, Churchill hatte das Schicksal Antwerpens in der Hand.

Über den Korridor her wirrte Kleiderrauschen, ein kurzer, schneller, raschelnder Schritt. Es war die Fürstin Ligne, die nach Antwerpen geflüchtet war und sich nun in den Schutz des Königshauses stellte. Die Königin wollte sie empfangen.

Madame Langarde versah den Dienst bei der Königin. Die Hofdamen wurden bei der Flucht in Brüssel zurückgelassen. Sie hatten an einem Tage bis in die Nacht hinein am Bahnhof mit Blumensträußen auf die Rückkehr der Königin gewartet, aber die Blumen und ihre Hoffnungen welkten dahin.

Madame Langarde hatte runde Hüften und ein mütterliches Gesicht. Als man die Fürstin meldete, ging sie ihr entgegen, machte denselben Hofknix, den schon ihre Mutter vor fünfundvierzig Jahren in den Tuilerien gelernt hatte, und flüsterte bittend, Fürstin möge sich eine kleine Weile gedulden, die Königin sei erschöpft hingesunken, die Gesundheit der Königin sei ernstlich bedroht.

Aber mitten im Sprechen hielt sie inne. Was war das? Ein Sausen schwirrte durch die Luft, ein hohles

Pfeifen, eine heulende Schiffssirene — und dann ein blecherner Krach, als sei etwas Riesenhaftes mitten in der Stadt in tausend Scherben zerschlagen worden. Oder täuschte man sich? Im Schlosse blieb alles ruhig, und auch in den Straßen — nein, ganz fern, ganz verloren in dem Häusermeer erhob sich ein murrendes, surrendes Geräusch. Die Anzeichen eines Tumults? Es wuchs und wuchs und schien über die Dächer hinauszuschwellen. Guter Gott, man kannte das!

Madame Langarde eilte in ihrer behäbigen Fülle durch die Zimmerflucht auf den vorgeschobenen Eckflügel des Schlosses zu. Von dort aus ließ sich ein Blick über die Stadt gewinnen. Aber schon kam ihr der Sekretär der Königin entgegen, in seinem Gesicht zuckten alle Schrecken. „Eine Fliegerbombe ist in die Stadt eingeschlagen, an der place verte krepiert."

„In die Stadt? „Ma foi, non!"

Er schob die Langarde zwischen die gelben Seidenvorhänge des Fensters, und nun sah sie die hohe Flamme aus dem Häusermeer emporschlagen.

Die Fürstin stand aufgeregt hinter ihnen. „Kommen Sie, kommen Sie! Die Königin ruft."

Ein Klingelzeichen schrillte. Madame Langarde eilte, daß ihre unsicheren Schritte dumpf über die Teppiche hallten.

Im Rubenszimmer blieben Fürstin und Sekretär zurück. Madame Langarde verschwand durch das Ankleidezimmer in das Schlafgemach. Eine leise Schwüle wallte in dem Halbdunkel dieser Räume; aus dem quälenden Zwielicht heraus vernahm man die schlaffe Stimme der Königin.

Zwischen dem Häusergewirr hervor wälzte sich breiter, gewaltiger und näher das Summen und Surren, als brause das Meer über die Kaimauern hinweg mit hohlem Getöse in die Hafenstraßen hinein und unaufhaltsam fort in der Richtung auf das Königsschloß.

Ein Offizier der Schloßwache meldete dem König: „Eine deutsche Granate hat an der place verte eingeschlagen, mehrere Häuser brennen."

Die Herren in den Vorsälen wollten wissen, wie sich der König dazu stelle. Der Offizier sagte, der König habe sich nicht geäußert.

Im Eingang des Schlosses verschafften die Berichterstatter des ‚Nieuwe Rotterdamer Courant' und der römischen ‚Tribuna' sich Zugang. Sie riefen der Palastwache zu, daß das Antwerpener Volk gegen das Palais im Anzuge sei, die meisten seien in die Keller geflüchtet, eine fürchterliche Panik drohe.

Erneute Meldung an den König: das Volk werfe sich gegen den Palast; ob die Gendarmerie vorgehen solle?

Da antwortete der König: „Ich werde mich dem Volke zeigen."

Weit offen stand die Balkontür. Des Königs Stimme hallte in die Weite hinaus. Langsam glitt das Französisch über seine Zunge. Er stand kerzengerade, die Arme schlaff herabhängend, den Kopf etwas vornübergebeugt, fast unbeholfen, die hohe belgische Offiziersmütze in die Stirn gedrückt. Er trug Generalsuniform. Man hörte seine Worte zurückhallen durch die Zimmerflucht. Madame Langarde mußte die Türen bis zum Schlafgemach der Königin weit öffnen. Diese lag hellhorchend, mit

auf der Brust gekrampften Händen, begleitete jedes seiner Worte mit einem Stoßgebet. Er verstand keine Herzen zu bezwingen, dieser König, er hatte nicht das Lächeln und nicht die kalte Hoheit Leopolds II. Er mußte seine Königin zur Seite haben, um von seinem Volke geliebt zu werden.

Mut rief er seinem Volke zu, Mut und Ausdauer solle es in dieser schweren Zeit üben, nach dem Beispiel seines Königs mit großer Zuversicht und Ruhe den Ereignissen entgegensehen.

Still wurde es unter dem Balkon, tödlich still. Man wußte nicht, war es zum Guten oder Schlimmen.

Hinter dem König, in seinem Schatten, stand Churchill. „Der Einflüsterer!“ bemerkte die Fürstin Ligne zu dem Sekretär.

Wie Churchill so dastand mit seinem glatten, bartlosen Gesicht, dem an den Schläfen etwas gebauschten Haar und dem scheinheilig auf die Schulter geneigten Kopf, glich er einem frommen Reverend. Aber noch am Morgen hatte man ihn auf der Werft im Sportanzug mit Jachtmütze, die lange Havanna rauchend, gesehen in schmunzelnder Selbstgefälligkeit.

Da löste sich drunten die lauernde Stille. Das Gemurmel schwoll an, keine Begeisterung, keine Emphase, nur ein schwaches, unsicheres Wogen.

„Es lebe das unabhängige Belgien!“ scholl über die Menge hin des Königs Stimme.

An diesem Ruf sprang die Zuversicht des Volkes wieder auf. „Es lebe das unabhängige Belgien!“ kam der Ruf zurück.

Der König trat vom Balkon, jeder Nerv an ihm gespannt. Die Rufe der Menge von dort drun-

ten fielen wie Geißelhiebe auf ihn. In Brüssel hatte er gesprochen: ‚Wir siegen!‘ In Antwerpen sprach er: ‚Wir siegen!‘ Wo wird er das dritte Mal zu seinem Volke sprechen? Es wurden blutige Leidensstationen für ihn, diese Verkündigungen: Wir siegen!

Er ging auf Churchill zu, während eine heftige Röte in seinem Gesicht glühte. Kurz und erregt fragte er den Minister: „Welche Versicherungen können Sie geben, Mylord?“

„Ich verspreche Eurer Majestät wiederholt und feierlichst, daß die Verbündeten Antwerpen halten werden.“

Indessen hatte der Ministerpräsident den französischen Gesandten erspäht. Er ging auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. „Sie haben gehört, was Churchill sagt.“

„Jawohl, und er spricht auch aus dem Herzen der französischen Nation, die voller Bewunderung für Belgiens Heroismus ist. Belgien ist vor keinem Opfer zurückgeschreckt.“

„Und wir bereuen unser Verhalten nicht, wieviel Blut auch schon geflossen sein mag. Wir Belgier hoffen, daß die Alliierten einen unlöslichen Block gegen den Preußengeist, der auch andern Staaten, wie Sachsen und Bayern, aufgezwungen wird, bilden werden.“

„Preußens Demütigung — darin sind wir alle einig.“

Der Ministerpräsident wurde lebhaft, er wurde sogar höchst erregt. „Preußens Landgebiet muß auf das Maß beschränkt werden, das es vor Bismarcks

Zeit hatte. Das ist die einzige Garantie für die Zukunft."

„Wie steht's mit dem König?"

„Wir alle hegen die höchste Bewunderung für ihn. Es fiel ihm anfangs nicht leicht, die Entscheidung zu treffen. Dann aber hat er die getroffen, die allein seiner Person und der geschichtlichen Ehre unseres Landes würdig ist."

Zwei Ingenieure tauchten auf und verlangten unverzüglich den Kriegsminister zu sprechen. Sie waren bei der Regierung gewesen und hatten stundenlang dort gewartet. Der Kriegsminister verschwand mit ihnen in der königlichen Kanzlei. Sie öffneten ihre Mappen, um eine Reihe von Zeichnungen, deutsche Flugzeugtypen, und dabei gleich auch eine neue Anleitung zu deren zweckmäßiger Beschießung vorzulegen.

„Sofort an die Kaimauern anzuheften! Die Bekanntmachung ist den Mannschaften vorzulesen und zu erklären."

Da — ein donnerartiges Getöse. Wo kommt das her? Aus der Richtung von Hoboken? Die Grundmauern des Schlosses bebten. Die Menge, die vom Königsschloß wegzog, stob auseinander, stürzte in die Häuser, in die Keller. Todleer waren auf einmal die Straßen, nur noch die Bürgerwehr wagte sich vereinzelt hervor. — Ruhe! Es sind keine Granaten, es ist nur eine Explosion von den Petroleumtanks her, die in Brand geschossen sind. Schlagen deutsche Granaten dort ein? — Ei was, nein! Die Engländer haben die Tanks in Brand geschossen. Den Teufel auch! Die Engländer sollen anderswohin schießen, auf die Deutschen sollen sie schießen!

Auf das Fort De la tête de Flandre zu ratterten in endloser Reihe die Eselskärrchen mit Lebensmitteln für die Truppen. Zwei belgische Offiziere sprengten nebenher.

„Ah, Jehotté," fluchte der eine zum andern hinüber, „was dieser englische Bauch alles verschlingt! Sie scheinen nur für ihre Küche zu leben. Zum Totschießen sind wir eben gut genug. Sie sind die Herren von Antwerpen. Wir genießen nur noch ein höflich gebotenes Gastrecht. Und das in unserm eignen Lande! Zum Lachen, wenn's nicht so erbärmlich traurig wär."

Jehotté zappelte nervös auf seinem Gaul. „Sie stecken mich noch mit Ihrem Pessimismus an, Pont-Neuve. Ich verbitte mir das! Ich kann keine Pistole mehr in die Hand nehmen, ich falle flach wie ein Frosch hin, wenn ich an den Engländern verzweifeln muß. Ganz abgeschmackt sind Sie, Pont-Neuve. Parole d'honneur! Sie haben das Volk jubeln hören beim Einzuge der Engländer. Sie hören und lesen die festen Versicherungen unsrer Staatsmänner. Sie sind der einzige, der sieht und hört und nicht glaubt."

Marcel ließ die Zügel locker, sein Kopf sank auf die Brust. „Es ist noch einer — der König . . ."

In heißem Erschrecken rief Jehotté: „Malheureux!"

Dumpf und verbittert sprach Marcel vor sich hin, während es in dem erdfarbenen Gesicht riß und zuckte: „Ja, ich bin ein Unglücklicher. Wir sind in einem Blutrausch und lassen uns von Schmach zu Schmach weiterstoßen. Der König steht an der Spitze einer Horde von Tollhäuslern. Morituri te salutant! Es ist kein erhabenes Schauspiel mehr, es ist ein lächer-

liches. Ein Satyrspiel. Und der König weiß es." Er röchelte es durch die zusammengebissenen Zähne: „Der König weiß es . . ."

In Jehottés fiebernden Jünglingsaugen flackerte es unstet: „Wenn der König es weiß, dann —"

„Er kann nicht."

„Zum Teufel! Pont-Neuve schmäht unsern tapferen König!"

„Eh bien donc — er darf nicht!"

„Meinen Degen auf diese feigen Worte!"

„Er darf nicht!"

Da griff Jehotté seinem Pferde in den Zügel. Davonsprengen will er um diese Erbärmlichkeit nicht mehr anhören zu müssen. Sein Blick lag zürnend auf dem Freunde. Nein, der da war wahrhaftig ein Unglücklicher, ein Verzweifelter, vielleicht nur ein Kranker. Oder — was wußte er? Der sprach's nun vor sich hin, als kümmere er sich wenig darum, ob Jehotté zuhöre.

„Ich habe im Kabinett des Ministerpräsidenten gesessen, ich war im Königsschloß, ich war der unbeachtete Zuschauer bei einer weltgeschichtlichen Komödie, der blinde Passagier auf dem hintreibenden Wrack Belgien. Jehotté! Es ist kein Beispiel in der Menschengeschichte, das dieser Komödie gleicht. Ein Königsdrama der brutalsten Lächerlichkeit. Mit dem Unterschiede, daß Souffleur und Statisten die Hauptrolle spielen. Teufel! Diese bartlosen, mit Werg ausgestopften Statisten, die ich da an den Königswänden herumstehen sah! Sie schwatzen uns in eine sentimentale Überzeugung hinein. In ein Wahnsinnsdelirium nationaler Tapferkeit, eine Hirnwut ver-

zweifelter Begeisterung. Wir dürfen nicht aus dem Blutrausch erwachen, wir müssen dem Heere Albions vorangetrieben werden. Als ich das erkennen mußte, als ich sah, daß meine wahnsinnige Vaterlandsliebe nur ein rollender Würfel in der kalten Krämerhand war, daß selbst der König, unser tapferer König, doch nur von dieser kalten Hand im Nacken dirigiert wird, daß vielleicht auch er wie ich, sein geringster Offizier, schon zu dieser Erkenntnis gekommen ist und nicht mehr zurück *kann* — Jehotté, da ist das über mich gekommen, was Sie heute an mir sehen. Eine Leiche bin ich, die nur noch automatisch fortbewegt wird."

Er brach jäh ab. Da hörte er Jehotté fremd wie von weither sagen: „Als Sie das erkannt hatten, durften Sie nicht mehr die Ehre haben, des Königs Offizier zu sein."

„Bah! Die Pistole hatte ich schon an die Schläfe gesetzt. Wenn Sie glauben, daß ich aus Feigheit zögerte, würde ich Sie auf der Stelle niederschießen. — Ich dachte an meine Frau . . ."

In diesem Augenblick ritten sie in die Drahtverhaue des Forts ein. In dem fahlen Dunst des Regentages ragten die Festungsmauern auf, vor denen die ersten englischen Vorposten standen.

Jehotté mußte aufmerksam hinhorchen, um zu verstehen, was Pont-Neuve noch sprach: „Durch Sie hat die Baronin mir sagen lassen: Er soll tapfer sein!" Er reckte sich im Sattel auf. „Die Baronin soll keinen Grund zur Klage haben."

„Mein armer Freund! Der einzige Mensch, der Ihnen jetzt helfen könnte, ist die Baronin."

Leise fielen da die Worte in den Hufschlag: „Ja, ich habe Sehnsucht nach ihr."

„Wenn sie kann, wird sie Ihrem Wunsche nachgekommen sein."

„Es war kein Wunsch, Jehotté, ich habe es ihr befohlen, nach Ostende zu reisen und dort in unsrer Strandvilla Wohnung zu nehmen, bis es mir möglich sein würde, zu ihr zu eilen. Wenn das Schlimmste kommt, Jehotté, das Schlimmste, dann soll sie mit der Fürstin Ligne nach England hinüber."

„Ich hoffe, die Sicherheit der Baronin ist auch in den okkupierten Gebieten gewährleistet."

In Marcels schlaffem Gesicht flammte es jäh auf: „Im eroberten Belgien hat Baronin de Pont-Neuve nichts mehr zu suchen. Ihr Platz ist im streitenden Belgien."

Das war nicht nur mehr patriotischer Zorn, das war quälende, eifersüchtige Wut. Armer Freund! Von so viel Wunden zerrissen! Er ist zerrüttet — pah, man braucht einem Kranken nicht zu glauben. Man muß sich schütteln, um diesen Pessimismus nicht mit sich zu schleppen. Belgien ist noch der junge Löwe, der seine Pranken dem teutonischen Heer entgegenstreckt. Mit dem letzten Tropfen belgischen Blutes soll der letzte Germane hinsinken!

Immer noch wälzten sich Scharen von Flüchtlingen auf Antwerpen zu. — Was erzählen sie da? Die Deutschen hätten die Nethe überschritten? Ah, par exemple! Sehr gut erdacht. Überschreitung wiederholt abgewiesen, melden noch die Mittagausgaben der Zeitungen. — Was will dort der englische Offizier? Eine wegkundige Stafette gesucht? Der Nachschub des

britischen Hilfskorps soll schleunigst mit den schweren Schiffskanonen nachrücken.

Marcel erbot sich. Das kam ihm eben recht, so ein wilder Ritt, der seine erschlafften Nerven aufpeitschte. Er hieb dem Pferde die Sporen in die Weichen, es raste dahin, Funken stoben. Die Stadt war ruhig, die Straßen waren leer, nur die Cafés überfüllt. An der Kommandantur ging es vorüber. Ein Militärauto ums andre fuhr an, zwölf Wagen standen in langer Kette. Die Leute, die neugierig stehen bleiben wollten, wurden von der Wache zum Weitergehen aufgefordert. Hinter den Kulissen ging etwas vor, etwas Besonderes; das Volk freilich sah nur das glatte Spiel.

Aber im Vorbeigehen gewahrten die Leute doch noch, daß der Stadtkommandant in ein Auto stieg und sausend davonfuhr. Einige sagten mit Gewißheit: zum Königsschloß.

Der Vorsteher der königlichen Kanzlei hatte Befehl, den Kommandanten sofort zum König vorzulassen. Ebenso der Offizier der Hauswache. Dann erschien noch der Kommandant der englischen Entsatzarmee. Im Zivilkabinett gab es eine erregte Auseinandersetzung.

„Nichts von Übergabe!“ rief die Stimme des Engländers. „Kampf bis zum äußersten!“

Und der König zum Stadtkommandanten: „Können Sie die Verantwortung übernehmen?“

„Die volle Verantwortung, Sire. Man lasse es auf die Beschießung der Stadt ankommen.“

„Gut. So geschehe es. Was werden diese Barbaren in ihrer entfesselten Wut noch beginnen!“

Die Tür des Kabinetts öffnete sich, die beiden Kommandanten schritten eiligst davon. Drunten am Portal trennten sie sich. Der Engländer schüttelte dem Bundesbruder die Hand: „Sie werden die Bevölkerung auf die Beschießung vorbereiten müssen."

Die Stadtkommandant zog die Uhr. „Die vierte Nachmittagsstunde. Die Beschießung ist auf diese Nacht angesagt. Also Zeit genug, um eine ganze Mobilmachung vorzubreiten."

In den Straßen wurde es lebendig. Freudenrufe erschollen: „Es kommen noch Engländer!"

Man drängte zum Zuckerstieg. In breiter, blanker Fläche lag die Schelde vor dem zusammenströmenden Volk. Hoch die Engländer! Es war die hinausgeschrieene Beklemmung, der letzte Hoffnungsschrei nach den Rettern. Hoch! Hoch die Engländer! Blumen her für die Engländer!

Schiffskanonen schweren Kalibers ratterten durch die Straßen. Die Menge kletterte zu den Fahrern auf den Sitz, schwenkte die Tücher, fuchtelte mit den Armen und brach in fieberhaftes Lachen aus.

„Zurück da!" herrschte ein belgischer Offizier sie an, ein Reiter, der mitten in die anstürmende Menge hineinsprengte. — Was ist das für einer? Ein Bleicher, ein Düsterer. Was sagt er? Des Königs Heer rette Belgien? Nicht mit englischem Blute werde die Freiheit Belgiens erkauft?

„Englands Kanonen retten uns!" schrie es ihm entgegen. Da — Stille, plötzliche Totenstille. War das — nein, still doch, still! Kanonendonner — so nahe — so entsetzlich nahe. In den Stapelhäusern zersprangen die Fensterscheiben, und es schien — nein,

es war deutlich fühlbar, wie der Boden unter den Füßen bebte. — Allmächtiger! Was riefen sie da von den Staden herüber? Man säh Feuerschein? So nahe, so entsetzlich nahe?

Hinströmte es nach den Scheldestaden, Schulter an Schulter gedrängt, ein unübersehbares Gewimmel. Man sah deutlich den Widerschein der Feuersglut. War die Artillerie der Deutschen schon so nahe, so entsetzlich nahe?

Die Volksmassen stürmten nach der Stadt zurück. Die Abendschatten krochen durch die verdüsterte Luft heran. Acht Uhr schlug's von den Türmen. Ssssssüüüüüh . . . pfiff es durch die Luft. — Ruhe! Ruhe! Es sind belgische Granaten, die in das feindliche Lager fliegen. Aber da platzte es schon mitten in die Ringstraße hinein, wühlte sich in das Pflaster, Steine wirbelten auf, betäubt fielen die Leute um, während andre schreiend davonliefen.

Durch die Straßen kam schwer, still und niedergeschmettert ein Trupp Bürgerwehr. Was will die Bürgerwehr? Sie wird ihre Waffen abliefern. Die Beschießung der Stadt ist angesagt!

Kein Wutschrei, kein Lärm. Nur Flucht, schluchzende, wimmernde Flucht. Am Königspalast surren Autos an. In wilder Angst drängt das Volk herzu. Koffer werden aus dem Portal geschleppt. Eine heimliche, geräuschlose Eile. Gott im Himmel! Flüchtet der König?!

Bürgermeister De Vos erscheint und beruhigt das Volk. Der Palast sei von Geschossen bedroht. Die königliche Familie siedle nach einem Hotel am Groenplaats über. „Die Stadt wird aushalten bis zum letzten."

Eine Nacht in grausigen Schrecken. Ein Tag in wahnsinniger Angst. Flucht! Flucht in den Straßen. Unter einer Toreinfahrt zusammengeknäuelte Flüchtlinge erzählten, daß von Deurne und Berchem her die Bevölkerung in wüster Flucht angezogen käme, aber an den Toren Antwerpens nicht eingelassen, sondern nach Holland abgeschoben würde.

Lieber Gott, sie müssen doch aus der Toreinfahrt heraus, fort, fort zu einem Bahnhof hin. Der Südbahnhof lodert in mitternächtigem Brand. Also nach der Schelde hin! Dunkel die Straßen. Die Läden geschlossen. Sie schleichen an den Häusern vorüber, ducken sich, wenn's über ihnen dahinheult, werfen sich platt zu Boden und kriechen weiter. Feuerkugeln zischen durch die Finsternis, Verwundete kreischen auf. Ein wehklagender Klang durch die rabenschwarze dampfende Luft wie von geborstenen Glocken.

Zurück! Nicht zum Zentralbahnhof. Granaten schlagen dort ein. Der königliche Extrazug ist schon von ihnen zertrümmert worden. Nun sitzt auch er fest, der König. Ja, freilich! Jetzt soll er bleiben und die Leiden seines Volkes mitleben!

Platz da! Ein Kraftwagen bohrt sich durch das Dunkel. Krach! Keine zweihundert Meter von ihm schießt das Feuer in die Erde. Der Wagen rutscht gegen die Häuser. Platz da! Tohoot! Tohoot! Vorüber saust das Auto. Habt ihr gesehen? Im Widerschein des Granatfeuers — der König und die Königin. Sie flüchten!

„Der König flüchtet!"

Die Verzweiflungsschreie gellen in die schauerlichen Pfiffe der Granaten. Er verläßt sein Volk! Er über-

läßt die Stadt am Meer dem Untergang! Lüge! Betrug! Verrat! Rache den Engländern!

Ein Mann schlägt sich mit Fäusten Bahn. Auf dem Rücken trägt er einen Sack, in dem Geld rasselt. Es ist die Kasse des Antwerpener Hauptbahnhofs, die er nicht mehr in den geschlossenen Banken unterbringen konnte. „Laßt mich durch, laßt mich durch!“ ruft er.

Die Menge gerät zwischen Wagen, Karren, Autos und scheugewordene Pferde. Die Kutscher peitschen ihre Gäule. Menschen werden niedergetrampelt. Scharen von Flüchtenden quellen aus den Straßen, aus allen Winkeln hervor. Und da recken sie aus den Fenstern hoch unterm Dach die Arme: die Kranken, die nicht fortkönnen. Erbarmt euch! Aber keiner hört sie, keiner sieht sie, jeder denkt nur an sich. Eine Schar laut betender Nonnen, die schon einen fünfstündigen Marsch hinter sich haben, sie ziehen eine Handkarre mit ihrer Habe. Hinter ihnen eine Eselskarre, eine schwindsüchtige Frau darauf, deren Husten in das Getöse bellt. Zwischendurch drängt eine Schubkarre. Sie stürzt um in dem Gewühl. Da sieht man, daß nur ein Sack mit einem Kaninchen darin war. Daneben eine Bauersfrau, hält krampfhaft einen geborstenen Kochtopf in der Hand. Herr im Himmel! Sie sind alle verrückt, sie sind alle Tollhäusler, sie gröhlen, weinen, beten und fluchen in einem Atem.

Die Ponte an der Schelde ist überfüllt, eben gleitet sie zum andern Ufer hinüber, während rechts und links Granaten ins Wasser klatschen. An der militärischen Schiffbrücke stauen sich Munitionswagen und Privatfuhrwerke.

Die letzten Züge donnern davon. Fürstin Ligne mit dem Gesandtschaftspersonal fährt über Holländisch-Zeeland nach Ostende ab. Der französische Konsul mit dem gesamten Konsulatsarchiv wählt den Weg über die holländische Grenze nach Rosendaal.

Durch die Kayser Lei rasselt ein Marinegeschütz, daß die Funken aus den Rädern stieben. Hinter ihm folgen Soldaten aller Waffengattungen. Eine Abteilung von zwanzig Mann Engländern in schärfstem Marsch keucht ihnen entgegen. Stopp! — Sie hören nicht und rasen weiter. — Stopp! Die britischen Gewehre starren ihnen entgegen. Die Menge tobt.

„Êtez-vous fou?"

„Zurück und weiterkämpfen!"

„Wahnsinn! Die äußeren Forts sind gefallen."

„Kämpfen, bis kein Fort und kein Haus mehr steht!"

„Oho! Wer befiehlt das?"

„England!"

Schüsse aus zwanzig Gewehren krachen über ihre Köpfe weg. Wenn sie noch zögern, sitzen diese zwanzig Schüsse in zwanzig belgischen Herzen. Zurück denn in Gottes Namen!

Im innern Fortsgürtel tobt die Hölle. Die Heeresmassen schwanken im Feuerschein — eine tosende Schlacht in der purpurnen Finsternis. Ein Fort um das andre soll in die Luft fliegen. Im frenetischen Zerstörungswahn rasen die englischen Regimenter. Eben sind sie dabei, die Holzlager in Brand zu stecken.

„Halte-là!" Ein belgischer Offizier sprengt den anstürmenden Regimentern entgegen. „Warum die Holzlager?"

„Der Feind soll sich keine Brücken bauen!“

„Diable! Ich denke, ihr wollt uns den Feind bezwingen!“

„Wer ist dieser Offizier da?“ Ein englischer Major sprengte an.

„Ich habe die Ehre, kein Engländer zu sein!“

„Dann ist Ihnen wohl Ihr Degen zu schwer, mein Herr. Nehmt ihm den Degen!“

„Er ist der Neffe des belgischen Ministerpräsidenten!“ schrie ihn Jehotté an.

„Und wär es der König selbst — wir dulden keinen Widerspruch!“

„Haha! Wir? Wer regiert hier?“

„England!“

Da sah man Marcel de Pont-Neuve in wildem Ritt davonjagen, mitten durch die englischen Reihen, die Pistole in der vorgestreckten Hand, blind und toll nach rechts und links schießend. Ihm nach setzten etwa zehn belgische Mann. Mut der Verzweiflung! Um die übrigen schloß sich die englische Kette.

Zehn Mann und ein belgischer Offizier stoben in rasender Flucht durch die brennende Stadt. Zehn Mann und ein belgischer Offizier entflohen der englischen Gewalt. Von dem tapferen, todesmutigen belgischen Heere zehn Mann und ein Offizier, die frei bleiben wollten und sterben. Die Regierung geflüchtet, vom König verlassen! Heer und Volk in der Hand der Engländer. Das betrogene Volk, das verratene Heer — man hat sie mit Siegesnachrichten gespeist und überläßt sie nun der Verzweiflung. England befiehlt! England regiert!

„Es lebe das unabhängige Belgien!“ riefen noch

hinter dem Führer die zehn Mann. Da lachte Marcel gellend auf. Seine Nerven tobten, die stieren Augen quollen hervor. Er ist hin, er bricht zusammen. Das ist der Wahnsinn! Es gibt kein freies Belgien mehr! Belgien hat umsonst geblutet! Rache an England!

Da — ein schauerliches Geheul durch die Nacht. Das ist nicht das Pfeifen der Geschosse, nicht das Huuuh der Granaten, nicht die klingende Luftwelle des Geschützdonners — das ist etwas Grausiges, Unheimliches, Nervenzerreißendes. Ein Soldat ruft: „Es kommt aus dem Zoologischen Garten her!"

Wenn eine Granate den Bau trifft, wenn die Käfige bersten!

Da stürmt's auch schon hinein, zehn Mann und ein Offizier. Die Käfige auf! Die Raubtiere los!

Mit Eisenstangen schlugen die Wärter sie von den Käfigen weg. Da lag der Offizier am Boden und krümmte sich noch in wahnsinnigem Lachen, im schmutzigen Militärmantel, starr der unheimliche Blick, das todblasse Gesicht greisenalt. Die Soldaten nahmen ihren Offizier auf und schleppten ihn mit sich in die grauenhafte Nacht.

Weit ins Land hinein lohten die Flammenzeichen. Die Stadt am Meer stand in Brand.

* * *

Müde schob sich der Rest des ausgehungerten, zerrütteten belgischen Heeres dahin — die letzte Fahne der Wallonen.

Bei St. Niklas kämpfte es noch den Todeskampf. Schritt um Schritt folgte der deutsche Siegeszug: Gent,

Brügge. Die Regierung harrte in Ostende, das in Fahnenschmuck prangte. Pah, mochten die Deutschen Antwerpen in ihre Tasche stecken, Antwerpen ist nicht Belgien. Belgien ist, wo der König steht. Und ständ er auf dem letzten Kirchturm seines Landes.

Der belgische Ministerpräsident sprach zum Volke: „Die Einnahme Antwerpens ist die Eroberung eines leeren Mantels gewesen. Der Körper, die Armee, war schon heraus."

Am Strande standen mit gespreizten Beinen die britischen Offiziere. Das Volk drängte zu ihnen. Sie lächelten überlegen herab auf die Verängstigten. „Nicht Antwerpen — Ostende ist das Hauptbollwerk, das man dem Feinde entgegensetzen wird. Wir werden hier Geschütze aufstellen von nie geahnter Wirkung. Wir haben jetzt die Deutschen, wo wir sie haben wollten. Ein Wink über den Ozean, und wir können Europa mit Kriegsheeren überschütten. Die Kolonialtruppen sind im Anmarsch. In Calais werden Kanadier landen, in Orleans die Hindus — es ist alles all right."

Am Majesticehotel stand Jehotté mit einem Korporal zusammen. Aus tiefen Augenhöhlen fieberten seine Blicke. „Eh, Korporal, soll man ihm das Maul dreschen oder ihm glauben?"

„Ich bin fürs Mauldreschen, mon capitaine."

„Korporal, ich glaube ihm. Diesmal werden sie richtig rechnen, die Engländer. Ihr Zweck ist: durch die farbigen Völker die Deutschen zu demoralisieren." Er schwenkte sein Käppi zu den Engländern hinüber. „All right! Man vergiftet ja auch Ratten."

Mit diesen Worten eilte er in die Dünen hinein.

Eine Viertelstunde Weges, und das Haus ‚Enfant Jésus‘ tauchte zwischen den Sandhügeln auf.

Armer Marcel! Da lag er nun in der Pont-Neuveschen Strandvilla und heilte seinen Nervenchok. Ins Lazarett wollte man ihn geben, doch dagegen wehrte er sich; aus der Front wollte er nicht. Kämpfen wollte er, bis sie hinsank, die letzte Fahne der Wallonen.

Als er hier mit seinem Burschen einzog, fanden sie alle Türen der Strandvilla offen und auf dem Spiegelsims des Korridors eine Karte von Yvonne mit flüchtig hingekritzelten Worten: ‚Ich durfte hier nicht bleiben und bin mit Fürstin Ligne auf holländisches Gebiet geflüchtet. Nach England werde ich einstweilen nicht hinüberfahren. Ich bete und hoffe. Yvonne.‘

Darüber dachte er nach, während er auf der Chaiselongue lag, den starren Blick nachdenklich zur Decke gerichtet. Ein unheimliches Feuer sprühte aus seinen schwarzen Pupillen, der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn. Aber er war doch ruhig. S i e war in diesem Hause gewesen, ihr Duft hing noch in dem Raume. Er hatte große Sehnsucht nach ihr.

Hinter ihm am Fenster saß sein Bursche und nähte mit groben Fingern an der Montur. Er sprach mit sich selbst, da sein capitaine kein Wort hören wollte.

Dann rief ihm aber plötzlich der Herr zu: „Du darfst schon laut fluchen, Marait.“

Da fluchte Marait laut, riß den Faden lang und murrte: „Wenn ich bedenke, daß wir doch nichts ausrichten und daß wir die verfluchten Deutschen ruhig durchs Land hätten ziehen lassen sollen — tonnerre!“

Der Faden riß. Sein capitaine lag stumm. Da riskierte er einen zweiten Fluch: „Wenn ich bedenke, daß wir jetzt für alle andern büßen — sacredieu!“ Er klatschte auf die Montur, daß der Staub aufflatterte.

„Marait,“ antwortete da Marcel nach längerem Schweigen, „wenn wir weiterziehen müssen, dann wirst du hier an dies Haus eine weiße Fahne hissen. Ich möchte, daß man es verschont ... Denn — wenn der Krieg zu Ende ist, möchte ich mit meiner kleinen Frau hier noch glückliche Tage leben.“

Da warf der Luftzug vom Meere her die Tür auf, und Jehotté trat ein. Dumpf schwoll das ferne Murren des Meeres herein. Dazwischen laute Stimmen, Pfiffe und Fetzen einer vom Winde zerrissenen Soldatenmelodie.

„Hörst du ihre Freude?“ rief Jehotté. „Englische Schiffe sind in Sicht, werden hunderttausend Mann landen! Ah, und dann Revanche für Antwerpen! Unsre Brüsseler Freunde sind benachrichtigt, daß sie den Einzug des Königspaars vorbereiten.“

Draußen dröhnte eine laute Stimme den Tagesbefehl an die Truppen.

„Öffnet das Fenster!“ rief Marcel und richtete sich hoch, aufgepeitscht wie das verwundete Schlachtroß, das sich noch zum Appell heranschleppt.

Durch das geöffnete Fenster drangen abgerissene Worte des Tagesbefehls: „— und so hat der Feind geglaubt, das belgische Heer in Antwerpen zu vernichten, aber ein geordneter, würdiger Rückzug hat diesen Plan vereitelt, und mit verdoppelter Kraft ... Heer nun bereit, für ... gerechte Sache weiter ...

kämpfen . . . Regierung sieht sich nun veranlaßt, einstweilen . . . Sitz nach Le Havre zu verle— . . . Diese zeitweilige Prüfung aber wird zu späterer glorreicher Revanche führen . . . Es — lebe — das — unabhängige Belgien . . .!“

Da donnerte das Meer in fernem finsterem Drohen, als brause sie schon heran, die deutsche graue Woge.

* * *

Sie sind da! Die Vorhut der deutschen Radfahrer fuhr auf dem Marktplatz von Ostende an, sprang ab und lehnte die Räder an die Häuser. Die Einwohner sahen hinter halb herabgelassenen Rolläden furchtzitternd zu.

Da klopften die Grauen an die Fenster, nickten lachend und riefen etwas — was riefen sie?

„Das Meer!? — Meer?“

Ei, guter Gott, die Mordbrenner, die Diebe, die Halsabschneider, die Barbaren verlangen kein Geld, sie schlagen die Türen nicht ein, sie verlangen nur das Meer?

Und Regiment hinter Regiment wirft die Tornister ab — das Meer! Das Meer!

„Herr Feldprediger, wie wär's mit einem Feldgottesdienst hier am Strand?“

„Ein prachtvoller Gedanke, Herr Hauptmann!“ entgegnete der Angeredete, warf seinen Militärmantel über den Arm und faßte das Kreuz, das ihm um den Hals hing. Und sprach so mit einem Blicke der Andacht in die Unendlichkeit des Himmels und

des Meeres: „Beim Anblick dieser erhabenen Unendlichkeit ein Dankopfer dem Herrn für so viel stolze Siege!"

„— und beim Anblick Englands!" rief's von zwei jungen Offizieren her. Wetter, dieser Lützower! Und Schulter an Schulter mit ihm Willi Merkens. Kaum ausgeheilt und schon wieder an der Front.

Hinab sind sie, die zwei Stürmer, die Kaitreppe und auf den Strand, auf die Mole. Stehen da Arm in Arm gepreßt, von den Wellen umspült, und ihre Mäntel flattern.

„Den Säbel blank!"

Der Degen zischte aus der Scheide, hochgereckt. Die Blicke durchbohrten stahlhart die Dunstweite des Meeres, wo der deutsche Haß das Inselland sucht.

Und Arm in Arm schritten sie noch am Strand entlang. Freund Willi war mit dem Transport geheilter Verwundeten soeben angekommen. Sie zogen an mit Hurraruf und Vaterlandssängen. Frisch, wie sie in den Augusttagen ausgezogen waren.

„Du, Willi, was bringst du aus Aachen?"

„Eine liebe Geschichte von kleinen Mädchen. Sie gingen an mir vorüber, grüßten, indem sie sprachen: ‚Gott strafe England!'"

„Na, gottlob! Noch immer derselbe Geist. Auch hier. An der Front dieselbe Begeisterung wie am ersten Tage. Man müßte das denen im Lande sagen, den Kniesepetern."

„Du, Franz, hast du schon weitere Marschorder?"

„Noch nicht, aber in einer Stunde Parole."

„Wir von der Sanitätskompagnie werden wohl

mit euch zur Front ziehen. Hier bleibt Privatambulanz zurück."

„Jawohl, wir ziehen weiter, uns den letzten Zipfel Belgiens zu holen. Aber wir lassen ja eine starke Wacht am Meere zurück." Er wies nach dem Kai hinüber, wo Marineinfanterie die Pflasterung aushob und Erdlöcher grub. „Siehst du, sie buddeln die Geschütze ein. Die Schlünde auf das Meer. Ich möchte doch den Augenblick erleben, wo sie aus dem Nebel auftauchen, die Schiffe Albions."

Von der Kaitreppe aus winkte man Willi Merkens. In der Ambulanz bedurfte man seiner.

„Muß wahrscheinlich wieder dolmetschen. Es ist eine belgische Ambulanz, nervöse Damen. Eine Baronin soll ihnen hier die Strandvilla Enfant Jésus zur Verfügung gestellt haben. Wird sich wohl nicht machen lassen, liegt zu nahe an der Feuerlinie. Na, denn ade, Franz! Wir werden ja hinter deinem Regiment her sein. Hoffentlich fällst du mir nicht einmal in die Hände."

Borgers ging langsam den Strand entlang weiter. Die Flut spülte gurgelnd in den Sand, sein Fuß versank darin. Sein Gesicht war geradeaus gerichtet — ein Gesicht, das nicht sieht, nur denkt.

Rechts die Dünenhügel hinauf und an den Villen entlang zurück. Wie sagte doch Willi? Die Villa enfant jésus sollte der Ambulanz von einer Baronin zur Verfügung gestellt sein? Vor ihm stand die Villa. Der Wind hatte die Haustür offengeweht, Sand stäubte hinein und häufte sich im Korridor zu kleinen Hügeln.

Da stapfte Borgers hinüber, die Treppe hinauf in

den Hausgang. Hallo! Niemand da? Alle Stubentüren offen, als seien die Besitzer in wilder Flucht davongelaufen. Na, also dann einen Blick hineinwerfen. Die Diele befand sich in maßloser Unordnung. Ein belgischer Militärmantel war über das Ruhebett hingeworfen. Auf dem Tischchen nebenan stand eine halbgeleerte Tasse Tee; daneben lag ein Zigarrettenstummel.

Man schien demnach also in sehr gemütlicher Verfassung von den Deutschen überrascht worden zu sein. Ein Offiziersmantel? Welches Regiment? In der Tasche Papiere — nein, nur eine Karte.

Die Karte lag in der zitternden Hand Borgers': Yvonne de Pont-Neuve. Sie war hier gewesen — bei ihrem Manne? In diesem Raume — eine glückliche Stunde — unter dem Donner deutscher Kanonen ...

Die Hand krampfte sich zusammen, er warf die Karte hin. Immer wieder diese verdammte Erinnerung auf seinem Wege! Ein Strahl gleißenden Lichts, das über blutgetränkte Spuren hinzuckte. Sein Stiefel trat hinein — zersplitternd Glas — mehr nicht.

Er riß die Schultern breit, sein Mund war herb und hart. Der Duft der Glücklichen lag noch in diesem Raume. Nun denn, er will's deutsch quittieren. Er legte seine Karte auf das Tischchen: Karl Maria Franz Borgers. Dagewesen! So. Schritt um Schritt hinter der letzten Fahne der Wallonen her.

Dann ging er und verschloß die Türen. Draußen heftete er einen Zettel an: ‚Mannschaften ist das Betreten dieses Hauses verboten! Leutnant Borgers.‘ — Man soll ihr Haus nicht anrühren.

Sein Bursche, der Kölner ‚Edison‘, kam den Kai herunter und eiligst auf ihn zu mit der Meldung: „Herr Hauptmann von Kriechel bittet den Herrn Leutnant, unverzüglich nach Hotel Continental zu kommen. — Et jeht widder los, Hähr Leutnant.“

Sie trafen mitten in den Feldgottesdienst hinein. Der Prediger sprach von des Antiochus zweitem Zuge gegen Ägypten. Mit Israels Heer stritten Engel in goldenen Gewändern, und es sprach Judas Makkabäus: Wir stehen in der Hand des Herrn. „Wir stehen in der Hand des Herrn! Also erschallt auch des deutschen obersten Kriegsherrn Ruf dem siegreichen Heere nach.“

Borgers fand die Kompagnie in gefechtsmäßiger Marschformation. Die Regimenter waren alarmiert.

„Herr Leutnant Borgers? Wir werden die Lücken in unsrer Kompagnie bald füllen können. Frische Truppen sind auf der Fahrt, junge Regimenter. Draufgänger. Können wir brauchen.“

„Mein Bruder Ludwig ist auch dabei. Wenn er in meinen Zug kommen könnte, Herr Hauptmann —“

„Wollen sehen.“

„Hallo, Franz! Sie da, Borgers? Augen — links!“

Kam das aus dem Kellerloch eines Strandhotels? Wahrhaftig, der Dominik! Mit einem Fernrohr bewaffnet äugte er aus dem Kellerloch.

„Sind Sie da runtergerutscht, Dominikchen?“

„Nee, ganz und gar nisch. Bin da runt — abkommandiert. Muß blödsinnig da in Nebel 'neinstarr — ob englische Schiffe in Sicht. Man könnt mondsüchtig werd — Ehrenwort!“

„Haben Sie wenigstens Weinfässer im Rücken?"

„Nee!"

„Das ist Pech! Ade! Haltet gute Küstenwacht. Wir treffen jetzt zum ersten Mal die Engländer in Gefechtslinie."

Fort riß ihn der graue Strom.

Ein einlaufender Zug brachte die junge deutsche Wehr, frische Regimenter. Vollgepfropft war der endlose Zug. An den Wagenfenstern drängten sich die lachenden Gesichter und winkenden Arme.

„Franz! Franz!" Einer stürzte fast aus dem Zug.

Herrgott, der Ludwig! Junge, mit deinem Bubengesicht! Wie bald wird's die Furchen des reifen Mannes tragen! „Willkommen, Bruder! In der Schlacht sehen wir uns!"

„Hurra, Franz! Mit Gott für König und Vaterland!"

Brausend fuhr der Zug vorüber, nur noch das gewaltige Dröhnen der Begeisterung in der Luft.

Leutnant Borgers mit seinen Leuten soll bis zum Aussichtsturm vordringen, dort in gedeckte Stellung gehen und gefechtsfertig, alarmbereit bleiben. — Na ja, aber wo ist der Turm? Generalstabskarte her! Dort — westlich von Ostende. Zwei Dörfer liegen da nahe beisammen: Westende und Lombaartzijde.

Heda! Meldegänger treffen ein. Was gibt's? Der Strand ist besetzt? Mit welchen Waffen? — „Zu melden: belgische Infanterie hält die Dörfer Westende und Lombaartzijde besetzt, wartet das Eintreffen der britischen Flotte ab, um im Schutz ihres Feuers die Deutschen landeinwärts abzudrängen!"

Hauptmann von Kriechel, mit einem Oberleutnant

und einem Fahnenjunker, kam und gab Befehl: „Sofort zum Angriff auf Westende! Infanterie auf dreihundert Meter vor, rechts und links ausschwärmen bis zu den Wasserläufen! Dort in Schützenlinie und Kommando abwarten!“

Eine berittene Ordonnanz sauste los mit der Meldung an die Artillerie. Ein Oberleutnant suchte auf dem Aussichtsturm mit dem Glas das Gelände ab. Donnerwetter! Da wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Truppenverschiebungen, außerordentliche Maßnahmen. Der Küste entlang in Zeebrügge, Heyst, Knocke bringen sie die schweren Geschütze von Antwerpen her in Stellung. 42-cm-Mörser und 28-cm-Kanonen, mit den Schlünden aufs Meer gerichtet, gleichzeitig schweres Geschütz zwischen Brügge und dem Meer zur Beschießung englischer Torpedojäger. Und überall und weithin und im ganzen Umkreis die eisernen Rohre gegen das Meer.

Noch kroch ein schmutziggelber Bodennebel über die Küste hin und in den Wasserlauf des Yserflusses. Und immer noch grub und wühlte sich an den Ufern entlang die belgische Infanterie in die Erde ein. Die Schützenlinie von Borgers lag noch auf dem Bauch und wartete den Befehl zum Vorgehen ab, alle Sehnen gespannt. Hinter ihnen hielt ihre Artillerie, die ihnen das Gelände freizuschießen hatte. Jetzt — zum Angriff! Gewehr schußbereit im Arm.

Herrgott! Nun kam's heran — Schiffe im Nebel mit gigantischen Umrissen in der dunstigen Ferne. In der Nebelmauer brannte ein Lichtfleck auf wie ein zischendes Feuermal. Ein donnerartiges Krachen folgte, und dann setzten die belgischen Geschütze ein.

Brandfackeln schossen da und dort am Küstenstrich auf, hoben sich von einem furchtbaren Hintergrunde von schwarzschwelendem Rauch und weißlich verglühenden Schutthaufen ab. Rotbefleckt von platzenden Granaten, drohte der verdüsterte Himmel.

Bis in die Nacht hinein währte der ungeheure Zweikampf der Artillerie. Durch Leuchtkugeln wurde das Gelände erkundet und das Ziel angewiesen.

Westende war gestürmt, war in deutscher Hand. Hier begann jetzt der verzweifelte Todeskampf um die letzte Scholle belgischen Landes.

Eine kalte, sternklare Nacht. Man fällt ermüdet hin, wo man gerade steht, nur in den Mantel gehüllt.

Wo ist Leutnant Borgers? Hat jemand den Leutnant Borgers gesehen?

„Hier Leutnant Borgers!“ Der Gerufene kriecht mit steifen Gliedern, ganz durchfroren, heran.

„Du, Willi? Was ist los?“

„Rapple dich zusammen, Jung! Sollst auf dem Beobachtungsturm den Oberleutnant ablösen.“

Über Borgers' markigen Körper ging ein Kälteschütteln. „Hast du nichts da an Kaffee, warmem Wasser zu 'ner Bouillon?“

„Da — ein Stück Brot und Wurst. Aber wenn du durchkommst, schlag dich zur belgischen Ambulanz hin, die haben noch was fürs Inwendige.“

„Wie kommt die belgische Ambulanz hierher?“

„Wir sind froh, daß wir sie haben. Wir schaffen's ja nicht mehr.“

Mit diesen Worten war Willi Merkens auch schon davon. Ein Krankenträger kam ihm entgegen. Ein

Mann, meldete er, habe da einen schlimmen Rachenschuß. Sie schafften ihn auf ein requiriertes Fuhrwerk hinauf. Willi Merkens beugte sich über ihn, erkannte die Todesschatten auf dem zerschossenen Gesicht. „Sollen wir der Frau zu Hause ein paar Worte schreiben?" fragte er. Der Mann bejahte mit den Augen, erlöst aufatmend.

Drüben im ärgsten Gedränge arbeiteten die Damen der Ambulanz; ihre weißen Kittelschürzen flatterten. Ein Fahnenjunker ließ sich die Hand verbinden.

„Das ist sie selbst, die Baronin," flüsterte ihm sein Kamerad zu. Verstört starrte der Junker seine Pflegerin ins Gesicht. Wo sah er dies Gesicht? In einer schrecklichen Nacht, in Löwen ... Man hatte die Offiziere freundschaftlichst in eine Villa eingelassen. Sein Oberst speiste mit den Herrschaften — da — die Dame am Fenster — ließ die Rakete aufsteigen.

Eine Dame in Schwarz — die auffallende Blässe ihres Gesichts — gewiß, er hatte sie nur einmal am Fenster gesehen, er speiste ja nicht mit an der Tafel — aber er täuschte sich nicht: sie ist es, die Baronin aus der Ambulanz! Seine junge Seele wurde heiß. Die Aufregung seiner Entdeckung fieberte ihm ins Blut. Sie hat sich mit der Ambulanz ins deutsche Lager eingeschmuggelt — Spionin —? Er entsetzte sich sehr, der kleine Junker. Dann machte er seinem Hauptmann Meldung.

Der Hauptmann war von Meldungen, Ordonnanzen, Signalen überschüttet. Jetzt kam ihm da auch noch der Fahnenjunker mit Dingen, die auf Löwen zurückliegen. Abschieben auf Leutnant Borgers. Man

ließ den kleinen Junker an der Tür stehen. Ganz verdattert stand er da. Mit so einer wichtigen Meldung! Als aber in dem eiligen Kommen und Gehen einer im Vorübergehen die Worte fallen ließ: ‚Steht da wie hingestellt und nicht abgeholt‘, da verschwand er und suchte Leutnant Borgers auf.

Borgers hatte den Beobachtungsposten auf dem Kirchturm. Unter den Glocken herrschte ein fieberhaftes Getriebe. Mit einer Zeltbahn war die Fernsprechzelle abgetrennt. In der Glockenkammer stand der Meßtisch mit Karten und Plänen. In die Turmluken waren die Zeiß- und Görzfernrohre eingezwängt, an denen ausspähend die Offiziere standen. Bums! Aus welcher Richtung kam der Donnerschlag? Ein weißes Wölkchen zeigte sich fern. Die Offiziere richteten die Rohre. Mehr nach links. Hat man's? — Nein. — Drehen, drehen! Halt! Ich hab's.

Borgers rief eine Zahl, die man in die Fernsprechzelle weitergab. Schade, um drei zuviel nach links. Man rechnete, man reihte Zahlen untereinander, man zog die Quersumme. Aus dem wirren Gekritzel stieg wie Steilfeuer tödlich sicher die Treffzahl. Was aber flaggt da drüben in dem Meerdunst an der Strandvilla für ein weißer Lappen? Sieht aus wie 'ne Signalstation. Nach der Batterie Meldung geben, daß man dort mal 'ne Ladung Hülsenfrüchte hinüberwirft.

„Die Strandvilla kenn ich,“ warf der Junker zu Borgers hin. „Habe das schon in Ostende bemerkt. Sie heißt Villa enfant jésus.“

„Stimmt,“ nickte Unteroffizier Lenzen, der die festgelegten Punkte in die Karte einzuzeichnen hatte.

„In Ostende ham wir das Ding bald runtergeholt, aber dann mußten wir stante pede fort.“

„Es ist die Villa der Baronin aus der Ambulanz,“ sagte Borgers kurz.

Nun machte der Junker in glühendem Eifer seine Meldung. Borgers sah ihn an, mit einem Blick, der ihn niederschlug.

„Das ist Unsinn, Junker, blühender Unsinn!“

„Herr Hauptmann von Kriechel läßt den Herrn Leutnant ersuchen, die Sache weiter zu verfolgen.“ Stramm und schneidig und sehr gekränkt brachte er es hervor. So! Jetzt hat auch der Herr Leutnant nicht mehr zu mucksen.

Vom Fernrohr her rief Oberleutnant Sulz: „Aber selbstverständlich! Wir sind hier in ein Netz von Spionage eingesponnen. Der Feind ist über unsern Aufmarsch mit absoluter Sicherheit unterrichtet. Unsre Schützengräben ziehen sich vom Leopoldskanal her die ganze Küste entlang, aber da ringelt sich die feindliche Schützenlinie wie ein Schlangenleib immer weiter auf. Es liegt System in der Sache. Man möchte uns einem vernichtenden Ereignis entgegenlocken, das fühlt man, aber man weiß nichts und kann daher auch nicht die wirksamen Gegenmaßregeln treffen.“ Dabei wies er durch die Luke in die feindliche Stellung hinein. „Wissen möcht ich, was dort drüben zwischen den Kanälen vorgeht. Nicht das, was uns die Flieger auskundschaften, das ist's nicht — sondern das, was als Tagesbefehl noch in verschlossener Schublade liegt.“

Bum! Holla! Das sitzt schon gut, das sitzt sogar vortrefflich. Noch solch ein Einschlag und der Volltreffer ist da.

„Fahnenjunker,“ rief Borgers, „wissen Sie, wo Hauptmann von Kriechel zurzeit liegt?“

„Beim Divisionsstab in der Meierei, Herr Leutnant.“

„Bitten Sie die Baronin, Ihnen dorthin zu folgen — verstanden? Sie haben sie zu bitten. Die Baronin wird nicht verhaftet.“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

Stille im Turm. Nur im unsicheren Halbdunkel der Fernsprechzelle die Gestalt am Apparat, die laut und ruhig die Treffzahl an die Batterie weitergibt.

„Wir müssen das Dorf einstampfen! Es ist vollgepfropft von feindlichen Truppen. Werden unter dem Schutz ihrer Batterien einen Vorstoß auf unser Seebataillon unternehmen.“

„Wie weit ist das Dorf entfernt?“

„In Luftlinie acht Kilometer.“

„Achtung! Sehen Sie drüben bei unsern Geschützen vier weiße Wölkchen aufgehen? Bravo! Jetzt wird's losfunken . . .“

Eine brandrote Wolke, ein Sausen, Zischen und Dröhnen, als berste die Welt. Hurra! Volltreffer! Das Dorf steht in Flammen. Jetzt raus aus dem Bau! Wie die Ratten laufen sie.

„Herr Leutnant!“ Der Fahnenjunker war in der Turmtür erschienen. „Die Baronin verlangt Sie zu sprechen.“

Brennende Worte waren es, die da auf sein eisiges Erstarren fielen. Eine Frau rief ihn, die Frau, die er liebte . . . Nein, kein Wiedersehen für uns! Draußen tobt die Schlacht. Und wie Schmiedehämmer pocht's ihm drinnen — Herrgott, aber draußen tobt

eine Schlacht! Ein Dorf in lohendem Brand! Todesschreie aus zertrümmerten Menschengeschicken! . . . Und eine Frau rief ihn, die Frau, die er liebte! Niemals! Hier ist seine Pflicht. Ein Vaterland zwischen ihnen!

Hart wie Erz wurde sein Gesicht: „Sagen Sie der Baronin, daß ich meinen Posten nicht verlassen darf."

Die Herren traten von den Fernrohren weg. Uff! Das wäre geschafft. Ein Dorf wie eine Festung da zwischen den Wassergräben des Yserflusses. Alles Land sumpfig und aufgeweicht von den unzähligen Hafen- und Kanalarmen. Wird 'ne eklige Sache werden, sich da mit den Geschützen durchzuwühlen. Ob das die Mausefalle sein soll? Oder was lauert dort im Hintergrunde? — He, Borgers, wenn er jetzt runtersteigt, soll er mal für Atzung sorgen. Die Glieder kaputt, der Magen lang wie ein Strumpf.

Drunten traf Borgers auf Leute der Korporalschaft, die zum Essenholen nach der eine Stunde weit zurückliegenden Feldküche ausgeschickt waren. Jeder hatte drei Kochgeschirre zu schleppen und etliche Feldflaschen. Sie pfiffen ein Marschlied, riefen den Posten am Bahnübergang an und ulkten über das miserable Schießen der feindlichen Artillerie. Zwanzig Abschüsse, darunter fünfzehn Blindgänger.

„Wenn jetzt unsre jungen Regimenter einhauen —"

Da — Querpfeifer, Trommelwirbel.

Donnerwetter! Marschieren sie schon an, kühn stürmendes Jungvolk, strahlende Begeisterung, das verwegene bubenstolze Lächeln auf den noch bartlosen Lippen: Jetzt kommen wir! Jetzt kommen wir! Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Weit aus dem Felde Trompetensignale. Sie singen übermütig mit:

Kartoffelsupp, Kartoffelsupp,
Immer nur Kartoffelsupp,
Krupp, Krupp, Krupp!

Na, dem Jungholz wird's schon noch anders kommen, muß jetzt in die Schanzgräben ganz vorn 'rein. Wie die da loswiehert, die Gruppe von Einjährigen! Die Einspänner, die Lateiner. Heda, Ludwig Borgers! Ist er's wirklich, der Bruder Ludwig? Junge! Grünschnabel! Mit ihm der Schulkamerad Hansen, der schon aus dem Feuer in Ruhe kam. Hat der wahrhaftig schon den Gefreitenknopf?

„Franz!" Ludwig fiel glatt dem Bruder Leutnant um den Hals.

„Hat ihm schon!" rief's aus den Reihen der Lateiner.

Franz tippte Hansen auf den Gefreitenknopf. „Also schon den höheren Grad der ‚Gemeinheit'?" Ludwig schob stolz den Freund vor.

„Jawollchen, Gefreitenknopf mit kleinem Adler. Fünfgroschensergeant. Wetter! so 'n Knopp und ich schwimme vor Glück, Franz!"

„Ja, du machst beängstigende Ruderbewegungen. Willst du mich jetzt loslassen — ich muß zum Hauptmann."

„Habt ihr uns hier überhaupt noch etwas Arbeit gelassen? Wir wollen auch noch was zu dreschen haben."

Da faßte ihn Borgers unters Kinn und sah ihn tiefernst an. Jungens, Jungens mit euren strahlenden Jünglingsgesichtern, ja, ihr sollt noch Arbeit

haben. Und dann sind eure strahlenden Gesichter reif und streng und alt . . .

„Vielleicht heute noch — Bruder, und dann schießt ihr auf Menschen. Das sind keine Hasen. Ade, Ludwig, ich sehe dich wohl noch."

In der breiten, mit unbehauenen Steinen belegten Küche der Meierei stand Hauptmann von Kriechel in einem Gewühl von Offizieren in Verkehrsuniform, Radfahrern und Meldegängern; auch ein Intendanturrat war dabei, der sich eine Ecke für seine Bücher freiräumte.

Über alle hinaus ragte der Lützower. Der Hauptmann winkte ihm. „Mein liewer Leutnant, Sie schicken mir da eine Dame —"

„Verzeihung, Herr Hauptmann, aber da sich weitere Verdachtsmomente ergaben, die mir ein selbständiges Vorgehen erschweren —"

„Papperlapapp! Sie wissen, daß ich Ihnen schon weit wichtigere Sachen übertragen habe. Wir können hier in dem Kladderadatsch doch nicht zu einem Feldgericht zusammentreten. Nehmen Sie Vizefeldwebel Kunze zum Protokollführer, und los!"

Draußen an der Regenbütte standen die Mannschaften und wuschen sich ihre Tuchhosen, die sie seit dem August nicht mehr vom Leibe gekriegt hatten. Wo ist der Vizerich? „Hier, Vizefeldwebel Kunze meldet sich zur Stelle!"

„Führen Sie die Dame ins Dienstzimmer. Fahnenjunker Finke soll mit antreten."

Noch hatte Borgers nicht Platz genommen, als lautlos die Tür aufging und Kleiderrauschen, hastige Schritte. Er sah nicht auf, er fühlte ihre Nähe. Da

stand sie mit tiefen, leuchtenden Augen an dem Tisch, die blaue Pelerine der Rote-Kreuz-Tracht über die linke Schulter zurückgeschlagen, die weiße Kappe auf dem dunklen Haar.

Der Vizefeldwebel schob ihr den Stuhl hin. Mit einer Handbewegung lud Borgers sie zum Niedersitzen ein. Der Junker schob sich neben den Vize.

Borgers begann klar, ruhig und fremd: „Baronin gehört zur belgischen Ambulanz, wird also über die nötigen Papiere verfügen."

Ihre blaugeäderte Hand glitt auf den Tisch. Sie entnahm der Brieftasche zunächst das steife quadratische Kärtchen mit der Aufschrift: Croix rouge de Belgique, dann den Passierschein mit ihrem aufgeklebten Bilde, auch den polizeilichen Ausweis sowie eine Schonungskarte des Generalmajors von Bülow: ‚In diesem Hause sind deutsche Verwundete liebevoll gepflegt worden'.

„Wird mehr gewünscht?" fragte sie, zog die Brauen hoch und war im Begriff, weitere Schriftstücke aus ihrer Brieftasche herauszuholen.

„Es genügt, aber ich bitte, sich darüber zu erklären, wie die weiße Fahne auf die Strandvilla enfant jésus kam."

„Ich nehme an, daß der Baron sie bei seiner Anwesenheit hissen ließ."

„Ihr Gatte?"

„Ja."

„Wann?"

„Kurz vor Einzug der Deutschen, aber auch das ist nur Vermutung."

„Danach bezog Baronin die Villa?"

Sie schob ihm ihren holländischen Paß hin. „Lesen Sie das Datum. Ich verließ Holland erst, als der ganze Strand durch die Deutschen besetzt war und ich nicht mehr zu meiner Villa gelangen konnte.“

Borgers schob das Blatt dem protokollführenden Vize zu, damit dieser das Datum notiere.

„Ist das Verhör nun zu Ende?“

„Frau Baronin wird sich nicht über die Form des Verhörs zu beklagen haben.“

„Der bloße Verdacht allein beleidigt.“

„Jedenfalls würde Sie die Not Ihres Vaterlandes entschuldigen.“

Ihr Kopf hob sich. „Noch ist die Not nicht größer als die Tapferkeit.“

„Tapferkeit um eine verlorene Sache ist Verbrechen.“

Eine wehzitternde Bitterkeit lag in ihrer Stimme, als sie antwortete: „Eine gerechte Sache ist nie verloren. Es werden ihr immer Rächer erstehen.“

„Ja,“ sagte er kalt, „wenn es die gerechte Sache ist.“

Ihre Hand preßte sich auf ihre Brust. „Wir werden unerschütterlich daran glauben bis in unsre letzte Stunde hinein.“

Er stieß den Bleistift auf den Tisch. Das Zornblut wallte ihm in die Stirn. „Madame, mit dieser Phrase stürzt sich das belgische Volk in eine unselige Verblendung hinein. Warum verschließen Sie sich der Wahrheit?“

„Bitte“ — ihre leise Stimme fiel in seine laute — „sagen Sie mir die Wahrheit — nur die Wahrheit!“

Da klaffte er wieder auf, der Spalt, der Abgrund.

Zwischen ihnen lag das Vaterland, um das sie beide rangen.

„Bis in seine Notecke hinein ist Belgien zusammengedrängt," sagte Borgers schwer und dumpf. „Morgen vielleicht schon ist es zu einem geographischen Begriff geworden. Und wir können ihm nicht einmal den Trost lassen, daß es für seine gerechte Sache kämpft. Diese Sache ist ungerecht und perfide. Sie ist Hohn und Betrug. Belgien hat der Welt seine Neutralität vorgelogen. Es war nicht mehr neutral, als es 1905 den geheimen Vertrag mit England gegen Deutschland einging. Dieses Verbrechen an seiner Neutralität rächt jetzt das deutsche Schwert. Vergeltung — kein Mitleid für Belgien! Das, Madame, ist die Wahrheit!"

Ihre Zähne gruben sich in die Unterlippe. Kaum daß sie den stürmischen Schmerz verbiß. Da saß er nun vor ihr im sieghaften Stolz seines rächenden Vaterlandes, hinweggetragen von ihr auf eine unüberwindliche Höhe: sein Deutschland!

„Warum denn ist die ganze Welt von Mitleid erfüllt für unser verwüstetes Land? Und griff nicht das mächtige England zum Schwert, um unsre Freiheit zu wahren? Eh bien, war dieser Vertrag nicht schon die schützende Wehr für den Hilflosen?"

Er lachte hart und trocken. „Mylord, der Beschützer! Madame, für diese Redensart zahlt Ihnen niemand einen Silbergroschen. Horchen Sie in die Weltgeschichte hinein, Madame, noch heute tönt es von Fluchschreien darin gegen England. Die Iren, die Buren, Ägypten, Indien. Vernarbte Wunden klaffen wieder auf. Die Unterdrückten rufen um Rache. Und Bel-

gien glaubt kindlich an die edle Geste Mylords. Aber Mylord selbst hat schwache Stunden, wo er sich enthüllt. Hier“ — er griff in die Uniform und legte ein Zeitungsblatt auf den Tisch — „Bonar Law in seinem Briefe vom zweiten August an den Premierminister Asquith: Lord Lansdowne und ich halten es für unsre Pflicht, Ihnen zu eröffnen, daß nach unsrer Meinung sowohl als nach der Meinung unsrer sämtlichen Kollegen es für die Ehre und Sicherheit des vereinigten Königreichs verhängnisvoll sein wird, wenn wir zögerten, Frankreich und Rußland in dem gegenwärtigen Kriege zu unterstützen. Das Interesse Englands, Madame! Und nichts vom Schutze Belgiens! Der 2. August, an dem dieser Brief geschrieben wurde, und das Jahr des geheimen Vertrags, 1905 — zwei niederschmetternde Daten. Mehr bedarf es nicht, um den Schwindel der belgischen Neutralitätsphrase zu enthüllen und Deutschlands Sache als heilig, rein und gerecht zu erweisen.“

Die Welt um ihn, die voll Blutgeschrei und Kanonengebrüll war, verschwand — er war mit dieser Frau allein, er sprach zu ihr allein. Es war ein letztes, inständiges Werben: Sei meinem Vaterlande gerecht! Lerne es begreifen, das große, ehrliche Deutschland!

So warb er um ihre Seele, um ihr Herz zum letztenmal mit seiner heftig stürmenden Liebe, die nun seinem Deutschland galt.

Er sah ihre Hand, die auf dem Tische lag, leise zittern. Und diese zitternde Hand tastete über die Karte hin, wo die Siegesfähnchen eingesteckt waren und nur noch den Schrittbreit Landes frei ließen, breit genug, daß ein einsamer König darauf stehen konnte.

Darüberhin strich sie, wie man über eine Wunde streicht. Da dachte er, wie auch sie leiden mußte. Ein Hauch von ein paar schmerzhaften Worten glitt von ihrem Munde: „Wunden, nichts als Wunden . . . Wie kann man den lieben, der solche Wunden schlug, und wäre es die zehnmal gerechte Sache . . .“ Dann, als hätte sie zuviel gesagt, zog sie fast heftig die Hand zurück und erhob sich: „Sind wir zu Ende?“

Er fuhr sich über die Stirn und winkte den Junker her. „Nur noch eine Frage pro forma. — Fahnenjunker Finke, ich bitte, sich die Dame noch einmal genau anzusehen und Ihre Aussage zu wiederholen.“

Etwas benommen trat der kleine Junker vor. „Da ich die Dame nur vorübergehend am Fenster sah, bin ich im Zweifel —“

„Auch diesen Zweifel möchte ich Ihnen nehmen, indem ich Ihnen erkläre, daß zu der Zeit und Stunde, wo der Überfall in Löwen geschah, ich diese Dame in der Jesuitenkirche zu Löwen gesehen und gesprochen habe. Ich bedaure, daß Ihr Verdacht sich auf bloße Vermutung stützte. Jedenfalls werden Sie wohl Veranlassung nehmen, sich bei der Baronin zu entschuldigen.“

„Ich erlasse ihm jede Entschuldigung,“ fiel Yvonne ein. „Ich selber hätte ja den Verdacht entkräften können — wie es soeben Herr Leutnant Borgers tat.“

„Jedenfalls wäre es das einzig Richtige gewesen. Baronin setzte sich der Gefahr aus, vor Gericht zitiert zu werden.“

„Das eben wollte ich: — Herrn Leutnant Borgers, der sich weigerte, mich zu empfangen, um jeden Preis sprechen.“

„Zu welchem Zweck?“

„Das möchte ich dem Herrn Leutnant allein sagen.“

„Ich möchte aber Baronin dringend bitten, nicht zurückzuhalten mit dem, was noch zu erledigen wäre.“

Noch ein kurzes Zögern, dann schob sie eine Brieftasche auf den Tisch, die Borgers als die seine erkannte. „Sie enthält Schriftstücke meines Mannes. Das Etui wurde bei Ihrer Gefangennahme in Ihrem Mantel gefunden und mir zugestellt. Es sind Dinge persönlicher Natur, die keine Zeugen dulden.“

Borgers winkte ab. Sie waren allein. Eine Regenwolke verdüsterte die Stube. Auch Borgers war aufgestanden und stützte sich auf den Tisch. Sie wartete. Er mußte nun doch reden. Eine Brieftasche mit den Bildnissen und Widmungen von leichtfertigen Midinetten an Monsieur Marcel — was weiter! Borgers hatte sie in der Garçonwohnung in Lüttich gefunden und an sich genommen. Nun denn: jetzt wußte sie es. Seine brennende Eifersucht hatte es ihm oft auf die Zunge gelockt. Aber so was läßt man nicht über die Zunge, wenn man ein anständiger Kerl ist. Na ja, nun war's heraus. Belgische Damen fordern ja wohl keine ‚Treue‘. Treue ist bäuerisch, Treue ist deutsch.

„Baronin —“

Sie brach über dem Tisch zusammen. Ein Schluchzen — fast lautlos, aber ihr Körper bebte. Ihr Kopf lag auf den verschlungenen Armen, ihr Haar spielte so nahe an seiner Hand, daß er darüber hinstreichen könnte — mit leiser, zager Hand, mit der Hand, die schwielig war vom Schwertgriff. Nein! Die Hand zur Faust ballen, sich in einen eisernen Trotz hinein-

stoßen. Nie! Keine Gemeinschaft mehr zwischen uns! Draußen tobt die Schlacht — das ist jetzt seine Liebe!

Er trat hinter ihren Stuhl. Er mußte sie zur Fassung bringen. Jeden Augenblick konnte die Tür aufgehen.

„Verzeihung, Baronin —"

Sie schnellte auf, tupfte hastig ihr Gesicht ab und strich sich das wirre Haar unter die Kappe. Ihre Stimme bebte noch: „Ah oui, oui — gehen Sie! Sie haben noch viel zu tun, Herr Leutnant Borgers. Belgien ist überwunden, aber wir leben noch, wir leben vielleicht noch einen Atemzug lang. Und mit diesem letzten Atemschöpfen werden wir die Rächer rings um uns aufrufen. Wir warten, wir hoffen, wir werden siegen durch unsre Rächer!"

„Baronin hat nichts von ihrem Haß eingebüßt."

Sie preßte die gefalteten Hände wider den bebenden Mund. „Ich wünschte, daß es so wäre."

Der Grimm zuckte um seine Lippen. „Ach, Baronin, Sie haben es tapfer gekonnt: hassen bis zur Selbstaufopferung!"

„Bis zur —?"

„Ich habe dem nichts hinzuzufügen."

„Ich verlange es!"

„Lassen Sie die Maske fallen, Baronin!"

„Die Maske ist gefallen, Herr Leutnant!"

„Nun denn: diese Heirat, in die Sie nur der Haß trieb! . . . Das wollte ich Ihnen einmal sagen. Das habe ich Ihnen nun gesagt. Jetzt können wir ja wieder voneinander gehen."

Da stand er und konnte von ihrem Blick nicht los. Sie schnellte dicht vor ihm auf. Sie zwang ihn bis

zur Erstarrung. Eine rätselhafte, unergründliche Tiefe lag in diesem Blick: „Ja! Der Haß, von Ihnen loszukommen! Sie aus meinem Leben zu schaffen ... Geliebt habe ich Sie! Geliebt ... Das war mein Haß! Geliebt, um unterzugehen an Ihnen! Anklammern mußte ich mich an meinen Haß, um Sie aus meinem Leben zu stoßen! Um nicht unglücklich zu werden an Ihnen ... Sie nicht an mir. Wir sind ja reife Menschen, wir wissen, daß wir nicht über ein Vaterland hinweg zueinander kommen können. Ich nicht zu Ihnen, Sie nicht zu mir. Einer von uns müßte verlieren, viel verlieren, sein edelstes Gefühl: die Vaterlandsliebe. Das können wir beide nicht — und ich müßte Sie verachten, wenn Sie es könnten ... Non, o non, pour l'amour de Dieu, rühren Sie mich nicht an!" Sie griff seine Hände, die sie umfassen wollten, und glitt von ihm weg.

„Yvonne!"

Da streifte es an ihm vorüber, er fühlte ihr Haar an seinem Gesicht, einen prickelnden Hauch an seinem Munde — waren es ihre Lippen, nur ihr Atem?

Hinter ihr fiel die Tür zu; die Zugluft flatterte über die Fähnchen der Karte hin.

Er preßte sich den Kopf, er stöhnte ihren Namen, biß die Zähne zusammen, schrie sich in Zorn und Verzweiflung an, um ihr nicht nachzustürzen. Hinfallen möcht er, niedergeschlagen wie ein Hund. Sie hat ja recht: so heiß sie sich lieben, sie könnten doch nie über die Kluft hinweg. Nicht einig sein in dem einen Erhabenen, Heiligen, was diese große Zeit jetzt gebar: das gemeinsame Vaterland! Eine gemeine, feige, unlautere Natur, die darüber hinwegkönnte. Er weiß

nun, daß mit jedem sieghaften Schritt weiter er sich von ihr entfernt. Ein Kampf wird das jetzt ums Herzblut. — —

Was geht draußen vor? Alarmschuß, Trompetensignal. Aufbruch der jungen Regimenter. Hinüber über den Yserkanal! Dort der Feind. Der Feind trägt ein bleiches, verweichlichtes Gesicht. Das Gesicht Marcel de Pont-Neuves, der mit gezücktem Degen wartet auf einen, den er aussuchen wird aus der Schar der Feinde, dem er seinen Degen in die Brust bohren wird, um die blutdampfende Waffe seiner Frau zu schicken. Dann weiß sie es: das Blut des Lützowers klebt daran.

Zug auf! Erste Kompagnie des jungen Regiments in die Schützengräben. Lützower voran! Die braven 25er, genannt die fliegende Kolonne. Überall, wo's not tut, müssen sie einspringen.

Leutnant Borgers ist ihr Kompagnieführer. Zug auf! Parole: Waterloo.

Ein junger Stürmer kommt mit leuchtenden Augen und fiebernd glühenden Wangen gesprungen. „Franz! Franz! Geht's nun wirklich los? In Schützenlinie — an den Feind?!“

„Ja, Junge, und heute vielleicht noch Feuertaufe.“

Da schwenkte der sein Gewehr wie eine Siegesfahne, daß der junge Körper in Begeisterung bebte. „Es lebe der Kaiser! Es lebe —“

Hauptmann von Kriechel stand neben ihm, zupfte noch an ihm herum, rückte ihm den Helm zurecht. Alles ordnungsgemäß, wie ein Vater den Sohn abmustert zum feierlichen Gang. „Mit Gott für König und Vaterland!“

Dann wandte er sich ab. Es packt einen immer wieder, wenn sie so todesmutig ausziehen, sich geradeswegs in die feindlichen Bajonette werfen.

Rauh dröhnte jetzt die Stimme Leutnant Borgers': „Erster Zug mit Maschinengewehren vor! Zweiter Halbzug seitwärts staffeln und die Höhe sichern! Marsch, Marsch!"

Den Säbel ums Handgelenk, den Revolver in der Hand, so klommen sie langsam die Höhe hinauf. Es schwärmten da noch feindliche Patrouillen aus. In der Nacht war eine hinter der Anhöhe abgeschossen worden. In der Tasche des französischen Unteroffiziers fand man Papiere, die auf einen heftigen feindlichen Vorstoß vorbereiteten. Die Art des Überfalls war dunkel gehalten. Das Ungewisse drohte. Es sollte ein Furchtbares sein, niederschmetternd und überraschend über die graue deutsche Woge hin. Was war's . . .

Eine versumpfte Gegend mit einem verzweigten Netz von Wasserläufen. Die Stiefel blieben fast in dem zähen Schlamm stecken. Kein Vorwärtskommen. Links zum Wald hin sich entwickeln, kräftige Stöcke ausschneiden und damit durch den Morast steuern. Scheußliche Brühe. Heda! Halb links Offizierspatrouille, klärt das Gelände auf. Nichts vom Feind zu sehen. Hat sich wundervoll eingebuddelt. Vorwärts! Nicht umsehen. Gewehr frei!

Ein Hilferuf — woher? Quer im Feld. Zwei Mann vor! Nachsehen. Ha, der Ludwig und sein Freund. Na, los! Sie rennen durchs Feld. Das Grundwasser spritzt hinter ihnen auf. Der Ruf kommt aus der Talbucht. Ein Leichenfeld? Da sieht's aus!

Entsetzlich! Schaudern schüttelt sie. Ihre junge stürmende Seele bebt todverstört. Aber die Zähne aufeinanderbeißen. Darüber muß man wegkommen. Wenn's mal überwunden ist, wenn erst mal die Waffe auf eine lebendige, atmende Menschenbrust gezückt werden muß . . .

Vorwärts! Hinter dem Strauch noch der schwache Hilferuf. Ein Franzose, dem das Knie zerschmettert ist. Er war aus dem Tumult davongekrochen und lag nun da schon einen Tag und eine Nacht. „Nix Franzose," wehrte er ab, „ick sein Belge." Und blieb stumm und verbissen und ächzte seinen Schmerz.

Die zwei jungen Krieger flochten Strauchzweige über ihre Gewehre, legten ihn auf diese improvisierte Krankentrage und trugen ihn der Kompagnie nach. Nicht zwanzig Meter entfernt von ihnen ging eine Granate nieder. Nun schleunigst aus dem von den feindlichen Geschützen bestrichenen Gelände. Rechts hinüber nach dem Strohhaufen, um mal zu verschnaufen. Zschscht! — warf sie ein Luftzug beiseite, daß sie torkelten und der Verwundete einen stöhnenden Fluch ausstieß. Gleichzeitig traf sie ein Anruf irgendwo aus der Erde heraus. Was war das? Ein Unterstand der Artillerie, mit Rasen verdeckt, daß kein Flieger ihn ausspähen konnte. Und dort auch das Geschützrohr.

Mit Verwundeten kann man hier nichts anfangen. An den Schützengräben haben sie einen Notverbandplatz, also weiter dorthin. Kanonier Schwammborn saß im Loch und legte frische Fußlappen auf die dicken Blasen; ‚Zeppeline' nannte er sie. „He, ihr zwei Hämmel," rief er den Jungen zu, „rechts den Wasser-

auf runterjondeln, dann trefft ihr direktemang uff die Kaiserpassage."

Da kam ihnen auch schon der Nachtrab der Kompagnie in Sicht. Die Spitze des Zuges stieß bereits auf die zweite Schützenlinie, die etwa tausend Meter entfernt von der ersten lag. An dem Notverbandplatz, der um ein Feldkapellchen lag, gaben sie den Verwundeten ab. Hundert Meter übers Flachfeld her leuchtete eine weiße Inschrift: Kaiserpassage.

Der Kölner Edison kam eben mit einer Stubentür auf dem Rücken angeschleppt zur Deckung eines Schützenstandes. „Jongens," rief er die Anrückenden an, „hätt 'r nix zu moffele ond zu piefe?"

Da kamen die wilden Hummeln wieder durch die Luft, gingen mit donnerartigem Krachen nieder.

„Oho!" brüllte es aus den Gräben heraus. „Langsam, Männeken!"

Edison schaffte sich mit Armstößen Platz. Er hatte seinem Leutnant ein behagliches Nest im Unterstand hergerichtet. Straßen gab es in der Höhlenstadt, rechts und links abzweigend, sogar mit Zement bestrichen: Bismarckstraße, Unter den Linden. Dort ein Korbsessel und ein Tischchen vor einer Höhle — ah, Café Kronprinz. Im Café Kronprinz saßen einige Offiziere beim Skat und Glühwein. Die Wände waren mit Gobelins bespannt, sogar ein wuchtig ausgebauter Kamin stand darin, den ein Unteroffizier, im bürgerlichen Leben Bildhauer, mit Stuckwerk versehen hatte. Ein Fahrrad diente als Kronleuchter; drei Talglichter tropften herab. Glutrot warfen die Flammen aus dem Kamin ihren Schein über die feldgrauen Gestalten.

Eine Ordonnanz schwirrte an und brachte dem Herrn Bataillonsadjutanten die Meldung, daß die jungen Reserven soeben angekommen seien. Na, dann die Zugführer heran mit dem Parolebuch. Achtung! Ohren aufgespannt!

Am Abend vier Mann Lebensmittel requirieren. Um zehn Uhr Ablösung der ersten Schützenlinie durch die jungen Reserven. Tote und Verwundete aus den Schützengräben abholen. Morgen sieben Uhr Patrouillen zu je zwei Mann in der Richtung zur Windmühle ausschicken. Und zwölf Uhr Appell.

Die Zugführer notierten. „Entlassen, meine Herren. Ab!“

„Sieh da, Leutnant Borgers! Höchste Zeit, daß die jungen Reserven anrücken. Die Mannschaften der ersten Schützengräben sind schlapp und ausgehungert, da bei dem ununterbrochenen Artilleriefeuer des Feindes die vierundzwanzigstündige Ablösung nicht hatte eingehalten werden können. Offenbar bereitet er etwas vor, und die Schießerei sollte das nur verdecken. Aber was? Scheußliche Ungewißheit!“

„Offizierspatrouille zur Erkundung ausschicken,“ meinte Borgers.

„Hat sich was zu erkunden! Von allen Seiten hat der Feind sich mit Wasserläufen und Kanalarmen eingeschachtelt. Famose Stellung, uneinnehmbar.“

„Trotzdem.“

„Was trotzdem?“

„Durch!“

Und schon war der Lützower davon. Sie sahen ihm nach. Der da war ein Gewalttätiger, der macht's.

Aus dem Dunkel eines Höhlenganges, der vom Marktplatz abzweigte, kam ein Meldegänger: „Melde, daß zwei französische Verwundete eingebracht sind. Sie machten sich an unsern Drahtverhauen zu schaffen und wurden von uns abgeschossen."

„Dort behalten bis zur Ablösung! — Was für 'ne Bumserei war das soeben?"

Ein pfiffiges Lächeln auf dem wetterharten Gesicht des Mannes. „Unsre Patrolljen ham nachts vor der englischen Stellung eine lange Schnur befestigt. Daran ziehen wir mal ab und zu, und wenn das dann rasselt, schießen die Engländer wie doll los. Und dann lachen wir uns kapott und singen die Wacht am Rhein."

„Heute nacht Ablösung. Sagt's den Leuten. — Sonst noch was?"

„Die verwundeten Franzusen sagen, daß sie keine Franzusen sind, man hätt sie bloß in die Uniform ringesteckt."

„Werd's untersuchen."

Stimmen aus der Bismarckstraße ließen darauf schließen, daß die Leute auszogen, um Lebensmittel zu requirieren. Sie haben sich den Bedarf notiert: zwei Hämmel, Brot, Speck, Kognak, Kaffeebohnen, eine Pfanne. Aber was für 'n Baßbuffo beklagt sich denn da draußen? Wahrhaftig eine lebende Kuh.

„Jong, dat eß' en Franzus, die versteht keen Dütsch."

„Allons! Die Menagerie abgemurkst."

„Keine Tierquälerei!" rief Leutnant Borgers.

„Och nee, dem kloppe mir mit dem Kolben vor den Koppe, und dann das Krautmetzer ins Genick, und

ausjehaucht is se. Mit Sellerie und allerhand anjerührt, is se jenießbar."

Die ‚Fressage-Kolonne' zog aus und stieß mit den ‚Molchen' der Feldartillerie zusammen. Artillerie hat keine Feldküche. Die Mannschaft des Munitionswagens hatte in ihrer Höhle ein Feuerloch eingeschlagen, vier starke Äste um das Loch eingekeilt und daran den Kochkessel eingerammt. — Hurra! Da kommen auch die Kanoniere zurück, nachdem sie eine großartige Verschanzung angelegt haben, um den Feind irrezuführen. Sechshundert Meter entfernt bei dem zerschossenen Gehöft war mit alten Ofenröhren eine deutsche Artilleriestellung markiert worden. Die feindliche Artillerie schoß nun wie wahnsinnig in das blecherne Gerümpel hinein.

Ablösung vor! Der Kommandoruf donnert durch die Höhlenstadt. Die Reserven springen hoch. Die jungen Gesichter strahlen, Gewehr auf Schulter, Patronentasche umgeschnallt. Jetzt los in die erste Schützenlinie. Dem Feind ins Auge. Der große Augenblick ist da. Leutnant Borgers geht durch die schmalen Laufgräben voran, hinter ihm Ludwig, beide schweigend, aber die Herzen klopfen.

Er hat ihn ansehen müssen, den Jungen. Jetzt ging's ja auf Leben und Tod. In den vorderen Gräben gibt's nicht Sang und Spiel. Der Tod lauert. Weiß Gott, wer von der Ablösung noch zurückkommt!

Leise voran. Kein Laut. Die Dunkelheit wallt. Lange Schatten huschen über die Erdwände. Die Laufgräben sind eng und steil. Über die Brustwehr hängen die Wurzelstöcke der Sträucher. Dann klafft unversehens eine Lichtung auf. „Einducken!" Kalt

pfeift der Zugwind. Das Lehmwasser sickert am Boden und erzeugt einen muffigen Erdgeruch.

Achtung! Jetzt in den vorderen Schützengraben. Zwei Züge zur Nacht, doppelte Wachsamkeit in der Nacht. Und heute? Was birgt sich hinter dem Musiklärm, der vorhin aus den feindlichen Schützengräben herüberscholl?

Im Zickzack läuft der Schützengraben, um den feindlichen Geschossen kein einheitliches Ziel zu bieten. Am Schützenstand stehen ernst, stumm ausspähend die erzenen Männer. In starrer Wachsamkeit stieren sie hinter der Stahlplatte durch das Schießloch, den Finger am Abzugsbügel.

Schaurige Stille ringsum. Nur Musikklänge kommen vom Feind herüber. Plötzlich zeigt sich ein rotes, irrendes Licht am finsteren Horizont. Es sind Leuchtkugeln, die die Nacht taghell machen. Es surrt, es zischt, Knall und Krach einigemal dicht hintereinander, kurz und heftig. Der Schein erlischt, und wieder ist es stockdunkle, tückisch lauernde Nacht, bis es nochmals mit feurig sprühenden Nüstern durch die Nachtluft hervorspringt aus dem schwarzen Schlund — das mörderische Wehklagen der Schrapnells. Dann Totenstille. Rauschende Klänge aus den französischen Schanzgräben. Scharf und deutlich vereinzelte Rufe. Blitz, Krach, Donner. Deutsche Artillerie schießt über die eignen Schützengräben hinweg mit Flachfeuer. Es geht nieder mitten in die feindlichen Drahtverhaue, daß die Pfähle zersplittern.

Achtung: Ablösung! Die stummen Männer treten vom Schützenstand weg. Ablösung nach achtundvierzig Stunden. Jetzt für vierundzwanzig Ausruhstunden

in die Reservestellung zurück. Die Jungmannschaft vor! Zitternd, in feierlicher Kampfgier springen sie an den Schützenstand, über Leichen hinweg, die erst zur Nacht herausgeholt werden dürfen. Ach, ihr jungen Stürmer! Die ernsten Blicke der alten Leute ruhen auf ihnen. Noch schrecken sie zusammen, wenn's über ihnen hinzischt. Gilt's mir oder dir? Erst mal eine tosende Schlacht — und auch das ist vorüber. Auf die lähmenden Schrecken dann die stumpfe Gleichgültigkeit mitten im Todesgrauen. Nur noch der eine Gedanke: An dich kommt auch mal die Reihe — wann?

Trab, Trab verhallen die klatschenden Schritte der Davongehenden. Die Nacht fällt wie ein Bahrtuch.

In dem Laufgraben schleppte sich, auf einen Sanitäter gestützt, einer der französischen Verwundeten hin. Sein leises ingrimmig verhaltenes Klagen: „O Seigneur! O ma mère! . . .“ Sie legten ihn in einem Unterstand des hinteren Schützengrabens nieder. Die Deutschen reichten ihm ihre Feldflaschen.

„Eine Zigarette, Kamerad?“ Er nickte düster.

Da stand Leutnant Borgers im Kreis der Feldgrauen. Der Kerzenschein zuckte über die Gruppe hin. Ihre Schattenbilder fielen riesengroß auf die Lehmwände. Edison nahm die Ziehharmonika unter den Arm und horchte. Neben ihm hockte ein Lehrer, der eine Karte aufs Knie gelegt hatte und schrieb. Ein andrer neben ihm wartete voll Ungeduld auf den Bleistift. Vor ihm lag, behaglich ins Stroh gestreckt, ein Metzgerssohn, kramte die Trockenwürste aus seinem Paket und schnitt auch dem hinter ihm sitzenden Kameraden ein Stück ab. Da reichte der Lehrer den Bleistift her, und der Feldgraue schrieb:

Liebe Schwester! Ich teile Dir mit, daß ich gar nix von Dir höre. Viele Kameraden bekommen Pakete. Liebe Schwester! Ich habe noch keins gekriegt. Bist Du noch immer bei die alte Herrschaft? Liebe Schwester! Ich hätte eine Wurst, Speck und Tabak sehr nötig. Aber wenn Du kein Geld hast, laß man sein. Aber die andern bekommen viele Pakete. Liebe Schwester! Wir stecken hier manchmal bis zu den Knieen im Schlamm. Das tut man alles gern für das geliebte Vaterland. Liebe Schwester! Auf die Vorderseite hab ich meine Adresse geschrieben. Aber wenn Du kein Geld hast, dann laß man sein. Dein lieber Bruder August.

Kaum war er fertig, da horchte auch er auf. Leutnant Borgers sprach mit dem Verwundeten. Der versicherte wie der andre, daß er Belgier sei, daß man ihn in französische Uniform gesteckt habe. Düsterer Grimm auf seinem graufahlen, mit schwarzen Bartstoppeln überwucherten Gesicht. Er knirschte es mit zischenden Flüchen heraus: „Wir Belgier sind keine Armee mehr. Wir existieren ja nicht mehr. Wir haben aufgehört, für uns selbst zu denken, wir werden in die Lücken gestopft und dürfen nicht mucksen. Wir wurden überall vorgeschickt, in die satanischste Schießerei hinein, wir waren ja nur Belgier! Der Himmel verdamme sie!“ Ein Wutweinen schüttelte ihn. „Unsre glorreiche belgische Armee — alles verloren — alles verloren . . . Unsre Offiziere laufen nach Holland hinüber — wir armen Teufel stecken fest, wir werden bis zum letzten Mann hingemacht.“ Bei diesen Worten wies er straff mit dem Arm nach den französischen

Schützengräben hinüber, wo der lärmende Jubel in die Nacht hinausscholl. Seine fiebernden Augen standen offen. „Hoffentlich ist das nun wahr, was sie drüben feiern: daß die Russen endlich in Berlin eingezogen sind und die Misère bald aufhört."

„So," sagte Borgers, „also das feiern sie?" Er knöpfte seine Uniform auf, holte ein Zeitungsblatt hervor, übersetzte und las ihm von den Siegen Hindenburgs vor.

Ah, Hindenburg! Der Belgier lachte lautlos mit hämischer Grimasse. Hindenburg existiert ja gar nicht, Hindenburg ist ein Begriff, ein Schatten, ein Schreckname.

Der Lehrer hielt dem ungläubigen Thomas eine Ansichtskarte mit der ganzen bronzenen Statur des markigen Hindenburg hin. „Bitte, ansehen! Brille gefällig?"

Ein Lärm von Stimmen erhob sich um ihn. Jeder wußte ein Geschichtlein.

Und da sah er's, der Belgier, sah es mit starren Blicken. So stark, so frisch, so jubelnd war noch der deutsche Kriegergeist, so siegbewußt wie am ersten Tage. Er kauerte sich zusammen. „Bringt mich fort!" bat er. „Bringt mich fort!"

„Welchen militärischen Rang?" fragte Borgers.

„Caporal, Monsieur."

„Papiere?"

Der Belgier zögerte. Als aber Borgers Miene machte ihn zu untersuchen, gab er widerwillig die Papiere preis. Unter den Militärpapieren fand sich ein Tagesbefehl: Das 43. französische Infanterieregiment, die Elitetruppen, mit der glorreichen Erinne-

rung von Jena, stehen alarmbereit, Genietruppen in der Nacht noch an die Dämme vorrücken.

An die Dämme? Borgers' Blick haftete darauf fest. Als drohe es dort aus einem gefährlichen Schlund. An die Dämme — Teufel! Welch scheußlicher Gedanke schießt ihm da auf? Wenn die Dämme aufbersten, die Flut entfesselt wird . . . Heiß toste es ihm durch den Körper. Ein Blick auf den Tagesbefehl. „Gegeben im Chatelet." Im Chatelet befindet sich also das Hauptquartier.

„Wo liegt das?"

Borgers mußte die Frage nachdrücklich wiederholen, ehe der Belgier mürrisch antwortete: „Wenn Monsieur Lust hat, im Weinkeller des Chatelet vorzusprechen, wird er gute Gesellschaft vorfinden. Oh par exemple! Man kann famose Feste im Chatelet feiern. Für Monsieur wird es ja ohne Zweifel eine Bagatelle sein, durch unsre Schützenlinie zu gelangen, durch die Stellung der Engländer, dann durch den Wald, wo das französische Gros seine Zelte errichtet hat — eh bien, und am Waldrand steht das Chatelet."

Borgers stand vor ihm, die Hände auf den Hüften, die Beine gespreizt, in seinem Gesicht leuchtete die Kühnheit, das Aufsprühen eines funkelnden, verwegenen Kriegergeistes. „Korporal, diese Nacht bin ich im Chatelet!" Damit machte er kehrt und war verschwunden.

Wie betäubt sah der Verwundete ihm nach. —

Die Nacht hing dicht wie ein schwarzes Tuch. Zwei Männer verschwanden darin. Ein tollkühnes Unternehmen. Dieser Lützower! Und nur der Fahnenjunker mit ihm. Prächtiger Stift, dieser kleine Jun-

ker. Hat sich da mit der Aussage gegen die Ambulanzbaronin vergaloppiert und will nun die Scharte glattweg durch eine Heldentat auswetzen.

Das Artilleriefeuer ist eingestellt. Man wollte denen drüben ja bloß etwas mit dem Brummbas ins Orchester hineinspielen. Morgen mittag wird's wieder anheben. Wegen des Nebels kann die Artillerie beiderseits nur mittags losfunken. Aber dann gründlich, ein Artillerieduell, daß das Gelände bebt. Mit Infanterie ist da nichts mehr zu machen. Hat sich wie Maulwürfe eingegraben. Alles unterirdisch, und kein Aktionsfeld mehr. Sie lauern und warten. Warten und werden wie die Panther losspringen, wo sie die Lücke im Feinde finden. Aber wo ist die Lücke? Warten und hoffen.

Man wird dem Lützower eine Sicherheitspatrouille nachsenden. Wenn er die Raketen steigen läßt, soll deutsche Artillerie losballern, um die Feinde zu beschäftigen. Also ein Unteroffizier auf Beobachtungsposten. Achtung! Wachen und warten. —

Im Walde liegen die Franzosen alarmbereit, Gewehr im Arm. Sie liegen in Laubhütten, sie führen keine Zelte mit sich. Sie haben die Äste und Zweige von drei, vier Bäumen ineinandergebrochen und geflochten zu Schutzdächern und Laubgängen. Ah, camarade, merci bien! Man schleppt auch ihnen einige Körbe Flaschen aus dem Chatelet her. Siege feiert man mit Sekt. Und ein famoser, ein magnifiker Sieg ist's, da nun das russische Hauptquartier in Berlin ist. A votre santé, englische Kameraden! Der Reverend hat den Engländern eine adorable Predigt im Walde gehalten. Und gebetet haben sie zum Schluß

wie die Beguinen: Herr Gott, nun haben wir für die Unsern gebetet, aber getreu der christlichen Lehre wollen wir auch für unsre Feinde beten. Du hast den Geist des deutschen Kaisers mit Wahnsinn umnachtet, du hast den deutschen Kronprinzen Selbstmord begehen lassen. Nun laß, o Herr, deines Zornes genug sein und sei ihnen wieder gnädig. Amen.

Zwischen zwei Wasserläufen auf eine schmale Front vorgeschoben das englische 11. Kings-Scottich-Broderers Regiment. Ein Korporal gibt im Gehölz ‚Belle Marie' seiner Gruppe den Tagesbefehl:

> „Parade 9 Uhr 30; 3,15 Ansprache durch General Ferguson, Kommandant der 14. Infanteriebrigade; 5 Uhr Stellung am untern Wasserlauf nahe der Mühle beziehen zum Sturm auf den Wasserturm. Pardon soll nicht gegeben werden!"

Eine Leuchtkugel schwirrte auf, machte die Gegend taghell. Von den französischen Gräben her kam's. Man mußte sich versichern, ob der Feind einem nicht die Festnacht überrumpelte.

Hinter den Wasserläufen schanzten die Pioniere. Tiefer wurden die Gräben, eng und schlammig. Im Unterstand am Feldtelephon Marcel de Pont-Neuve. Teufel! was rief man in den Apparat? Der König komme?

Peinlich verzerrte sich sein Gesicht. Warum kommt er, der König, warum kommt er immer wieder? Er wird sie alle in den Tod hetzen, alle.

Aus dem muffigen Dunkel des Grabens tranchée de la mort klirrt's herüber, Hacken, schurfende Spaten, keuchender Männeratem.

Dann eine Stimme weit in dem Graben tranchée de bon espoire, eine Stimme hohl und schwer:

„Soldaten — grabt — grabt — ihr grabt euch den Weg in die Heimat zurück!“

Spät in der Nacht konnte Pont-Neuve seinen Posten verlassen. Auch Jehotté hatte Ablösung. Die beiden Offiziere stapften durch den Wald dem Chatelet zu. Ein Sergeant mit der Laterne voran.

„Joffre ist beim König. Das bedeutet die Entscheidung, Pont-Neuve!“

„Jehotté, Ihr ewig hoffendes Temperament ist mir ein Greuel. Es tut mir körperlich weh. Bitte, schweigen Sie!“

Am blanken Nachthimmel zeigten sich die Umrisse des Landschlößchens. Ein lebhaftes Treiben entwickelte sich. Autos rasten davon, Reiter sprengten nach. Das Hauptquartier war mitten in der Nacht verlegt. Aber niemand wußte, wohin.

Ein französischer Offizier des 43. Regiments winkte den Ankommenden von der Freitreppe entgegen. „Eh, messieurs! Ihr guter Engel führt Sie her. Wir haben da ein paar wunderbare Sektmarken angeschleppt.“

Durch die offene Saaltür drang lautes Gewirr von englischen und französischen Stimmen heraus.

An dem langen Tisch unter dem Kronleuchter saß noch ein Generalleutnant mit mehreren englischen Offizieren in Verhandlung, vor ihnen Mappen, Akten, Tagesbefehle. Das mußte alles noch erledigt werden, bevor man sich zum ‚Pläsier‘ zurechtmachte.

Der entscheidende Augenblick nahte. Die große Offensive. Joffre hat da einen grandiosen Plan er-

sonnen. Angriff auf der ganzen, langen, ungeheuerlichen Front und gleichzeitig Küstenbeschießung.

„Unsre neuen Monitore," schaltete der Engländer ein und warf sein Käppchen aufs Ohr, „sechs Fuß Tiefe, wissen Sie!"

„Ha! Und dann das französische Geschwader, das die Dämme aufreißt!"

„Comment? Was sagten Sie — die Dämme —"

„St! Das sagt man nicht, das denkt man sich bloß aus. Eine Sintflut soll hinrauschen über das Heer der Barbaren. Still! Dieser Pont-Neuve wandelt wie ein Menetekel daher. Man muß sich vor diesen belgischen Offizieren in acht nehmen. Sie sind angeschossene Eber."

„Dear me! Sie sind Feiglinge. Hat der König nicht einige von ihnen degradieren müssen?"

Da stand Marcel de Pont-Neuve hinter seinem Stuhl. Seine Stimme fiel heiser erstickt auf ihn: „Mylord, es waren des Königs beste Offiziere. Aber sie hatten das Herz nicht, mit anzusehen, wie der letzte Tropfen Wallonenblut dahinfließt."

„Pont-Neuve, sprich nicht so!" Jehotté schlang den Arm um Marcels Schulter und riß ihn stürmisch von dem Stuhle fort. „Noch ist Belgien nicht verloren! Noch steht der König auf dem Boden s e i n e s Landes!"

Pont-Neuve wand sich aus seinen Armen los, lachte schrill in den Saal: „Ganz recht, ganz recht! Von Belgiens 29 456 Quadratkilometern sind nur vierzig von den Deutschen n i c h t besetzt!"

Der Engländer sagte, es ihm verweisend, über die Schulter zurück: „Wenn Sie bloß nicht wie ein töricht-

ter Knabe losschreien wollten! In acht Tagen haben wir diese mad dogs unter Maulkörben."

Pont-Neuve knirschte mit den Zähnen: „Was versteht Mylord unter mad dogs? Ich verstehe nämlich ebenso wenig Englisch wie Mylord Französisch."

„Tolle Hunde, Monsieur, tolle Hunde."

„Ah, nun begreife ich, warum Mylords Hosenboden zerfetzt ist."

Der Generalleutnant schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: „Pont-Neuve, wollen Sie beleidigen?"

„Ja, ich will's! Ich will diesen Herren hier die Wahrheit sagen. Ich will Ihre Lügen, womit sie uns füttern, lächerlich machen. An seinen Freunden verblutet Belgien. Wenn der Krieg zu Ende ist, wird das belgische Volk diese Herren auf die Anklagebank bringen!"

Der Generalleutnant sprang auf, sein zu langen Enden herabgedrehter Schnurrbart zitterte unter der Heftigkeit seiner Worte: „Monsieur de Pont-Neuve, ich spreche Ihnen das Recht ab, ein ehrenwerter Offizier Ihres tapferen Königs zu sein."

„Mon Commandant, ich begebe mich dieses Rechts." Pont-Neuve zog den Degen aus der Scheide. „Ich habe auf diesen Degen meinem König den Eid der Treue geschworen. Den Eid breche ich heute, weil ich mein Vaterland liebe, weil ich seinen letzten Seufzer, seinen letzten Blutstropfen nicht opfern will! Gott schütze mein Belgien!" Mit diesen Worten brach er den Degen entzwei, warf die Stücke zu Boden und stürmte hinaus.

Jehotté griff sich an die Stirn, wollte sich dem Freunde nachwerfen, ihn halten, ihn beschwören.

„Jehotté,“ schnarrte ihn da die gellende Stimme des Generalleutnants an, „Sie haben nicht mehr die Ehre, diesen Herrn zu kennen!“

Der Engländer machte eine abwehrende Handbewegung: „Warum so viel Lärm? Er ist betrunken.“

Da plötzlich erscholl draußen eine donnernde Stimme: „Hands up!“

Und schon stapfte es durch den Korridor — schwere Stiefel. Da stand es in der strahlenden Lichtfülle der Saaltür. Ein deutscher Feldgrauer. Die Helmspitze fast am Querpfosten der Tür. Der Lützower!

„Im Namen des Kaisers! Stillstehen! Keinen Laut!“ rief er und ließ mit vorgehaltenem Revolver die stahlharten Blicke zwingend in die Runde gehen. „Meine Herren, Sie werden diesen Saal nicht mehr lebendig verlassen, sobald Sie Laut geben. Legen Sie Ihre Waffen auf den Tisch und heben Sie die Hände hoch. Verharren Sie so fünf Minuten. Ich habe hier nur eine Kleinigkeit nachzusehen und werde Sie nicht weiter belästigen. Freilich müssen Sie gestatten“ — er trat auf ein Fenster zu und rollte den Vorhang zurück — „daß ich Sie etwas überwachen lasse.“

Eine Helmspitze und ein Gewehrlauf wurde hinter den Scheiben sichtbar. Sie standen alle in einem Augenblick jähen, todentsetzten Erstarrens. Mitten unter den eignen Truppen dieser Überfall! Aber mehr als dieses niederschmetternde Ereignis verblüffte sie die zwingende Sicherheit des deutschen Offiziers. So spricht nur einer, der draußen seine Kompagnie im Rücken hat.

Klirrend flogen die Degen auf den Tisch.

Leutnant Borgers' Blick haftete schon auf einem

Schriftstück. Es stak halb noch in der Mappe. Mit einer umfassenden Handbewegung schob er die Papiere zusammen, griff die Mappe auf, schob sie unter den Arm und sah ruhig auf seine Uhr. „Sehen Sie, meine Herren, noch nicht einmal fünf Minuten.“ Und nun sprach er das Folgende auf Französisch und Englisch: „Feiern Sie nun ruhig weiter, meine Herren. Die Russen sind zwar noch nicht in Berlin, aber Sekt läßt sich auch ohne das ganz gut trinken.“ Dann, mit einer Handbewegung zu dem Generalleutnant hinüber: „Ich bitte diesen Herrn, eine Strecke Weges mit uns zu gehen. Geschieht das Geringste zu unsrer Verfolgung, so wird der Herr Generalleutnant leider nicht mehr den Einzug der Russen in Berlin erleben. Guten Abend, meine Herren! Herr Generalleutnant, darf ich bitten?“

Ein Ruck ging durch die Runde, ein Zucken nach den Waffen hin. Aber der Lützower hatte die Waffen schon an sich genommen. Er ließ den Generalleutnant vorangehen. Weit offen blieb die Saaltür.

Draußen ein Befehl: „Die Wache wird mitgenommen!“

Stumm standen die Offiziere und horchten in die Nacht hinaus.

War das —? Ja — ein Zischen durch die Luft — ein Knacken — Sprühen. Jehotté sprang ans Fenster. Eine Rakete sauste himmelhoch, ein zischender Feuerstrahl. Diable! Was bedeutete das? Ein Signal? Jetzt . . . Ja, ja — von den deutschen Schützengräben kommt's her, Krach und Krach, blitzende Gewehrschüsse, aufleuchtend in dem schaurigen Dunkel. Und Takatakataka — ein unsichtbar im unendlichen Himmels-

raum verlorenes hölzernes Gelächter. Es antworteten die Maschinengewehre rasselnd, prasselnd, wie durcheinandergeschüttelte Blechgeschirre. Heulen und gellendes Pfeifen erschütterte die Lüfte. Vulkane lohen aus gähnenden Abgründen. Leuchtkugeln schwirren auf, ein gleißendes, fahles Licht macht alles taghell. Der Franzosenwald steht wie ein leuchtender Irrgarten darin. Schwankende Gestalten, ganze Reihen vorwärts taumelnd. Avancez! Zum Angriff! Pfeifensignal. Avancez mit Bajonett! brüllt's über die Belgier hin. L'arme blanche! von französischer Seite her.

Sie stürzen aus den Laubhütten hervor, sie werfen sich in das Feuern und Tosen und Krachen. Dieu, non! Sie werden geworfen! Fahle, angstgrinsende Gesichter erscheinen in der gleißenden Helle.

„Pardon, caporal, pardon!"

„Avancez, sacredieu! Avancez!"

„Je suis père de six enfants, moi!"

Alaaaarm! Die Deutschen springen aus ihren Gräben! Drängen durch die Drahtverhaue! Alaaaarm ... Belgier auf! Jetzt gilt's! Jetzt oder nie! Grabt! Grabt! Grabt euch den Weg in die Heimat zurück! Franzosen! Pour la patrie!

Sprungauf, Marsch! Marsch! Hinter den Liegenden, Kriechenden her stürmt das Gros. Französische Offiziere voran, werfen den Säbel fort, entreißen einem Verwundeten das Gewehr, werfen sich in die Reihen ihrer Soldaten. Nicht mehr schießen! Vor mit l'arme blanche!

Da schießen die Soldaten noch wie wahnsinnig weiter. Schießen auf die vor ihnen liegenden Kame-

raden. Die springen auf, werfen die Arme. Zurück! Kommandos brüllen. Das Gros besteht aus flämischen Soldaten, die die französischen Offiziere nicht verstehen. Die vorderen Reihen stürzen in die nachdrängenden zurück. Ein Gewühl, ein Wälzen. Und in den Menschenknäuel zischt die Granate hinein.

Da brechen die Engländer aus ihren Verschanzungen hervor. Geduckt springen sie wie Raubtiere auf und sind nun hinter dem Gros, das in wilder Panik zurückdrängt. Sie keilen die Masse ein, sie treiben sie vor, sie werfen sie dem mörderischen Feuer hin. Da gibt's kein Zurück mehr. Da stürmen sie mit wahnwitziger Todesverachtung, stürzen in Lanzen und Bajonette hinein. En avant gegen die Allemands!

Und in das Tosen und Donnern und Blitzen stöhnt der Jammer einer ganzen Welt.

Der Franzosenwald steht in Brand, die Laubhütten sind brennende Dornbüsche. In die Baumstämme platzen die Geschosse. Die flammende Lohe fackelt empor.

Durch den schaurigen Schein jagten die reiterlosen Pferde, dumpfpolternd ihre Hufe über den Waldboden, gell ihr Gewieher, blutigtropfende Mäuler. Und eines, das starr, mit hängendem Kopf in einer Blutlache steht. Steht unbeweglich. In dem entsetzlichen Gewimmel des grellen Feuerscheins der erstarrte Schatten.

Das Tier schnuppert und leckt über das Leblose da vor ihm hin ... Ein toter Reiter. Halb um ihn gewickelt ein beschmutztes, zerfetztes Fahnentuch ... schwarz-gelb-rot ... Als habe er sie aus dem mörderischen Gewühl herausgezerrt und mit sich gerettet: die letzte Fahne der Wallonen — —

Fern brüllt die Schlacht. Der Morgentau fällt. Näher immer näher das deutsche Hurra.

Da fanden sie ihn, wo sein Pferd die Totenwacht hielt: Marcel de Pont-Neuve.

In seiner Brieftasche die Aufzeichnungen von seiner abenteuerlichen Fahrt und Flucht im Kampfgebiet des Lütticher Beckens.

Man traf in den eiligst hingekritzelten Zeilen auf den Namen des Lützowers, Franz Borgers. Und von seinem Hauptmann empfing Borgers dann die Brieftasche, Ring und Uhr mit dem Medaillonbild Yvonnes. Er möge das den Verwandten, deren nähere Adresse oder etwaiger Aufenthaltsort ihm ja wohl bekannt sein dürfte, zukommen lassen.

Wie eine Erschütterung wirkte es auf Borgers. Marcel de Pont-Neuve ... toter Feind ... deine letzte Gabe in die Hand des Lützowers ...

Nun wird er einmal ... mit diesem Vermächtnis ... zu ihr gehen müssen ... Yvonne! ...

Mit rätselhaften Augen gleitet ein Geschick vorüber.

Die Luft tropfte. Der Nebel fiel. Noch ein drohendes Murren fern, fern, wo das Weltmeer stürmte.

Dann kam ein Sausen durch die Luft, aus der Ferne, von dort, wo der Horizont auf dem wallenden Meere lag. Wie ein strömendes Rauschen klang's, und es gurgelte, wallte, sprudelte, zischte in plätschernden Wasserläufen los. Ein wühlender Fluß — nein, ein schaumpeitschender Strom — ein tosendes Meer! Es riß Wälder um, schwemmte Hügel mit; ganze Dächer schwammen auf seiner tosenden Flut. Die Deiche waren durchbrochen, das Meer war entfesselt. Die Kanäle

waren geborsten — die Sintflut über die Deutschen! Was die Waffen nicht mehr gegen sie vermögen, das soll nun das brausende Meer vollbringen.

Dann flattre hoch empor, du letzte Fahne der Wallonen! Es reite der König voran. Zurück in die Heimat! Nun mag er kommen, der Hunnenkaiser, und die Trompeten blasen lassen!

Da kam er wirklich, der Kaiser, und seine stolzen, unüberwindlichen Heerscharen jauchzten ihm zu.

Das war die große Stunde, als durch die Reihen der Krieger der Ruf scholl: „Der Kaiser kommt! Die Bataillone zur Parade!"

Da ritten, da marschierten, da stürmten sie heran, alle Waffengattungen, unabsehbare Reihen, grau in grau, lang hin eine stählerne Mauer.

„Die österreichische Motorbatterie vor!"

Auch sie, die treuen Bundesgenossen, die tapferen Brüder, sind mit dabei, eng jetzt verwachsen mit deutschem Fleisch und Blut.

Marsch, Marsch, die Bayern! Löwen in der Schlacht. Drauf und drauf!

Und Helm an Helm. Feldmützen dazwischen, zerschossen, zerschlitzt, zerfetzt. Rauchschwarze Gesichter, verwegen und treu. Hurra, die Preußen! Die Brandenburger!

„Präsentiert! Majestät kommt!"

Trommelwirbel, als berste das Kalbsfell. Die Helme fliegen grüßend empor, die Feldmützen werden geschwenkt, die Fahnen geschwungen, die Säbel gezückt. Der Kaiser kommt! Unser Kaiser! Nie war er so unser!

Da gerät die Paradelinie ins Schwanken, da bannt sie kein Kommißdrill mehr, da braust die stür-

mische Begeisterungswoge ihm entgegen, für ihn, in dem sie das Vaterland lieben.

In die jubelnden Reihen hinein ritt der Kaiser, hoch zu Roß, in feldgrauer Uniform, den Helm in der Stirn, die Hohenzollernblicke leuchtend, doch todernst.

Hinter ihm wehte die Kaiserstandarte, gruppierte sich das glänzende Gefolge.

Ein himmelstürmendes Hurra zerriß die Luft in tosendem Widerhall und prallte in den dumpfen Donner der Geschütze.

Der Kaiser hebt die Hand, winkt und grüßt: „Morgen, Kameraden!“

„Morgen, Eure Majestät!“ Ein Gruß wie rauher Schlachtgesang.

Ein Fünfundvierzigjähriger steht mitten in den Reihen der jungen Mannschaften.

Majestät hält bei ihm an. „Was sind Sie für ein Landsmann?“

„Rheinländer, Eure Majestät.“

„Freiwillig gemeldet?“

„Ja, Eure Majestät.“

„Brav so.“

Dem Manne gehen die Augen über. Mit zitternder Hand hebt er das Gewehr: „Hoch lebe der Kaiser!“

Da jubeln drüben auch die Österreicher los. Der Kaiser reitet zu ihnen, beugt sich herab und reicht einem Offizier die Hand.

Und ‚Hurra! Hurra! Hurra!‘ von der Flanke her, wo die Berliner auf ihren Kaiser warten. Sie kamen eben erst aus dem Gefecht.

Majestät fragt: „Nun, wie denken Sie denn über den feindlichen Angriff?“

„Majestät, wir jehn feste druff wie Blüchern!“

Lachend reitet der Kaiser davon, um gleich darauf bei einem strammen, eisenfresserisch dreinsehenden bärtigen Landwehrmann anzuhalten: „Was für ein Landsmann?“

„Pfälzer, Eure Majestät.“

„Auch die Pfälzer haben sich wacker geschlagen und den Feind aus ihrer schönen Heimat ferngehalten.“

Dann spricht der Kaiser mit dem Kompagnieführer: „In Lothringen hat eine Landwehrbrigade eine aktive, durch eine Alpendivision verstärkte französische Brigade einfach geworfen.“ Und sein blitzendes Auge geht über sie hin: „Bravo, Landwehr!“

Da gibt's kein Halten mehr, da fegt's wie Sturmwind durch die kampflodernde Luft, ein einiger, brüderlich feierlicher Sang: ‚Es braust ein Ruf wie Donnerhall!‘ Ein einig Volk von Brüdern. Schulter an Schulter, Hand in Hand, Schwur und Eid und Schwertklang: Deutsche und Österreicher. ‚Fest steht und treu die Wacht!‘ Die Schlachtenfeuer leuchten. Die Geschütze donnern.

Einer aus dem kaiserlichen Gefolge reitet zu Majestät heran, um ihn auf den Lazarettzug aufmerksam zu machen, der im freien Felde hält.

Da rasseln und klirren die Fenster. Die bleichen Hände winken hinaus. Und der Einarmige und der mit dem Lungenschuß und der mit dem schrecklichen Verband um den Kopf und alle und die da schon mit sterbenden Augen liegen — sie grüßen den Kaiser! Mit letztem Hauch. Mit letztem Blick.

Weit im Abendrot ragen die Standarten.


Princeton University Library
32101 066908391

